Kleine Erzählungen

des

alten Pfarrers von Mainau.

Von

Friedrich Jacobs.

Paed. Pr.
1630

Jacobs

Schriften für die Jugend

von

Friedrich Jacobs.

Drittes Bändchen.

Kleine Erzählungen.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1844.

Kleine Erzählungen

des

alten Pfarrers von Mainau.

Ein Buch

zur

Unterhaltung der Jugend.

Nebst einem Vorworte für erwachsene Leser

herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig,

in der Dyk'schen Buchhandlung.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort

woraus

der Leser sehn kann,

was der

Pfarrer von Mainau

für

ein Mann war,

und

wie er über manche Gegenstände der Zeit sprach und urtheilte.

Wer die Feierabende in Mainau gelesen und die Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau in die Hand genommen hat, der ist auch mit den Verhältnissen nicht unbekannt, in denen der Herausgeber dieses Buches mit dem nun seit mehrern Jahren verstorbnen Freunde und seiner Familie gestanden hat. Er weiß dann, daß der Verstorbene viel Schriftliches hinterlassen, wovon eben die Aehrenlese eine Auswahl enthält, und daß Vieles darin steht, was Jener in seinem langen, mannichfaltig bewegten Leben erfahren und gedacht hat. Nun weiß ich, daß an dem, was bis jetzt daraus öffentlich bekannt gemacht worden ist, mancher Vater und manche Mutter Freude gehabt hat; und da ich bisweilen gefragt worden bin, ob denn der Vorrath des mainauischen Nachlasses erschöpft sey, hab' ich mich bewegen lassen, in müssigen Stunden und zu meiner Erholung eine neue Auswahl herauszugeben, in welcher hauptsächlich dasjenige zusammengestellt wäre, was der Jugend nützlich und angenehm zu lesen seyn möchte. Denn wie mich in früherer Zeit Amt und Beruf mit der Jugend in Verbindung brachte, so ist es mir auch jetzt noch erquicklich, mit der

jüngern Welt und, wo mir dieses gebricht, mit der Vergangenheit zu leben, demzufolge, was der Pfarrer von Mainau einmal sagt: „Um die Pflanze der Gegenwart frisch zu erhalten, muß man sie fleißig mit dem Thau der Erinnerung benetzen lassen;" und wie man im Alter gern die Briefe abgeschiedner Freunde durchblättert, um sich durch den Wiederschein der sonnenhellen Tage eine wehmüthige Freude zu bereiten; so habe ich in diesem Geschäfte zuerst für mich selbst — was mir ja wohl Niemand mißgönnen wird — Erheiterung und Aufrichtung, und dann für die nahe und ferne Jugend eine nützliche und belehrende Unterhaltung gesucht. Zwar unmittelbar auf Belehrung war es dabei nicht abgesehn; wie denn auch ursprünglich diese Blätter von ihrem Verfasser nur in der Absicht niedergeschrieben wurden, das, was er erlebt oder von Andern gehört hatte, durch Wort und Schrift festzuhalten, ohne dabei an einen weitern Gebrauch oder gar an öffentliche Bekanntmachung zu denken; da aber seine Gedanken sich immer auf das Ernste richteten, auch wenn er zu scherzen schien, und, nach Beruf und eigenthümlicher Gemüthsstimmung, ganz unabsichtlich eine religiöse Richtung nahmen, so enthalten auch die meisten seiner Erzählungen entweder in ihrer ganzen Fassung, oder in einzelnen Beziehungen, oder in der Anwendung den Samen nützlicher Lehre, der ja, nach der alten Bemerkung, dann am besten Wurzel faßt, wenn er ohne Förmlichkeit ausgestreut wird. Manches sollte auch wohl nur als Bild des Lebens überhaupt dienen, das in seinen mannichfaltigen Erscheinungen, sie mögen sich nun als Weisheit oder als

Thorheit zeigen, immer belehrend und zum Nachdenken auffordernd ist.

Mein alter Freund sagt einmal auf einem seiner Erinnerungsblätter: „Jede Idee, deren man sich bemächtigt, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes;“ und ein andermal: „Die besten und geistreichsten Gedanken Andrer werden unbenutzt an uns vorübergehen, wenn sie nicht Etwas in unsrer Seele finden, woran sie sich halten und befestigen können. Man muß sich also durch eignes Bemühen einen Schatz im Innern schaffen, der eine anziehende Kraft gegen das, was uns von Außen kömmt, übt, und sich so gleichsam von selbst vermehrt.“ Diesen Grundsatz befolgte er bis zu seinen letzten Augenblicken, und wie er selbst nicht leicht an irgend einer Erscheinung gedankenlos vorüber ging, so wußte er auch bei Andern in dem freien Gange der Unterredung, ungesucht und unabsichtlich, Gedanken anzuregen. Darum fühlte man sich in seiner Gegenwart und im Gespräche mit ihm geistreicher als man wirklich war; die Gedanken strömten reichlicher zu; und in der edeln Aufregung erwachte der Wunsch und das Streben, diesem guten und weisen Manne ähnlich zu werden.

Diese Wirkung ging nun freilich auch aus seiner ganzen Persönlichkeit, seiner edeln Gestalt, dem belebten Ausdrucke seiner Mienen und Blicke, dem milden Tone seiner angenehmen Stimme, so wie aus der ganzen Art seines Benehmens hervor; zunächst aber war es doch der religiöse Sinn, der sein ganzes Wesen durchdrang, was seinem Gespräche, so fern es auch von

aller homiletischer Pedanterei war, eine durchaus unbeschreibliche milde Würde gab. Auch das trug nicht wenig zu der wohlthätigen Wirkung, die sein Umgang hervorbrachte, bei, daß man wußte, Lehre und Leben sey bei ihm Eins; sein Inneres sey nicht minder rein und edel als sein Ausdruck und seine Sprache, und der sanfte Ernst, der in seiner Unterhaltung herrschte, sey eben nur das Bild der Gewissenhaftigkeit und Milde, mit der er das Amt des Lehrers und Seelsorgers seiner Gemeinde verwaltete. Von welcher Art aber seine Religion war, wird am Besten aus einigen seiner Aeußerungen erkannt werden, die bei verschiednen Gelegenheiten in meiner Gegenwart Statt fanden, und die ich hier um desto lieber mittheile, da sie nicht nur den Mann nach seiner eigenthümlichen Weise zeigen, sondern auch einige der wichtigern Gegenstände der Zeit berühren.

Es war eines Tages von einem Pfarrer der Nachbarschaft erzählt worden, der bei dem Antritte seines Amtes in seiner ersten Predigt schele Blicke auf den Vorgänger geworfen, und diesen und Alle, die des wahren Glaubens, das heißt des Glaubens, den Er für den wahren hielt, ermangelten, mit faulen Hirten verglichen hatte, welche statt der fruchtbaren Weide am Bache Kedron, ihre Heerde auf das dürre Feld der Aufklärung und zu den giftigen Weiden des Unglaubens führten. „Ihr habt, hatte er unter Andern zu seiner Gemeinde gesagt, an der Wand getappt wie die Blinden, und seyd umher geirrt wie die, so keine Augen haben; aber das Licht soll Euch hervorbrechen wie das Morgenroth; es soll gebaut werden was lange wüste gelegen hat. Ich, hatte

er hinzu gesetzt, ich will Dich führen auf den Weg der Wahrheit; ich will Dich schweben lassen über den Höhen der Erde. Dann wirst Du Lust haben an dem Herrn.“ Auf diese Weise wendete er die Worte des Propheten auf sich und seinen Ruhm zum Nachtheil des Vorgängers an, dessen Andenken bei der Gemeinde in hohen Ehren stand. Diese fühlte sich durch so ungewohnte Rede tief gekränkt. Wie, sagten sie unter einander, kein wahrer Christ sollte der selige Mann gewesen seyn? Ist er uns nicht mit den Seinigen durch ein unbescholtnes Leben ein lehrendes Beispiel und Muster geworden? Hat er nicht uns Allen Liebe bewiesen, Vielen geholfen mit Rath und That, und lieber selbst Noth gelitten, als Andre Noth leiden lassen? Hat er nicht, wie das Evangelium gebietet, die Hungrigen gespeißt, die Nackten gekleidet, und mehr als Einen, der zu Grunde gehen wollte, dem Verderben entrissen? Wie soll denn der Mann ein fauler und schlechter Hirt gewesen seyn, der uns bei der Taufe unsrer Kinder, im Beichtstuhle, auf der Kanzel und in der Kinderlehre mit so erbaulichen Worten zu ermahnen und zu erschüttern wußte? Und wir? sind wir denn etwa durch ihn reißende Wölfe geworden, oder Heiden, die von Gott nichts wissen? Ist auch der Eine oder der Andre nicht so, wie er seyn sollte, so ist das doch fürwahr nicht die Schuld des guten alten Mannes, der gern Alle so fromm gesehn hätte, wie er selbst war, und wenn er Einen auf dem unrechten Wege sah, keine Mühe sparte, um ihn zurecht zu weisen, und wenn es ihm gelang, eine Freude darüber hatte, als ob ihm selbst ein großes Glück zu Theil geworden

wäre.“ So hatten die Leute unter einander gesprochen, und indem Jeder Etwas zum Ruhme des verehrten Mannes erzählte, hatten sie auf seinem Grabe, das der neue Pfarrer mit Dornen bewarf, schöne Blüthen der Dankbarkeit und Liebe ausgestreut. Die Folgen waren betrübend. Denn da die Gemüther einmal verletzt waren, und der widrige Ton, der in der ersten Predigt angeschlagen war, auch in den folgenden fortklang, so konnte Vertrauen und Liebe nicht aufkommen; ja der Same des Unwillens ging so reichlich auf, daß die sonst so gut geartete und friedliebende Gemeinde fast verwilderte, in Streit und Proceß mit ihrem Pfarrer gerieth, und dieser endlich, da er sich ungemessenes Schmähen und Schelten auf der Kanzel erlaubte, vom Amte weichen mußte.

Bei dieser Veranlassung nun sagte mein alter Freund: „Es ist fürwahr kaum zu begreifen, wie ein Mann, der den Beruf übernommen hat, die Menschen durch die Religion der Liebe zum Guten zu führen, so ganz vergessen kann, daß das Wort der Lehre keinen Eingang findet, wenn ihm nicht der Glaube der Hörenden an den Lehrer den Weg bahnt. Der Glaube an den Lehrer ist die Frucht der Achtung und Liebe zu ihm. Die Blume wendet sich nach dem Lichte, und das Herz des Menschen dahin, wo es Liebe findet. Wie soll man aber an die Liebe des Herzens glauben, wenn der Mund die Andersgesinnten schmäht und verdammt? Nie soll in Sachen des Glaubens und der Lehre die eigne Ueberzeugung unduldsam machen; nie der hochmüthige Wahn Wurzel fassen, daß man im ausschlie=

ßenden Besitze der Wahrheit sey. Nichts erkältet das Herz mehr als ein solcher Wahn, das mißgeschaffne Kind der Selbstsucht und oft zugleich auch der Bequemlichkeit. Als ich die theologische Laufbahn betrat, war ich nicht ungeneigt, eine starre Anhänglichkeit an gewisse Sätze des Glaubens zu fassen, die meine Lehrer mir als vorzüglich und wesentlich gezeigt hatten, und mir keine andre Auslegung derselben zu gestatten, als eben die aus dem Munde meiner Lehrer empfangene. Das währte einige Zeit. Nun fing ich aber an, mich in der Geschichte der Kirche und ihrer Lehren umzusehn, und wurde hier gewahr, daß sogleich mit der Bildung einer Kirche und eines geistlichen Lehrstandes fast alle ihre Meinungen auf das Heftigste bestritten worden, daß bald diese bald eine entgegengesetzte Deutung für wahr gegolten, daß die Wahrheit oft nur durch entschiedene Gewalt, oder das höchst bedenkliche Kriterium der Mehrzahl festgestellt war; daß sich die Gegenstände des Streites mit jedem Jahrhunderte vermehrt, der Zwiespalt der Parteien immer größer geworden, und in dem erbitterten Kampfe zwar der Haß der Kämpfenden gewiß und entschieden, die bestrittne Glaubenslehre aber keineswegs gegen fernere Angriffe sicher gestellt war. Dieß führte mich zu weiterm Nachdenken, und je mehr ich an Einsicht gewann, desto fester stellte sich die Ueberzeugung in mir, daß die Lehren, denen die Streitlust eine so große Wichtigkeit gegeben hat, diese in den Augen Gottes unmöglich haben könnten; daß wenn sie, wie man glauben machen wollte, die unumgängliche Bedingung der Seligkeit wären, Gott sie in seinen Offenbarungen

nicht durch leise, schwer zu erkennende Spuren, sondern durch die deutlichsten, bestimmtesten und oft wiederholten Aussprüche kund gegeben haben würde. Indem ich mich also zum Lehrer einer Gemeinde bestimmte, faßte ich den festen Entschluß, sie zur Religion, das heißt, nach meiner Ueberzeugung, zur wahren Gottesfurcht anzuleiten, sie zu lehren, wie sie leben müßten, um Gott wohlgefällig zu seyn; ihnen Liebe zu Christus und seiner göttlichen Lehre einzuflößen, und dadurch das Verlangen in ihnen zu wecken, die Gebote Gottes mit Lust zu erfüllen, der Vorsehung zu vertrauen, mit ihren Nächsten in Friede zu leben, und hierdurch den innern Frieden zu gewinnen, der ein freundlicher Führer durch die Klippen des Lebens und über das Grab hin ist. Die subtilen Streitfragen der Theologen und ihre endlosen Erörterungen ließ ich zur Seite liegen, und wenn mir, wie doch nur selten geschah, Einer oder der Andre Etwas dieser Art vorlegte, antwortete ich ihm, wie meine Ueberzeugung war, es sey darüber seit Jahrhunderten von gelehrten und gottesfürchtigen Männern gestritten, und in dem Laufe der Zeit bald dieses für wahr angenommen, bald jenes verworfen worden, zu einer allgemein gültigen Entscheidung sey es aber nicht gekommen. Wenn sie nun etwa, hierdurch nicht befriedigt, weiter in mich drangen und sagten: Sie hätten das Vertrauen zu mir, daß ich ihnen nichts verschweigen oder vorenthalten würde, was zu ihrer Seligkeit erforderlich wäre; ich möchte ihnen also meine eigne Meinung über den in Frage stehenden Gegenstand mittheilen: so pflegte ich ihnen zu erwiedern: Ich könnte ihnen gar

wohl die mannichfaltigen Meinungen Andrer anführen; dieß würde aber zu nichts dienen, als sie zu verwirren. Ich für meine Person wäre weit von der Anmaßung entfernt, besser als so viele andre weit gelehrtere Leute das einzig Wahre herauszufinden; und sie würden sich dieß noch weit weniger zutrauen. Da Ihr aber, fuhr ich fort, Vertrauen zu mir hegt, so werdet Ihr auch wohl überzeugt seyn, daß mir nicht bloß an Eurer, sondern auch an meiner Seligkeit Alles gelegen ist, und daß, wenn ich eine Entscheidung über diesen oder jenen Lehrsatz für unumgänglich nothwendig hielte, ich es Euch nicht verschweigen würde. Laßt Euch also genügen an dem, was ich Euch aus inniger Ueberzeugung lehre; seyd gute Christen, aber verlangt nicht gelehrte Theologen zu seyn. Gute Christen aber werdet Ihr seyn, wenn Ihr christliche Gesinnungen hegt, und nach Christi Beispiel und Lehre wandelt, die von solchen subtilen Fragen nichts weiß."

Diese und ähnliche Reden blieben selten fruchtlos, und während meiner ganzen Amtsführung ist mir nur Ein Beispiel von einem Manne vorgekommen, der in Holland als Weber gearbeitet, und dort die Meinungen seines Meisters vom tausendjährigen Reiche und was sonst in den Schulen der Wiedertäufer gelehrt wird, angenommen hatte. Da ich mich durch einige Unterredungen mit diesem Manne überzeugte, daß ihn belehren zu wollen, eitle Mühe sey, weil er sich immerfort auf seinen Glauben berief und von Gründen nichts hören wollte, beschränkte ich mich darauf, ihn zu bewegen, von den Bekehrungsversuchen, die er bisher

gemacht hatte, abzulassen, und in die friedliche Gemeinde keinen Zwiespalt zu bringen. „Wenn Ihr, sagte ich, wie Eure Ueberzeugung ist, den wahren seligmachenden Glauben habt, so dankt Gott für die Euch erzeigte Gnade, unterlaßt aber Andre, die von ihrem Glauben dasselbe denken, in ihrer Zufriedenheit zu stören, und statt die Liebe zu fördern, die ja, wie Ihr auch glaubt, das wahre Kennzeichen des Christen ist, den Samen des Unfriedens auszustreun.“ — Er versprach, dies aus Liebe zu mir zu thun, und hielt sein Versprechen auch; denn er war ein guter und gewissenhafter Mann; als aber seine Kinder heranwuchsen, schickte er sie nach Holland zu seinen dortigen Glaubensgenossen, und nach Verlauf einiger Jahre verkaufte er sein hiesiges Anwesen und zog seinen Kindern nach.

Als ich im Laufe dieses Gespräches meinen Freund fragte: ob er nicht Einheit des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung für etwas Wünschenswerthes hielte? antwortete er: Allerdings! und sie ist auch wirklich in Allem vorhanden, was dem Menschen wahrhaft heilbringend ist. Uebereinstimmung in allen Punkten der Lehre ist unmöglich, in religiösen Dingen sowohl als in andern; und ich glaube, daß, wenn es Gottes Absicht gewesen wäre, alle Völker und Menschen hierinne einstimmig zu machen, er wohl Mittel und Wege dazu gefunden hätte. Ueber das, was wir in sittlicher Hinsicht zu thun und zu lassen haben, hat er uns ein untrügliches Gesetz in das Herz geschrieben; bei dem aber was darüber hinausgeht, werden die Meinungen immer um desto verschiedner seyn, je weiter es sich aus unserm Gesichts-

kreise entfernt, und je subtiler es ist. Man hat freilich auch in solchen Dingen eine Art von Einheit erzwungen; aber jeder erzwungne Glaube ist irreligiös, und wie er auf dem Boden einer leidigen Furcht ruht, so trägt er nur allzu oft die Frucht zügellosen Unglaubens. Jede Art von Gewalt und Willkühr trägt giftige Früchte, keine aber ist unerträglicher und wirkt gewaltsamer als die, welche den Glauben und die Religion betrifft. Auch hat sie es durch alle Schrecknisse der Inquisition, durch Foltern, Kerker und Scheiterhaufen, nie weiter bringen können, als zur Uebereinstimmung im Aeußerlichen und zu einem Zusammenklange in Worten und Formeln.

Durch die langwierigen und blutigen Kämpfe, fuhr er fort, die nach der Kirchenverbesserung ausbrachen, ist uns Protestanten das Glück zu Theil geworden, daß wir unsrer Ueberzeugung folgen dürfen. Leider ist der Werth dieses Gutes nicht zu jeder Zeit gehörig erkannt worden; ja kurz darauf, nachdem es errungen war, wurde es durch den Starrsinn streitlustiger Theologen auf das Spiel gesetzt. Indem diese ihre eigne Ueberzeugung, selbst mit Hülfe gewaltthätiger Mittel, zum allgemeinen Gesetz erheben wollten, erschien die Willkühr und Anmaßung noch schreiender als in der römischen Kirche, die doch wenigstens die Autorität langer Jahrhunderte für sich anführen konnte. Leider muß ich hören, daß sich auch in unsern Tagen hier und da ein Geist der Verketzerung geregt hat, der gewiß nur das Gegentheil von dem bewirken kann, was Mancher zu bewirken wünscht. Auch ist es, nach meiner innigsten Ueberzeugung, höchst erfreulich,

daß die Regierungen groß und christlich genug denken, um Anklagen wegen irriger Lehre keine Folge zu geben. „Der Gerechte lebet seines Glaubens,“ sagt die Schrift. Dieser Ausspruch kann aber nur da eine Wahrheit werden, wo der Glaube frei seyn darf.

* *
*

Mein alter Freund hatte auch einige besondere Meinungen für sich. Unter Andern glaubte er, was, nach dem bisher Gesagten, wohl Einen und den Andern Wunder nehmen mag, daß die höhere unsichtbare Welt einen immerwährenden Einfluß auf den menschlichen Geist habe. Als Gott den Menschen schuf, sagte er, hauchte er dem Thone, den er gebildet hatte, eine lebendige Seele ein. Dieß war gewiß etwas mehr als der bloße Lebensathem, denn diesen hatten andre Thiere auch; es war das, was den Menschen zum Menschen macht, und über das Thier erhebt; das Organ, wodurch ihm der Glaube an einen Gott und an ein göttliches Gesetz offenbart ist, und die unvertilgbare Ueberzeugung kömmt, daß dem Gesetze gemäß zu leben, Gott wohlgefällig, das Gegentheil gottlos ist. Nun glaube ich, daß die Wirksamkeit jenes göttlichen Hauches nicht blos durch Fortpflanzung von einem Menschen auf den andern übergeht, sondern daß sie auch jetzt noch unmittelbar seyn kann. Die sittliche Macht, die das, was wir unsern Geist nennen, über unsre thierische Natur ausübt; die Erscheinung des Großen, Edeln, Erhabnen, die aus der Niedrigkeit jener thierischen Natur auf-

steigt, und wo sie mit ihrem Glanze aus dem Dunkel hervorbricht, ein Entzücken hervorbringt, dem kein andrer Genuß auch nur von Fern gleich kömmt — sie ist mir nach ihrer Entstehung und Wirkung durchaus unbegreiflich, wenn ich nicht annehmen darf, daß ihre Quelle höher liegt, als in dieser unsrer centaurischen Natur; wenn ich nicht glauben darf, daß der göttliche Hauch auch jetzt noch die Menschheit bewegt, daß er sich am meisten durch bevorrechtete Geister kund gibt, die durch Gedanken und Worte, von deren Ursprung aus geheimnißvoller Tiefe sie selbst nichts wissen, das Geschlecht der Menschen vor dem Versinken in thierischem Genusse bewahren. — Ja, fuhr er fort, ich gehe in meinem Glauben an die Einwirkung der göttlichen Kraft auf den Menschen noch etwas weiter. Es hat mir so wenig, wie irgend einem Andern an Reizungen zum Bösen gefehlt; gar oft aber, wenn ich den schlüpfrigen Pfad schon betrat, kam ganz unerwartet irgend etwas, nicht immer Heiteres, dazwischen, das mich hinderte weiter vorzuschreiten und dem Vorsatze eine andre Richtung gab. Man pflegt dieß glückliche Zufälle zu nennen; ich aber habe immer eine Schickung Gottes darinne erkannt, und ihm dafür als für eine Wohlthat gedankt. Nach solchen Erfahrungen halte ich in Beziehung auf Gott nur zwei Wünsche für wahrhaft christlich; der erste, daß er uns vor Versuchung zum Bösen bewahre; der andre, daß er im Falle der Versuchung unsrer Schwachheit zu Hülfe komme. Diese Wünsche trage ich daher immer in meinem Herzen und ich glaube ihre segensreiche Wirkung oft erfahren zu haben. Es kann seyn, daß Mancher

in diesem Glauben eine Hinneigung zu bedenklicher Mystik sieht; ich lasse mich aber dadurch nicht irre machen. Es gibt, nach meiner Ueberzeugung, keine Religion, die nicht auf Mystik ruht, wenn man darunter das Verborgene, Unergründliche und also Geheimnißvolle versteht. Ist nicht die ganze Natur von dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, auch das, was wir mit Augen sehn und mit Händen greifen können? Das innere Wesen keiner einzigen Sache ist uns erkennbar, und ich könnte eben so gut den Einfluß meines Willens auf meine Glieder leugnen, von dem ich nichts, gar nichts begreife, als den Zusammenhang der unsichtbaren Welt auf die ebenfalls unsichtbare Werkstätte meines Geistes. Gefährlich kann dieser Glaube nur dann werden, wenn er in den hochmüthigen Wahn einer unmittelbaren, durch nichts menschliches getrübten Offenbarung ausartet, und daß es der beschränkten Creatur möglich sey, das Unbegreifliche zu fassen; ein Wahn, der eine krankhafte und eitle Sehnsucht nach leeren Phantomen der Eitelkeit erzeugt, woraus denn wieder die Meinung hervorgehn kann, daß es Pflicht sey, sich durch Selbstvernichtung in den Besitz des Unerforschlichen zu setzen und in die bodenlose Tiefe der göttlichen Geheimnisse zu versenken. Wer wie ich, setzte er hinzu, die feste Ueberzeugung hegt, daß uns Gott zwar ein Verlangen nach Enthüllung der Räthsel der Welt eingeflößt, die Befriedigung dieses Verlangens aber einem andern Zustande aufbewahrt hat, auf den wir eben dadurch hingewiesen werden, der wird, denk' ich, sicher vor dem Hochmuthe seyn, der sich höherer Erkenntniß

rühmt, und, indem er diese durch fantastische Mittel zu steigern sucht, wohl zuletzt, statt in den Himmel zu dringen, in den Pfuhl der Sünde und des Wahnsinns versinkt.

* * *

Ein andermal, wo von den mancherlei Zeichen der Zeit, so wohl von denen, welche auf Gutes deuten, als von andern, die Besorgnisse wecken, die Rede war, sagte er: So weit ich das Treiben der Welt mit alten Augen aus der Ferne erkennen kann, kömmt es mir vor, als ob die schöne und edle Liebe zur Freiheit in einen Hang zur Ungebundenheit ausarte, der gerade zum Gegentheil führt. Die Gesellschaft der Menschen kann nur durch gegenseitige Beschränkung bestehn; und wenn einzelne Menschen oder ganze Völker alle Schranken niederwerfen, so stellen sie sich den Unglücklichen gleich, die, vom Wahnsinn ergriffen, jede Hülle von sich werfen, und durch Zwangsmittel abgehalten werden müssen sich selbst und Andern Schaden zu thun. Alle menschliche Bildung geht vom Gehorsam, der Gehorsam aber geht von dem Glauben aus und in dem Glauben hat die Liebe ihre Wurzeln. An diesen Angeln hängt die Ordnung des Hauses, die Wohlfahrt der Staaten, alle sittliche und religiöse Cultur. Das Kind, das nicht an seine Eltern, der Jüngling, der nicht an seinen Lehrer glaubt, wird, so bald er kann, die Banden des Gehorsams brechen, und dem todten starren Gesetze noch viel weniger folgen wollen, als einem menschlichen Willen. Sollte je die Gesinnung herrschend werden, daß Gehorsam ein

Zeichen der Knechtschaft sey, dem freien und edeln Geiste aber ein ungebundner Wille zieme, so ist es um Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt der Staaten gethan; ein ungestümer Hang nach Genuß wird sich der Menschen bemächtigen; in dem rastlosen, immer unbefriedigten Streben nach den Mitteln des Genusses wird Frömmigkeit und edle Sitte untergehn; von peinlicher Unzufriedenheit gequält, werden sich die Völker in Empörung und bürgerliche Kriege stürzen; und nur die Erschöpfung der Kraft wird in kurzen Zwischenräumen Ruhe gebieten. Wenn nun so der Boden der Länder zittert, und in dem Untergange der Wohnungen des Friedens das Verlangen nach einem sichern und festen Bau wieder erwacht, wird man sich quälen Gesetze zu machen, die an die Stelle des erloschnen Vertrauens treten, und durch eine gewisse geheimnißvolle Kraft, die man ihnen zutraut, Ruhe und Ordnung schaffen sollen, ohne der Freiheit Eintrag zu thun. Ist nun das mystische Werk nicht ohne mannichfaltigen, oft wilden Kampf zu Stande gebracht, so wird es kaum aufgestellt seyn, als das der Ordnung entwöhnte Volk an seinem Umsturze arbeitet. Die Unbeugsamkeit des unerbittlichen Gesetzes wird wie ein unerträgliches Joch erscheinen; der Haß gegen den Druck desselben wird sich gegen die Werkzeuge kehren, die es handhaben sollen, und oft genöthigt sind, den entwichnen Gehorsam durch äußere Gewalt zu erzwingen. Dann wird die Obrigkeit und die fürstliche Macht, entkleidet von der edeln Würde, die sie von dem Glauben eines vertrauenden Volkes empfangen soll, und der Freudigkeit beraubt, ohne die

kein großes Geschäft, ja selbst das kleinste nicht gedeiht, zu unwürdiger List schreiten, um die Ketten zu lockern, die ihm die Obmacht der Volksherrschaft angelegt hat, oder auch gewaltthätig dagegen ankämpfen. Willkühr wird dann gegen Willkühr wüthen, und wenn endlich die Gewalt obsiegt, wird man zu spät erkennen, daß der Mißbrauch der Freiheit und die Furcht vor Unterdrückung die Tyrannei herbeigerufen hat.

Eine Erscheinung der Zeit, fuhr der alte Mann fort, die auch mit jener Furcht zusammenhängt, ich meine eine gewisse Verdammungslust der freisinnigen Partei, die jeden Glauben verklagt und verurtheilt, der nicht gerade der ihrige ist, erregt ebenfalls große Besorgniß in mir. Als ich das letztemal in der Stadt war, hörte ich an der Wirthstafel von einem Manne sprechen, der mir zwar nur dem Namen nach, aber von einer vortheilhaften Seite bekannt war. „Das ist auch einer von den Frömmlern, hieß es. Er war sonst wie andre Leute, und wollte nichts Besonderes vorstellen; seit einem Jahre aber hat ihn seine Frau herumgebracht. Andre haben sich dazu gesellt; auch der Pfarrer **; der hält Conventikel und Betstunden mit ihnen." — Indem ich nun weiter forschte, was es mit diesem Vorwurfe der Frömmelei für eine Bewandniß habe, konnt' ich nichts weiter erfahren, als daß jener Mann und einige ihm befreundete Familien nun eben nach ihrer Weise fromm wären, an Gesellschaften und weltlichen Ergötzungen keinen Antheil nähmen, sich unter einander von ernsten Dingen, vorzüglich aber von Religion unterhielten, Schriften, die ihrer Denkungsart

angemessen wären, vorläsen, übrigens aber Andern nichts in den Weg legten, sondern wohl im Stillen manches Gute thäten. Als ich nun auf diese Nachrichten hin, denen Niemand widersprach, mir die Frage erlaubte, ob denn die Frömmigkeit in hiesigen Landen Conterbande geworden, und das, was bei unsern Eltern und Großeltern für gut und erbaulich gegolten habe, jetzt ein Vorwurf sey? antwortete ein junger Mann: „Das ist es eben, daß diese Leute das, was längst veraltet und dem Geiste der Zeit durchaus unangemessen ist, wieder herstellen wollen, und sich dabei besser dünken als unser einer. Man weiß gar wohl, was diese sogenannten Frommen im Schilde führen. Sie wollen uns zurücktreiben in die alte finstre Zeit, um uns bei offnen Augen blind und dumm zu machen; dumm aber wollen sie uns machen, um uns als gehorsame Schafe durch Pfaffenthum und Frömmelei dem Adel und den Fürsten Preis zu geben.“ — Dann führte er einige Lehren vom leidenden Gehorsam, vom göttlichen Rechte, von der Erbsünde und anderes dergleichen an, was von diesen Frömmlern mit Nachdruck behauptet würde. — Aber diese Lehren, erwiederte ich, wurden auch von den Reformatoren der Kirche behauptet, und haben seit jener Zeit fast ohne Ausnahme gegolten; ja, sie werden größtentheils in unsern Schulen noch jetzt gelehrt. Waren denn die frommen Männer, denen wir die Verbesserung der Kirche danken, Finsterlinge und Fürstenknechte? waren sie dumm, und wollten sie Andere dumm machen? oder ist nicht vielmehr aus ihrem hellen Geiste das Licht ausgegangen, das uns frei gemacht hat? — Ach, fiel mir

der Gegner in's Wort, diese Männer glaubten auch nicht Alles, was sie sagten. — Auf diese Rede gab ich keine Antwort; denn ich bin immer der Meinung gewesen, daß, wenn bei einem Streite die Rechthaberei ihre Zuflucht zu willkührlichen und gehässigen Behauptungen nimmt, man den Streit sogleich abbrechen müsse. Da ich aber zu dem Argumente meines Gegners die Achseln zuckte und auch wohl sonst durch Mienen meine Gesinnung zu erkennen gegeben haben mochte, sagte mein Gegner mit einigem Hohn: Sie gehören, wenn ich nicht irre, dem geistlichen Stande an, und müssen also schon deswegen die Partei der Frommen nehmen; glücklicher Weise bin ich nicht in diesem Falle. — Ja, ja, sagte ein Andrer, der bisher stillschweigend zugehört hatte, indem er sich die Hände rieb: Ja, ja, vous êtes orfèvre, Monsieur Josse! und verließ mit dieser Anspielung laut lachend den Kampfplatz und das Zimmer.

* * *

Nächst den Gegenständen der Religion war die Erziehung das, was meinen Freund am lebhaftesten beschäftigte. Hauptsächlich auf die Volksschulen hatte er die Blicke gerichtet, und da er in ihnen die eigentlichen Pflanzschulen der Religiosität und Sittlichkeit sah, glaubte er, daß sie mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandelt werden müßten. „Eine Regierung, sagte er, die nur die gelehrten Schulen pflegt, in denen der Unterricht das Wesentliche, die Erziehung Nebensache ist, thut auch etwas Lobenswerthes, aber gewiß nicht Alles, was sie

thun sollte, und am wenigsten dann, wenn sie dabei nur ihren Ruhm und den Glanz des Landes in den Augen hat. Wenn in unsern Kirchengebeten die Fürsten ermahnt werden, sich mit Ernst der Kirchen und Schulen anzunehmen, so sind damit nicht die gelehrten Anstalten allein, sondern alle und jede, und gewiß die Volksschulen um desto mehr gemeint, da sie bei weitem der größten und der Erziehung bedürftigsten Zahl zu Gute kommen sollen." — In dieser Ueberzeugung hielt er es für eine der ersten Pflichten seines Berufes, die Schule des Ortes unter seine ganz besondere Obhut zu nehmen, dem Schulmeister mit Rath und That an die Hand zu gehn, ihm im Stillen auf Mängel und Fehler aufmerksam zu machen, und die Ordnung in der kleinen Heerde durch sein Ansehn zu erhalten und zu befestigen. Indem er sich auch um die Einzelnen bekümmerte, ihre Fähigkeiten, ihren Character und ihre Fortschritte durch fleißigen Schulbesuch kennen lernte, die Bessern durch Beifall ermunterte, die Schlechtern durch Tadel schreckte, flößte er Allen eine heilsame Furcht ein, die bei den Meisten in dauernde Liebe überging. So hatte er in der langen Zeit seiner Amtsverwaltung die ganze Gemeinde zu sich herangezogen, so daß er in ihr wie ein Vater unter seinen Kindern stand, und an den meisten unter ihnen seine Freude haben konnte. Auch Andre konnten Freude an dieser Gemeinde haben, wenn sie sahen, daß nicht nur überhaupt gute Sitten, Ordnung und äußere Zucht in ihr herrschte, sondern es auch der wohlunterrichteten Leute so viele darinne gab, als nicht leicht an einem andern Orte. Da sah man denn recht deutlich, welch'

ein Segen ein guter Pfarrer für eine Gemeinde ist, der nicht blos an Sonn- und Festtagen erbaulich predigt, sondern auch erbaulich lebt, und seinem Berufe treu, aus Liebe und wahrhafter Gottesfurcht, für die Bildung und das Gedeihen seiner Heerde sorgt. Durch oberflächliche alljährige Prüfungen wird die Berufstreue eines geistlichen Hirten nicht ersetzt.

* * *

Ueber einen Gegenstand der Erziehung finde ich unter den Papieren meines Freundes einige Gedanken, die ich hier mit seinen eignen Worten mittheilen will, weil ihr Resultat auch mir wahr und allgemeiner Beachtung werth scheint.

Unter den mancherlei Aufgaben, schreibt er, die es bei der Erziehung zu lösen gibt, scheint mir keine der geringsten, in der Behandlung und Richtung des Muthes der Knaben das rechte Maaß zu finden. Muth grenzt zunächst an Verwegenheit, und von Verwegenheit liegt Tollkühnheit nicht fern. Der Verstand scheidet diese Grenzen, aber er genügt nicht. Wenn Du das Feuer im Kamin erstickst, wirst Du freilich gegen Feuersbrunst ziemlich geschützt seyn; aber Du wirst auch der Wärme entbehren, die Du bedarfst; und wenn Du die Quellen des Flusses abgräbst, werden allerdings die daran liegenden Aecker nicht davon überschwemmt, aber auch nicht befruchtet werden. Ein Mann ohne Muth ist wie eine Pflanze ohne Wurzel und Mark. Ein feiger Knabe wird nicht blos von seines Gleichen verachtet; selbst die Eltern mögen ihn nicht, und das furchtsamste

Mädchen wünscht sich einen herzhaften Liebhaber. Da tritt aber in den meisten Häusern ein seltsamer Widerspruch ein. Wenn ein Knabe muthige Gesinnungen zeigt, so hüpft der Mutter vor Freude das Herz in der Brust; wenn aber die Gesinnung zur That werden will, erblaßt sie vor Angst und wehrt aus allen Kräften ab. Auf diese Weise werden Prahler und Memmen erzogen, und wenn vorzüglich unter den höhern Ständen der Prahler und Memmen nicht allzuwenige sind, so liegt die Schuld wohl größtentheils an den Müttern und ihrer Furcht vor der eignen Angst. „Ließ ich den Jungen gewähren, sagen sie dann, ich müßte sterben vor Angst; er würde Dinge wagen, bei denen er Arme und Beine, ja den Hals brechen könnte. Darum halt' ich ihn im Zaume und so kurz als möglich." — Unglück ist freilich möglich, ganz gewiß aber ist, daß, wer als Knabe gewöhnt wird vor jeder Gefahr zu zittern, durch die Jahre kein Held werden wird. — Mein Junge soll kein Soldat werden, erwiedert die Mutter. — Aber nicht der Soldat allein braucht Muth, und Mancher ist durch Zaghaftigkeit umgekommen, dem ein wenig Muth das Leben gerettet hätte. — Wenn man eine Rangordnung unter den Tugenden festsetzen, und Stimmen darüber sammeln wollte, so würde die Wahl zwischen Gerechtigkeit und Tapferkeit am schwierigsten seyn. Jene kann durch ihr Walten die Tapferkeit bisweilen entbehrlich machen; sie selbst aber kann ihrer nie entbehren; ja, sie wird sich oft in ihr Gegentheil umwandeln, wenn sie die Tapferkeit nicht zur Beisitzerin hat. Einen großen Mann kann Niemand auch nur denken,

ohne den Muth als Kern seiner andern Eigenschaften vorauszusetzen. Selbst dem Bösen verleiht der Muth einen gewissen Adel; und den schlechtesten Bösewicht erkennt Jeder in dem schleichenden Feigling. — Was soll man also thun? fragt die zagende Mutter. Soll man die wilden Jungen blindlings in's Unglück rennen lassen? — Nein, antwortet der verständige Erzieher; nur sollst Du ihnen nicht selbst die Augen verbinden, oder sie blind machen durch Furcht. Kein Kind wirft sich mit offnen Augen in den Abgrund; nur der Wahnsinnige oder der Trunkene wird das Gesetz der Selbsterhaltung vergessen; Furcht und Verzagtheit aber ist nicht viel besser als Wahnsinn und Trunkenheit. Das Beste, was man einen Menschen lehren kann — und alle Erziehung geht darauf aus — ist, daß er sich selbst helfe; und es ist ein gutes Wort, welches sagt: Hilf Dir, so wird Gott Dir helfen! Niemand aber lernt das, dem sich immer die Furcht an die Fersen hängt, oder ihn an der Hand gängelt, und bei jedem Tritte in die Ohren schreit: Nimm Dich in Acht! nimm Dich um Gottes willen in Acht! Du kannst ausgleiten, Du kannst fallen. Es gilt das Leben, oder doch eine Beule oder einen blauen Fleck! — Geschieht ein Unfall, was auch die wachsamste Obhut nicht immer verhüten kann, so sind die Folgen meist leicht gehoben; die Blödigkeit aber, die aus ängstlicher Obhut entspringt, geht durch das ganze Leben mit. Ich habe einen Prinzen gekannt, den die mütterliche Liebe keinen Schritt allein gehn ließ. In seinem neunten Jahre faßte er endlich den herzhaften Entschluß, sich von der Hand des ihn gängelnden

Dieners loszureißen und allein zu gehn. Es bedurfte nun noch einiger Jahre, ehe er lernte, auf der Treppe einen Fuß um den andern zu brauchen; und wie ein Mann fest und aufrecht zu gehen, hatte er auch im Alter noch nicht gelernt. Was ist aber ein Mann, der nicht, in jedem Sinn des Wortes, fest auf seinen Füßen steht, sondern aus eitler Verzagtheit sich der Herrschaft begibt, die ihm Gott über die Natur verliehn hat? Wer seines Willens Herr seyn will, muß auch Gewalt über seinen Leib haben, und um diese zu erlangen, ist es nicht genug an der Schule des Tanzmeisters, um die Füße setzen und schwenken zu lernen, auch nicht, wie wohl Einer und der Andre meint, an wilder Balgerei, sondern es bedarf hierzu — und nicht blos der Gesundheit wegen — geordneter und mit Einsicht geleiteter Uebungen. Sie sind, nach meiner Ueberzeugung, ein unentbehrliches Stück der Erziehung, womit man schon früh anfangen, und was man als ein Mittel der Gewöhnung zur Selbstständigkeit sowohl als zum Gehorsam benutzen kann. Durch sie lernt der Knabe frühzeitig das Maaß seiner körperlichen Kräfte kennen; er lernt, wie viel er ohne Gefahr wagen darf, und daß Besonnenheit die beste Wehr gegen drohende Gefahren ist. So nähren und befestigen sie den Muth, bereiten dem gesunden und tüchtigen Mannsinn den Boden und wehren der Tollkühnheit. Dieß war auch die Meinung der Alten, und die Griechen, die unter allen Völkern das Wesen männlicher Tugend und Tüchtigkeit am besten begriffen haben, hielten eine Erziehung, die nicht in der Ringschule begonnen und vollendet war, für wesentlich

verstümmelt. Mit Freude seh' ich, daß auch in unsern Tagen diese Ansicht immer mehr Freunde gewinnt, und ich zweifle gar nicht, daß diese sich von Jahr zu Jahr mehren werden. In meiner Jugend dachte Niemand an eine solche Befestigung der physischen und sittlichen Gesundheit der Menschen. Der Begriff der Erziehung beschränkte sich meist auf den Unterricht und Bestrafung der Unarten; das Uebrige wurde der Natur überlassen. Natürlich spielte hierbei der Zufall die größte Rolle; Laune und Vorurtheile der Eltern griffen auch ein; an Ebenmaaß der Bildung wurde selten gedacht. Die Folgen dieses Mangels sind sichtbar geworden, als ungewöhnliche Bewegungen die gewöhnlichen Gleise des Lebens unbrauchbar machten, und sie werden noch öfterer sichtbar werden, so lange nicht das Physische mit dem Sittlichen in eine bessere Harmonie gesetzt, und hierdurch die tollkühne Uebertreibung der Kraft gezwungen wird, dem besonnenen Muthe zu weichen.

* * *

Ich glaube dieses Vorwort nicht zweckmäßiger beschließen zu können, als mit der Beschreibung einer Scene in dem Pfarrhause zu Mainau, von der ich selbst ein unbemerkter Zeuge gewesen bin, und die den dort einheimischen, sittlichen und religiösen Geist besser als jede Beschreibung erkennen lassen wird.

Eduard, der älteste Enkel, der in den Feierabenden so oft das Wort führt, und den wohl Mancher lieb gewonnen hat, sollte, nachdem er in dem väterlichen Hause unterrichtet worden

war, nach der Stadt auf die Schule ziehn. Er hatte sich lange darauf gefreut, je näher aber die Zeit des Abschieds kam, desto schwerer wurde ihm das Herz. Er ging ganz trübsinnig umher, und besuchte in den letzten Tagen mehr als einmal die Plätze, auf denen sich die Familie an Sommerabenden zu versammeln pflegte, und wo er so oft mit seinen Geschwistern gescherzt, oder den ernsten Reden der Bejahrten zugehört hatte.

Jetzt war der letzte Tag gekommen; der kleine Koffer wurde gepackt und was auf der Reise erforderlich war, zusammengelegt, Alles in tiefer Stille. Der Mutter wurde das Herz auch schwer, wenn sie dachte, daß sie in wenigen Stunden den wohlgerathnen Knaben, ihren erstgebornen Sohn, nicht mehr um sich sehn, und Er in der Ferne, unter fremden Menschen, mannichfaltigem Anstoß und Irrthum ausgesetzt, den mütterlichen Rath entbehren sollte. Auch die Schwestern waren betrübt; denn wenn sie auch bisweilen in kleinem neckendem Kriege mit dem Bruder lebten, so liebten sie ihn doch darum um desto mehr, und es war ihnen jetzt, da er von ihnen scheiden sollte, als ob mit ihm die rechte Freude aus dem Hause schiede und eine tiefe Stille darin zurück bleiben müßte.

Während nun also Mutter und Schwestern mit Einpacken beschäftigt waren, schlich Eduard hinauf zum Großvater, den er auf dem Lehnstuhle sitzend und sinnend fand. Ich saß unbemerkt im Cabinet, das mit einer Glasthür verschlossen war. Schüchtern und erröthend näherte sich der blühende Knabe dem greisen

Manne, kniete an seinem Stuhle nieder, und sagte mit leiser Stimme: Gieb mir, eh' ich von Dir scheide, Deinen Segen.

Da sah der Greis den holden Knaben mit Augen der Liebe an, und ein Strahl verklärender Freude ging über seine edle Gestalt. Er nahm das gesenkte lockigte Haupt des theuern Enkels zwischen beide Hände und sagte: Gott segne Dich, mein Sohn, mit seinem besten Segen. Er gebe Dir immer ein frommes Herz und verleihe Dir Kraft zu thun, was Du für recht erkennst. Dann wirst Du seinen Frieden im Herzen tragen, Alles wird Dir wohl gelingen und Du wirst die Freude Deiner Eltern seyn.

Der Knabe weinte und bedeckte die nassen Augen mit beiden Händen. Nachdem er sich aber ermannt hatte, sah er, noch kniend, zu dem Greise auf und sagte: Noch einmal sage mir, was ich thun muß, um gut und fromm zu werden, damit ich es nicht vergesse.

Der alte Mann war sehr bewegt, aber er kämpfte seine Rührung nieder und sagte: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Fürchte Gott, mein Sohn, und halte seine Gebote, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebote."

Ach, sagte der Knabe und drückte sein glühendes Gesicht gegen des Großvaters Knie, ich weiß wohl oft was gut und recht ist, und doch unterlaß ich es oft. Da nun dies hier geschieht, wo es mir nicht an Lehre und Warnung fehlt, wie wird es seyn, wenn mir Wegweiser und Führer mangeln?

Der alte Mann entblößte sein graues Haupt und zeigte nach dem Himmel. Glaube nicht, daß es Dir an einem Führer mangeln werde, wenn Du ihn mit demüthigem Herzen suchst. Nur wenig vermag der Mensch durch sich selbst. Alles Gute kömmt von Gott, Alles Gute geht zu Gott. Stütze jeden Deiner Vorsätze durch den Gedanken an ihn, so wird er Dir bei der Ausführung zu Hülfe kommen. Von ihm wirst Du die Weisheit empfangen, deren Du bedarfst und die Du Dir selbst nicht geben kannst.

Ein mächtiger König betete, wie die Schrift sagt, zu Gott um das, was ihm Noth war. „O Gott meiner Väter, betete er, der Du alle Dinge durch Dein Wort gemacht, und den Menschen bereitet hast, daß er die Welt beherrsche durch Gerechtigkeit und Liebe; gieb mir die Weisheit, die an Deinem Throne steht, denn ich bin ein schwacher Mensch, und zu gering der Erkenntniß dessen, was gut und recht ist. Darum sende Deine Weisheit zu mir herab, damit ich erkenne was Dir wohlgefällt, und Kraft gewinne es zu thun, und selig werde durch die Kraft Deiner Weisheit."

So geziemt Jedem zu beten, er sey ein König oder ein Unterthan.

Auf dem Wege aber, den Du forthin wandeln wirst, sey dieser Lehren eingedenk. Fange an keinem Morgen Dein Tagewerk an, ohne voraus zu bedenken, was Dir obliegt, und beschließe keinen Tag, ohne auf das, was geschehn ist, zurück zu blicken. Vergleiche den Vorsatz der Morgens mit der Vollbrin-

gung des Tages, und wenn die Rechnung gleich ist, so danke Gott; ist aber die That zurückgeblieben hinter dem Vorsatze, durch Deine Schuld, so tadle Dich streng und prüfe Dich, und forsche der Ursache nach, warum es so gekommen ist. So wirst Du die Gefahren kennen lernen, die in Dir selbst liegen, und die Dir von außen drohn, und Du wirst beide vermeiden können, wenn Du sie kennst. Hast Du Fehler begangen, so gestehe sie Dir mit Aufrichtigkeit; beschönige sie nicht, oder denke bei Dir: Andre haben dasselbe gethan und wohl Schlimmeres; denn solche Beschönigung führt zum Verderben. Die Reue ist eine bittre Frucht, aber sie dient zum Schutz gegen den Giftbaum der Sünde, an dem sie wächst. Halte Dich zu denen, von denen Du Gutes lernen kannst, und meide die Leichtsinnigen. Leichtsinn lockt mit freundlicher Miene, aber oft geht er in Trübsinn aus. Treibe, was Du vornimmst, mit Ernst und Beharrlichkeit. Trachte nicht nach eitlem Scheine, sondern nach Tüchtigkeit. Ein Wissen, das der Eitelkeit genügt, ist wie ein Schatz von Zahlpfennigen; er glänzt von fern; beim Gebrauch aber läßt er im Stich. Ein tüchtiges Wissen macht auch einen tüchtigen Mann, und fördert zum Guten jeder Art. Wenn Du den Acker Deines Geistes emsig bearbeitest, so wird das Unkraut nicht aufkommen, das bei lässiger Arbeit oder im Müssiggang aufschießt. Fliehe den Eigendünkel. Eigendünkel ist einer giftigen Beule gleich, die dem Gliede, an dem sie haftet, die beste Nahrung entzieht; er ist ein eitler und leerer Wahn; denn wie weit auch ein Mensch im Wissen vorgeschritten ist, das Ziel des

Wissens erreicht er nie, und was Dir jetzt von diesem Gebirge der Gipfel scheint, ist doch nur der Fuß desselben.

Dieses und Anderes sagte der Greis, und als er schwieg, ergriff Eduard seine Hand, drückte sie an seinen Mund und sagte: Wenn ich fern von Dir bin, wird doch jede Deiner Lehren bei mir seyn; und wenn ich Deine Stimme nicht mehr höre, wird doch die Erinnerung an Deine Worte aus meinem Herzen zu mir sprechen. Dann wird mir Gott helfen, zu thun, was Dich und was Vater und Mutter freuen kann.

Amen! sagte der Großvater.

1.

Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des See's aber liegt ein kleines Eiland, und auf ihm eine Kapelle, dem h. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, Alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die

den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in diesen Gebirgen ganz anders rasen als auf Euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wo oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, wozu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und Alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen; ein Preis, den er auf andre Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht auf eben diese Art erobern müßte. Er weiß,

daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabne Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Character aufdrückt, der ihrer eignen Beschaffenheit angemessen ist.

Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit, sagte ein Anderer. Es ist eine Gewohnheit. Wie sauer einem auch die Arbeit ankömmt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach, und nimmt wohl ganz unnütze Dinge vor. Ein Paar Schlachten, ein Paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd, als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles.

Allerdings, sagte ein Dritter, ein eifriger Naturforscher, dem ich schon einmal in Frankfurt begegnet war, und der seitdem große Reisen gemacht hatte; allerdings; wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen

Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und, eben so wie Eure Gemsenjäger, um geringen Gewinns willen ihr Leben auf's Spiel setzen.

Ich kam einstmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kömmt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maaße, das erst vor Kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hülfreich Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehr umher; und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß, und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er fort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin.“

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete einen Toast am Kaminfeuer.

Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte:

Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehn haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt seyn mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch ein Tag.

Ein Bär, fuhr der Erzählende fort, ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht blos sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt seyn. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause; sie war

mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe; ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. — Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß

zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf dem Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — Ich war übel zugerichtet, fuhr er fort, das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht blos lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehn, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn, aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahr alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüberkamen — ich erzähle Alles wie es sich zugetragen hat — sagte der Jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehn. Der Aeltere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete. — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehn, gingen hinein, und beteten. Dann fuhren sie weiter, und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andre tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten

Die Wölfe.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig

[illegible] Ich

[illegible] Zeug

geträumt; ich [illegible] daß ich [illegible]

[illegible] — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür [illegible]

[illegible] hinein, und beteten. Dann [illegible] sie weiter, und [illegible]

[illegible], ob [illegible] und [illegible]

[illegible] und [illegible] fanden sie [illegible]

[illegible] waren sie [illegible] auf dem [illegible]

[illegible] zu binden, [illegible] in der [illegible]

[illegible] in gerader [illegible] auf [illegible] zu

[illegible] war unmöglich; [illegible]

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Ackermann Lpzg.

Die Wölfe.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig

retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der Aeltere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf als er kann, und ruft ihm zu: Bete, aber rühre dich nicht. Ich habe Muth. — Ach, mein Gott, sagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram. — Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur; und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankömmt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andre Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der Andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herrn von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche

Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offnem Rachen todt auf dem Rücken lagen und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehn, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben!

* * *

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andre Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr, bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos von Natur er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und sagte: Es ist mir bei den interessanten Erzählungen dieser Herren die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, und der vielleicht der außerordentlichste, gewiß aber wegen seines Ausgangs der schrecklichste ist,

den man sich denken kann. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber noch ist der Eindruck davon so gewaltig in mir, daß, so oft ich daran denke, mein ganzes Gemüth davon bewegt und erschüttert wird.

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise:

Was dem Ereignisse, das Sie zu hören wünschen, ein eigenthümliches Interesse gibt, ist die Jugend und die ganze Eigenthümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haïti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn, und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und Alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer

ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater" sagen konnte. Er war der erste Knabe, den ich zur Welt brachte; drei Dirnen waren vor ihm voraus, und ich hatte mich schon darein ergeben, daß die Beckners aussterben würden — da kam endlich der Junge an, und ich sagte gleich: Aus dem soll ein Wasserheld werden; dafür steh' ich. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahr alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe; kömmt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's seyn, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff, und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stände unter dem Schutze Seiner Großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts, und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem

Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war, und seine Seemann's Pädagogik uns höchlich ergötzte. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kömmt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der Rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes,

welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eignen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Andern; die Einen schrien, um das Thier zu schrecken; Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu seyn. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der

Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest, und wird mit dem Kind' auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen, und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrocknen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht seyn. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt; wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf; erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander, und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauf kam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht

von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir."

Nach diesen Worten fing er von Neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offnen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

2.

Die Heimath.

Der Mensch geht auf wie eine Blume, und wie die Blume nur wenige Tage blüht und dann verwelkt und sich wieder mit der Erde vereinigt, aus der sie entsprossen ist, so weilet auch der Mensch auf der Erde nur kurze Zeit. Sein Leben ist wie ein Dunst, der vor der Sonne zerrinnt; wie ein Schatten, der über das Feld fährt. Seines Bleibens ist nicht hienieden. Darum möchte auch kein Mensch immer leben wollen; und wenn ihm vor dem Tode graut, so graut ihm doch noch mehr vor einem Leben, das kein Ende nehmc. Wird er alt, so sagt er: „Ich bin satt des Lebens, o Gott, und meine Seele verlangt nach dir. Mein Fuß ist müde vom Wandern, und sehnt sich zu ruhen in seiner Heimath."

Es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der nicht einmal ein Verlangen gefühlt hätte, das enge Haus mit der weiten Ferne zu vertauschen. „Dorthin möcht' ich, sagt er dann, wo der blaue Himmel auf der Erde ruht; über dieses graue Gebirg hin möcht' ich mit den Wolken ziehn; in das Meer möcht' ich mich mit der

Sonne und den Sternen tauchen; andre Fluren möcht' ich sehn und andre Sprachen der Menschen hören." Sein Wunsch wird erfüllt. Wandernd von Ort zu Ort, erklimmt er hohe Gebirge, steigt in blühende Thäler hinab, schwimmt auf breiten Flüssen und überfliegt das Meer; jeder Tag bietet Neues, und das Schöne, was er heute sieht, läßt ihn für morgen noch Schöneres hoffen. Wie groß ihm aber auch die Lust des Umherirrens seyn mag, die Zeit kommt doch, wo sich sein Verlangen wieder nach der Heimath wendet, und selbst im Genusse der Reise sehnt er sich nach diesem und jenem, was er zu Hause hat, nach seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Nachbarn und Mitbürgern, und seine beste Freude ist auch dann, Jenen seine Genüsse mitzutheilen, indem er ihnen berichtet und erzählt. „Komm' ich erst wieder zu Euch, schreibt er dann, so sollt Ihr mehr hören und es wird mir dann noch viel wohler seyn, als mir jetzt ist."

Ihr habt von einem alten Könige gehört, Ulysses genannt. Dieser war im Kriege gewesen jenseit des Meeres, und als der Krieg geendigt und die Stadt erobert war, und er wieder nach Hause zurückkehrte — sein Haus aber war eine unfruchtbare Felseninsel — wurde er von Stürmen hinausgeworfen in das weite Meer. Von Land zu Land getrieben, von einer Gefahr zur andern, kam er immer weiter von seiner Heimath weg. Endlich scheiterte sein Schiff, alle seine Gefährten ertranken; er allein von allen ward an ein Eiland geworfen und erhielt sein Leben. Das Eiland war schön und blühend; eine Göttin herrschte darin, und von Allem, was die Natur Köstliches beut, mangelte nichts. Freund=

lich nahm ihn die Göttin auf, theilte alle ihre Habe mit ihm, und, wenn er bei ihr verweilen wollte, verhieß sie ihm die Unsterblichkeit. Er aber saß Tage lang an dem Ufer des Meeres, und nach der Gegend gewendet, wo seine felsige Heimath lag, vergoß er heiße Thränen. „Könnt' ich nur, dacht' er, könnt' ich nur einmal wieder den Rauch von Ithaka sehn!" und alle Gaben der Göttin und die Unsterblichkeit selbst verschmähend, zimmerte er sich ein neues Schiff, befuhr noch einmal das tückische Meer, und wagte jede Gefahr, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun.

So ist der Mensch. Mehr als Einer, der aus dem Vaterlande verwiesen war, den bei der Rückkehr der Tod erwartete oder hartes Gefängniß, folgte doch dem Verlangen, das ihn zurücktrieb, und setzte das Leben daran. Viele, die in der Fremde nichts vermißten, als den Ort ihrer Jugendspiele, kehrten in ein enger beschränktes Leben zurück. So hat Jeder sein Ithaka, und er freut sich inniger an dem Rauche seiner Hütte, als auswärts an der Ueppigkeit vergoldeter Zimmer.

Vor wenigen Jahren hatte sich ein Ehepaar, ich weiß nicht wie, aus Grönland nach Wien verirrt. Sie sahen hier Dinge, von denen sie in ihren dumpfen finstern Hütten nichts geahnet hatten; lange und breite Straßen; Palläste darin wie Städte geräumig, mit hohen, hellen Fenstern und weiten Höfen; reichgeschmückte Gärten mit Springbrunnen, Tempeln und Kiosken verziert; ein Getümmel geschäftiger Menschen überall, und glänzende Karossen darunter mit muthigen Pferden. Auch Früchte sahen und genossen sie hier, wie nie vorher; sowie auch andere

Speisen und Getränke der mannichfaltigsten Art; denn da sie aus einem so fernen Lande kamen, und nie vorher ihres Gleichen in Wien gesehen worden war, gab man sich viel mit ihnen ab, führte sie überall hin, wo etwas Merkwürdiges zu sehn war — Grönländern war Alles merkwürdig — und bewirthete sie reichlich. Das war ihnen nun einige Wochen, oder einen Monat lang recht ergötzlich und sie dachten fast nicht nach Hause. Als aber die Herbstnebel kamen, und die Blätter von den Bäumen fielen, und gar einmal ein wüstes Schneegestöber eintrat, da kam es ihnen vor, als würden sie mit Gewalt nach der Heimath gezogen. Nichts gefiel ihnen mehr; nicht die hell erleuchteten Tanzsäle, nicht die schön geschmückten Kaffeehäuser, ja selbst die Oper nicht einmal; sie dachten an nichts als an ihre raucherigen Hütten, ihre Thranlampen und ihre Mahlzeiten von getrockneten Fischen. „Ich bin ganz krank vor Verlangen" sagte die Frau. „Geht es mir etwa anders?" sagte der Mann. Und ehe man es sich versah, waren sie auf und davon, immer stracks auf Hamburg zu, wo sie mit brennender Ungeduld auf eine Gelegenheit harrten, die sie in ihr beeistes Paradies zurückbrächte.

Ein Theil dieses Heimwehs ist der Gewohnheit zuzurechnen, und die Liebe zu dem Gewohnten kömmt wieder zum Theil auf Rechnung der Bequemlichkeit. Mancher ist mit seiner Wohnung unzufrieden, und klagt über ihre Mängel Tag für Tag. Er könnte es besser haben; aber die Veränderung ist unbequem. In einem Gasthofe zu wohnen, ist nicht immer ohne Unbequemlichkeit; doch habe ich in M. einen Gelehrten gekannt, der zwölf Jahre in dem

Gasthofe blieb, in den er bei seiner Ankunft zufällig eingekehrt war. Die Gewohnheit hielt ihn fest. Vor nicht langer Zeit starb in England zu Kennington im Gasthofe zum goldnen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte, und da er einen ganzen Tag vergebens umher gegangen war, im Horn einkehrte und ein Nachtlager forderte. Er war verdrießlich, und so klang auch seine Forderung verdrießlich. Der Wirth antwortete auf gleiche Weise: es sei kein Platz. Der Fremde erklärte, er werde nicht von dannen gehn, und nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er reine Rechnung und sagte: Morgen zieh' ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünfundzwanzig Jahre lang als Gast gelebt hatte. So wie ihn hier erst der Trotz, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen andern Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andre Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte und in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle am Kamin. Außerdem hatte der Mann noch eine andre Sonderbarkeit, die mancher wohl seinem reichen Vetter wünschen möchte. Er wurde bisweilen von unbegüterten

Verwandten um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, thätig und ordentlich sey; und wenn der Bericht günstig lautete, pflegte er zu sagen: „Geld wegzuleihen hab' ich verschworen; ich bin so oft betrogen worden. Ich muß es Euch also schenken." Und das ließen sich die Leute meist auch gefallen. Dann setzte er aber hinzu: „Ihr sagt Niemandem etwas von der Sache. Hör' ich, daß Ihr nicht reinen Mund gehalten habt, so bekommt Ihr von meinem Nachlasse keinen Heller." So machte er es auch mit dem Wirth, als dieser einmal eine Summe Geldes nöthig hatte. Er schenkte sie ihm. Dieser Mann — er hieß Joseph Capper, und wer in jener Zeit in Kennington im goldnen Horn eingekehrt ist, muß ihn am Kamine haben sitzen sehn — dieser Mann lebte bei guter Gesundheit siebenundsiebzig Jahr. Am letzten Tage seines Lebens wich er zum erstenmale von seiner Ordnung ab, und erschien nicht im Gesellschaftszimmer, ließ aber weder einen Arzt noch sonst Jemanden zu sich rufen, sondern ging ohne Nachtessen zu Bette, schlief ein und erwachte auf Erden nicht wieder. Der Wirth aber ließ ihm einen Leichenstein auf sein Grab setzen, und die Worte darauf schreiben: „Ich war ein Gast auf Erden; nun bin ich von meiner Pilgerfahrt in die Heimath gegangen, und weiche nimmer von da."

3.

Der Tartarchan.

Wie die alten Scythen, die ihr Haus und alle Habe auf Wagen mit sich führten, wohnen auch jetzt noch die Tartarn im asiatischen Rußland in Zelten von Filz, die sie Kibitken nennen. In diesen einfachen, auf Wagen gesetzten Wohnungen folgen sie den Heerden ihrer Rosse von einem Weideplatz zum andern, und ihre Lebensart ist ihren Wohnungen angemessen. Auch ihre Regierungsart ist die allereinfachste. Ein Vorstand, den sie Chan nennen, waltet über die einzelnen Stämme, wacht über die Ordnung des Ganzen und schlichtet die Händel der Einzelnen. Diese Chans sind der russischen Herrschaft unterworfen, die wenig von ihnen fordert, außer von Zeit zu Zeit Mannschaft für den Krieg, aus der die leichte Reiterei gebildet wird. Einstmals wollte nun die Kaiserin Katharina einem solchen Chane des Volkes der Kirgisen eine Freude machen, und ließ in der Hauptstadt der Provinz, in Orenburg, ein schönes Haus für ihn bauen und nach europäischer Weise einrichten; als es fertig war, lud der Commandant von Orenburg den Chan zu sich ein, und führte ihn in dem Hause

umher und sagte: Die Kaiserin geb' es ihm zum Eigenthum. Da legte der Chan, nach der Weise seines Volkes, die Hände kreuzweis auf seine Brust, was so viel sagen wollte, als, er danke für das Geschenk und nehm' es als einen Beweis kaiserlicher Huld an; und befahl dann seinen Begleitern, die Kibitke, in der er gekommen, herbeizubringen, und sein Zelt in dem Hofe aufzustellen. Dieß geschah. Und nun richtete sich der Chan in dem Zelte nach gewohnter Weise ein, und brachte den Tag darin zu, und so oft er nach der Stadt kam, machte er es eben so, das heißt, er wohnte in seiner Kibitke, nicht aber in dem geschenkten Hause, das doch so schön war.

Was mochte dabei die Meinung des Mannes seyn? Gab er blos der Gewohnheit nach? oder gefiel ihm sein Filzzelt besser, weil er es sich selbst erworben hatte? oder sah er in dem Geschenke der Monarchin ein Zeichen der Dienstbarkeit, und meinte sich zu erniedrigen, wenn er Gebrauch davon machte?

4.

Aennchen von Wasserburg.

Aennchen war die Tochter eines Tagelöhners zu Wasserburg in Baiern. Ihr Vater war ein starker und rüstiger Mann, der gern und tüchtig arbeitete, und nie klagte, wenn es ihm auch noch so sauer wurde; er war schon zufrieden, wenn es nur Arbeit gab und er Brod hatte für sich und die Seinigen. Bei einem Hausbau aber, als er eine Last nach dem dritten Stockwerke schaffte, brach die Leiter unter ihm, er stürzte herab, seine Last fiel ihm nach auf die Brust; er zerbrach das rechte Bein, und die linke Hüfte fiel er sich aus. Seine Frau saß eben vor der Hausthür mit einem Säugling an der Brust; und da sie den verunglückten Mann mehr todt als lebendig im Backtroge getragen brachten, wandelte ihr der Schrecken die Milch in Gift um; das Kind starb am folgenden Morgen unter heftigen Zuckungen, und die Mutter selbst folgte ihm binnen wenigen Tagen nach. Da war nun Niemand, der für den armen Kranken sorgen konnte, als das vierzehnjährige Aennchen. Die that aber das Ihrige redlich Tag und Nacht, und so lieb einem Kinde der Schlaf ist, begnügte

sie sich doch mit wenigen Stunden, um nur immer bei ihrem Vater zu seyn. Sie betete mit ihm, wenn er es verlangte, spann dann die halbe Nacht, und wenn der Morgen dämmerte, war sie schon wieder bei der Hand. Nach fünf langen Monaten war der Kranke genesen; das heißt, er konnte sich mühsam auf zwei Krücken von einem Orte zum andern schleppen, und statt im Bette zu liegen, an der Hausthür sitzen; mit der Arbeit aber war es vorbei. Da war nun der arme Mann fast schlimmer daran, als während er noch darnieder lag. Denn vorher schickten ihm mitleidige Menschen Speise und Trank in's Haus; Mancher auch Geld; aber da Alles sein Ziel hat und auch das Mitleiden, kam immer weniger und weniger Hülfe an, weil man meinte, er sey nun wieder hergestellt. Aber, wie gesagt, der arme Franz war so kraftlos geworden, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, als höchstens Körbe zu flechten. Das that er denn auch. Es gab aber in Wasserburg und der Gegend umher der Korbmacher viele, und die meisten förderten mehr als er, wie emsig er auch dabei seyn mochte. Aennchen aber spann Tag und Nacht, und wenn sie etwas fertig hatte, suchte sie es zu verkaufen; gar manchmal aber brachte sie ihre und ihres Vaters Arbeit nach Hause zurück, ohne einen Käufer gefunden zu haben. Da ging denn das arme Kind hungrig zu Bette, zufrieden, wenn nur der Vater etwas hatte und nichts von der Noth merkte, die sie selbst litt.

Als sie sich so eines Tages abgemüht hatte, um von den vorräthigen Körben zu verkaufen, sagte sie zu ihrem Vater: Unser Handel will nicht recht fort; alle Leute sind versorgt, und ich

darf doch nicht zu oft in ein Haus kommen und zudringlich seyn, sie könnten uns böse werden. Da ist mir aber auf dem Wege ein Gedanke gekommen. Als ich über die Brücke ging, kamen zwei Männer gegangen, von jeder Seite einer. Da sagte der Eine: Gott grüß' dich, Nepomuck; wo hast du so lange gesteckt? „Wo werd' ich gesteckt haben? sagte der Andre; in München war ich auf der Dult; hab' Salz hingefahren. Da war'n Leben! mehr Käufer als Verkäufer; und war doch noch nicht 'nmal recht ang'angen." Wie ich nun die Männer so sprechen hörte, war es eben, als sagte Jemand zu mir: „Geh nach München zur Dult!" Was meint Ihr Vater? wär' es nicht gut?

Du gutes Kind, sagte der Vater, und ein schmerzhaftes Lächeln fuhr ihm über das bleiche Gesicht; wie sollten wir mit unserer Waare nach München kommen? Vierzehn Stunden Wegs! Und wenn wir nun dort wären? wo sollten wir da hin? Es ist ein thörichter Gedanke.

Aennchen schwieg; aber bei sich sagte sie: Es läßt sich doch vielleicht machen. Dann fuhr sie laut fort: Wollt Ihr nicht mit mir in die Vesper gehn, Vater?

Ich thät' es gern, antwortete der Vater; aber ich muß mir erst eine neue Krücke schneiden. Geh' diesesmal allein hin, Kind, und bete ein Vaterunser für mich. Wollte Gott, du knietest an meinem Grabe und es wäre mit allem dem Elend aus.

Bekümmert und mit nassen Augen ging Aennchen in die Kirche, kniete nieder und betete. Sie betete lange und andächtig für

ihren Vater, und daß ihr doch Gott einen Weg zeigen möchte, ihm aus der Noth zu helfen. Die Kirche war leer, als sie aufstand, um fortzugehn. Beim Heraustreten, auf dem Rasenplatze vor der Kirche, stieß sie mit dem Fuße an etwas, und ein rothes Schnürchen mit Gold durchwirkt sah aus dem Grase hervor, und das Schnürchen gehörte zu einem grünen seidnen Beutelchen, das über und über mit goldnen Blümchen gestickt war. Ei, wie schön! sagte Aennchen, und wog das Beutelchen auf der Hand, und als sie es öffnete, war ein goldner, von einander gebrochener Ring darin, an dem Juwelen von mannichfaltigen Farben blitzten, und ein halbes Dutzend blanke Goldstücke. Sie betrachtete Alles mit Bewunderung und Lust; denn noch nie hatte sie etwas so Schönes und so vieles Geld gesehn; dann dachte sie: Damit wäre uns auf lange Zeit geholfen. Wenn ich es doch behalten dürfte! Aber ich darf nicht; es wäre Unrecht. Und dabei steckte sie den Ring wieder in das Beutelchen, und zählte die Goldstücke eines nach dem andern langsam wieder hinein, und als sie die Schnüre zuzog, sagte sie mit einem Seufzer: Was fang' ich nun damit an? wo find' ich den Eigenthümer heraus? — Indem sie so dachte und keinen Entschluß fassen konnte, kam der Pfarrer vorüber und redete sie an: Warum stehst Du so tiefsinnig da, Kind? und was hast Du da in der Hand? — Ich habe das eben hier gefunden, ehrwürdiger Herr, sagte Aennchen, und weiß nicht, wie ich es dem rechten Eigenthümer in die Hände bringen soll. — Es muß einem Fremden gehören, sagte der Pfarrer, der den Inhalt auch mit Bewunderung betrachtet hatte. Geh

damit in den Adler; da kehren die meisten vornehmen Herrschaften ein; oder wenn da nicht, in den Hahn. Findest Du es auch da nicht aus, so mußt Du es auf dem Stadthause anzeigen. Laß Dich aber nicht gelüsten, setzte der alte Mann mit aufgehobenem Finger hinzu, etwas davon für Dich zu behalten; es wäre eine große Sünde.

Aennchen küßte dem Pfarrer die Hand, wie es in Baiern Sitte ist, und machte sich schnell auf den Weg. Sie frug im Adler nach; dann im Hahn; überall umsonst; nirgends waren Fremde eingekehrt, denen ein solches Kleinod gehören konnte. Also auf das Stadthaus; dachte sie. Auf dem Wege dahin kam sie nun wieder bei der Kirche vorbei. Da war es jetzt lebendiger geworden. Mehrere Leute gingen auf dem Platze mit Laternen umher — denn die Nacht war angebrochen — und unter ihnen vornehmlich ein Mädchen, das nicht aus dem Orte war, sich aber am meisten geschäftig bewies. Sie suchen wohl etwas? sagte Aennchen, als sie nah genug gekommen war. Ja wohl, antwortete die Fremde, es ist hier ein seidenes Beutelchen verloren worden; hilf uns auch mit suchen; wer es findet, bekömmt etwas dafür. — Es ist schon gefunden, sagte Aennchen; und seit einer Stunde geh' ich umher, um Nachfrage zu halten; und bei diesen Worten zeigte sie den gefundenen Schatz auf der flachen Hand hin. Da war nun große Freude, und die fremde Jungfer faßte Aennchen sogleich bei der Hand und führte sie zu ihrer Herrschaft, die auf der Reise von dem Wildbad Gastein bei einer Freundin eingekehrt war. Hier, gnädige Frau, sagte das Mädchen beim

Eintreten in das Zimmer, hier ist der verlorne Schatz, und noch ein andrer Schatz nebenbei, die ehrliche Finderin.

Aennchen war ein sehr hübsches Mädchen; schlank von Wuchs und größer als ihre funfzehn Jahre erwarten ließen, so daß sie sich schon von fern auch in ihrer ärmlichen Kleidung doch sehr gut ausnahm. Wenn man ihr aber in das offne Gesicht sah, aus dem Einem die gutmüthigste Ehrlichkeit entgegenleuchtete, so wie sich in den klaren schwarzen Augen ein Herz spiegelte, worin kein Falsch war — da war es unmöglich, ihr nicht gut zu seyn. Es war also kein Wunder, daß sie der fremden Dame wohlgefiel, die sie über Alles ausfragte: wie sie das Beutelchen gefunden und wo sie es umhergetragen habe; auch nach ihren Eltern frug sie und ihrem ganzen Hausstande. Da sie nun hörte, wie groß das Elend von Aennchens Vater wäre, und daß sie gern mit ihrer Waare nach München zur Dult möchten, es aber nicht anzufangen wüßten; da kamen der Dame die Thränen in die Augen, und sie schenkte Aennchen ein Goldstück, das mehr als eilf Gulden werth war, und noch etwas Silbergeld obendrein. Ich möchte Dich wohl selbst mitnehmen, sagte sie, wenn Du auf dem Bocke fahren kannst; aber Deine Waare — Und mein Vater, fiel Aennchen ein, der die Freude über so viele Güte eine Röthe auf die Wangen trieb, die sie noch schöner machte; er braucht mich zu nothwendig, als daß ich ihn nur auf eine Woche verlassen könnte. — Da hast Du Recht, mein gutes Kind, sagte die Dame; wenn Du aber nach München kömmst, so frage in der Prannerstraße nach mir. Und zugleich schrieb sie ihren Namen auf eine Karte, und die Nummer

ihres Hauses. Aennchen, die über Alles das außer sich war, küßte der Dame die Hand, und dankte ihr mehr mit Thränen als mit Worten, und dann eilte sie nach Hause, um dem Vater Alles wiederzuerzählen. Dieser war über ihr langes Ausbleiben in große Sorge gerathen; als sie aber mit strahlendem Angesichte vor ihn trat, und kaum Worte finden konnte, um ihr Glück zu beschreiben, und das Geld vorzeigte, da war die Freude desto größer, und er zog die Mütze ab und betete still in sich hinein. Nun, Vater, sagte Aennchen, da uns Gott so weit geholfen hat, können wir auch wohl mit den Körben zur Dult fahren. Laßt mich nur gleich morgen Nachfrage halten, ob nicht ein Fuhrmann hinauffährt, der Euch und Eure Waare mitnehmen kann. Ich gehe die vierzehn Stunden schon zu Fuße nebenher.

Der Vater war jetzt Alles zufrieden. Aennchen, der die Freude keine Ruhe ließ, brachte gleich am folgenden Morgen die Sache in Richtigkeit — glückliche Umstände kamen ihr auch hier zu Statten, und nach wenigen Tagen saß sie in München mit ihren Körben auf dem Markte, und ihr Vater neben ihr. Das Wetter war herrlich, und die Dult von nah und fern zahlreich besucht. Wenn nun die Vorübergehenden sie bei dem Handel emsig stricken sahen, und wie der arme krüppelhafte Vater eben so emsig Körbe flocht, blieb Mancher stehn und sah dem hübschen Mädchen mit Wohlgefallen in das offne Gesicht, und wenn sie ihn mit ihrer freundlichen Stimme zum Kaufe einlud, kaufte er, auch wohl ohne die Waare eben nöthig zu haben. Bald war überall von der hübschen Korbmacherin aus Wasserburg die Rede, und viele feine

junge Männer traten zu ihr, und scherzten mit ihr, und sie gab auf Alles kluge und bescheidne Antworten, so daß sich der Kreis von Tag zu Tage um sie her erweiterte, und nun nicht mehr blos von der hübschen, sondern auch von der klugen Korbhändlerin die Rede war. Mehr als Einer kaufte dann aus Wohlgefallen an ihr, Mancher auch aus Mitleiden mit dem lahmen Vater, nur zum Scheine, zahlte das Geld, und ließ die Waare nicht abholen, so daß sie binnen acht Tagen Alles verkauft und viel mehr eingenommen hatte, als sie hatte hoffen können.

Nachdem nun das Geschäft geendigt, die Rückkehr beschlossen und eine Fuhre für den Vater gefunden war, begab sich Aennchen nach dem Hause ihrer Wohlthäterin, um ihr noch einmal zu danken und zu erzählen, wie glücklich sie durch ihr Geschenk geworden sey. Als sie aber mit ihren frohen Gedanken durch das Max-Thor in die Prannerstraße trat, sah sie vor dem Hause viele Menschen versammelt, und Priester und Chorknaben mit brennenden Kerzen, die sich zu einem Zuge ordneten, und dann einen Sarg, der aus dem Hause schwankte und unter großer Begleitung die Straße hinab getragen ward. Aennchen's Schrecken war groß; denn sie glaubte, es sey ihre Wohlthäterin selbst, die sie zu Grabe trügen; es war aber ihre Tochter, die an den Pocken gestorben war; und die jüngere Tochter lag an derselben Krankheit darnieder, und die Mutter war krank aus Gram. Da Aennchen dieß hörte, kehrte sie in tiefer Betrübniß um; denn unter solchen Umständen dünkte es ihr nicht schicklich, zu der Dame zu gehn; dann aber besann sie sich eines Andern und folgte dem Leichenzuge in die Kirche.

„Wenn ich ihr auch nicht danken kann, dachte sie, so kann ich doch für sie beten. Das ist auch Dank.“ Beim Herausgehn aus der Kirche aber traf sie auf das Stubenmädchen, das sie zuerst zu der Dame gebracht hatte, und hörte Alles ausführlich von ihr, und sagte ihr auch ihren eignen Wunsch und ihre Bedenklichkeit. Laß das gut seyn, sagte das Mädchen. Meine gnädige Frau hat schon mehr als einmal nach Dir gefragt und sich gewundert, daß Du Deine Zusage nicht erfülltest. Du kannst mir glauben, es wird ihr eine Freude seyn, Dich zu sehn. — Und so war es auch. Als Aennchen aber zu ihr trat, und sie in der tiefen Trauer und leichenblaß sah, brach sie in Thränen aus, kniete an ihrem Bette nieder und faßte ihre Hand. Auch die Kranke weinte. Nachdem sie hierauf aus dem Munde des dankbaren Mädchens Alles vernommen hatte, und daß sie im Begriff sey, nach ihrer Heimath zurückzukehren, schenkte sie ihr so viel sie zur Reise brauchte und noch mehr, und mancherlei Kleidungsstücke obendrein, und setzte dann hinzu: Bitte Gott für meine kranke Tochter, daß ich nicht auch diese verliere. Du bist ein so gutes Kind; Dein Gebet wird gewiß nicht unerhört bleiben.

Aennchen ging nun betrübt zugleich und vergnügt nach Hause; denn die Traurigkeit der kranken Dame ging ihr durch's Herz; aber die erhaltenen Geschenke machten sie froh, und sie dachte an die Freude, die ihr Vater haben würde. Ehe sie ihm aber ihr neues Glück erzählte, trat sie beim Vorübergehn noch einmal in die Kirche ein, um Gott für all' das Gute zu danken, das er ihr erzeigte, und betete auch recht andächtig für ihre Wohlthäterin,

wie ihr diese befohlen hatte. So that sie auch am folgenden Tage früh und Abends; aber als sie nach Hause kam, und sich zur Abreise für den andern Morgen anschickte, überfiel sie eine große Müdigkeit, so daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte; und doch konnte sie nicht schlafen, als sie sich niederlegte. Sie war krank. Ein heftiges Fieber brach aus, und nach einigen Tagen zeigten sich Blattern. Das war ein trauriger Zustand. Die Leute, bei denen sie im Hause war, wollten sie nicht bei sich dulden; denn sie hatten selbst Kinder und fürchteten die Ansteckung. Sie selbst ängstigte sich deshalb, und ließ es gern geschehn, daß sie in ein anderes Haus in der Vorstadt gebracht wurde, wo sie aber eben auch nur ein Obdach hatte. Denn die Leute waren arm und ohne Theilnahme und ihr hülfloser Vater konnte nur wenig für sie thun. Vier Wochen lag sie so, zwischen Leben und Tod; und als sie vom Bette aufstand, war sie so hinfällig und schwach, daß sie noch lange an ihrem Wiedergenesen zweifelte. Endlich siegte die Natur. Die Kräfte kehrten zurück, aber ihre kleine Habe, die ihr ein großer Reichthum geschienen hatte, war während der Krankheit fast ganz aufgezehrt.

Sechs volle Wochen waren verstrichen, als sie an einem heitern und sonnigen Herbsttage zum erstenmal die Stube verließ, um mit ihrem Vater in die Kirche zu gehn. In dem erquickenden Gefühle der wiederkehrenden Kraft freute sie sich der langentbehrten frischen Luft und des warmen Sonnenscheins, so daß sie fast ihren Kummer vergaß; denn so oft sie an die Rückreise und an ihre Armuth dachte, und was es nun werden sollte, wenn sie so mit leeren

Händen nach Hause kämen, sank ihr der Muth und sie konnte ihres Jammers kaum Herr werden. Während sie nun so nach dem Gottesdienste langsam neben ihrem Vater die Straße hinabschlich, und viele Leute, die auch in der Messe gewesen waren, achtlos an ihr vorübergingen, macht' es sie recht bang zu denken, daß sie in der großen Menge so gar Niemanden kenne, und jemehr des Volkes war, desto verlassener kam sie sich vor. Aber sie war nicht so verlassen, wie sie meinte. Denn unter den Leuten, die nach ihr kamen, war das Mädchen ihrer Wohlthäterin. Da nun diese den armen, lahmen Mann erblickte, der sich auf seinen beiden Krücken so elend fortschleppte, blieb sie stehn, um ihm ein Almosen zu geben; und während sie ihr Beutelchen öffnete, erkannte Aennchen ihre Freundin, grüßte sie und redete sie an. Jene aber war fast verwundert; denn nimmermehr hätte sie an Aennchen gedacht, da sie meinte, sie müßte längst wieder in Wasserburg seyn; und überdieß war das Gesicht des armen Kindes noch etwas geschwollen und hier und da mit rothen Flecken gezeichnet. Als sie aber mit ihrer freundlichen Stimme sagte: Grüß Sie Gott, Jungfer Marianne! erkannte sie augenblicklich ihren Schützling, schlug die Hände zusammen und sagte: Um aller Heiligen willen, Nannerle! wo kömmst Du wieder hierher? oder Du bist wohl gar nicht weggewesen? Und die Blattern hast Du auch gehabt!

Nach dieser ersten Begrüßung ging nun von beiden Seiten das Erzählen an, und Aennchen hörte zu nicht geringer Freude, daß das kranke Fräulein genesen, und die Mutter durch die Freude darüber mehr als durch Arzneien geheilt worden sey. Wenn sie

aber hört, sagte Marianne, daß Du so krank gewesen bist, wird sie gewiß auf Dich zürnen, daß Du ihr nichts davon hast wissen lassen; denn sie hat Dich lieb, wie ihr eigen Kind, und mehr als einmal hat sie von Dir mit rechter Liebe gesprochen. Und jetzt wird sie Dir gewiß noch einmal helfen; das darfst Du glauben.

Das war ein guter Trost in der Noth; es kam aber besser als sie gedacht hatte. Als Frau von Lassolai — so hieß die Dame — die Sache von Mariannen hörte, und bei sich bedachte, daß Aennchen die Krankheit hier in ihrem Hause geholt habe, ging sie mit sich zu Rathe, wie sie am Besten für das Kind sorgen möchte. Mit einem Geschenk ist ihr immer nur auf kurze Zeit geholfen, und die Sorge für den gebrechlichen Vater lastet zu hart auf ihr. Ich muß suchen den armen Mann unterzubringen; für das Mädchen ist dann leicht gesorgt. Sie ist ehrlich, klug und rüstig; in einer Wirthschaft kann sie gut gebraucht werden. Gut! der Vater soll einen Platz im Hospital bekommen, und Aennchen geb' ich auf das Vorwerk nach Schönfelden. Der Verwalter und seine Frau sind brave Leute. Da wird sie gut aufgehoben seyn.

So geschah es denn auch. In wenigen Tagen war Alles in Ordnung gebracht. Der arme Franz kam in das Hospital, wo er nach wie vor Körbe flocht, übrigens aber ein sorgenfreies Leben führte; Aennchen trat in Dienste auf dem Vorwerke. Schwerlich hat es damals in München irgend eine Seele gegeben, die vergnügter als Aennchen war. Ihr Vater war versorgt; sie selbst war an Arbeit gewöhnt; die Leute, bei denen sie diente, waren freundlich gegen sie; es war ihr eben, als gäb' es auf der Welt nichts

mehr, was sie wünschen könnte. Wenn sie die Woche über gearbeitet hatte, bald im Hause und in der Küche, bald im Garten und auf dem Felde, ging sie Sonntags in die Kirche; sprach im Hospital bei ihrem Vater ein, besuchte auch wohl im Vorbeigehn Jungfer Mariannen, ihre Freundin, die sie dann gemeiniglich zu ihrer Herrin brachte. So verging der Herbst; der Winter war auch verflossen, und die Erde wieder grün und die Kirschbäume weiß; da trug sich etwas zu, was Niemand vorher hätte denken können, was aber das Glück des guten Aennchens auf seinen Gipfel brachte.

Wenige Tage vorher, ehe Aennchen auf das Vorwerk zog, war dem Verwalter, Meister Martin, seine einzige Tochter im Kindbette gestorben. Das Kind, das sie hinterließ, nahmen die Großeltern zu sich und zogen es auf, und da die Mutter von ihnen genommen war, war es ihr einziger Trost. Der Vater des Kindes aber wohnte in Haidhausen, was nah bei Schönfelden liegt, auf einem Gute, das er von einem reichen Pathen geerbt hatte; und wenn es immer die Zeit erlaubte, kam er herab zu den Schwiegereltern, um sein Kind zu sehn. Dann nahm er das kleine, blasse, blauäugige Mädchen auf den Arm, und herzte und küßte es, und benetzte ihm die Wangen mit seinen Thränen; denn er hatte seine Frau sehr geliebt, und wenn das Kind ihn anlächelte, mußte er immer an die Mutter denken, wie sie ihm auf ihrem Todtenbette zum letztenmale die Hand gereicht, und ihn mit eben solchen Augen und ohne ein Wort zu sagen angesehn hatte. Gewöhnlich gab er dann das Kind mit abgewendetem

Gesichte weg, und ging ohne Abschied fort, um sich draußen auf dem Heimwege recht auszuweinen. Denn sein Schmerz war tief und dem Troste unzugänglich, so daß es Alle dauern mußte, die den sonst so heitern und blühenden Mann sahen, wie blaß er war und wie in sich gekehrt, und wie gleichgültig gegen Alles, was andre Menschen freute, und vormals auch ihm Freude gemacht hatte. Wie er nun fast mit Niemandem sprach, so auch mit Aennchen nicht, ob er sie gleich fast bei jedem Besuche sah, und meist das Kind von ihren Armen nahm. Denn dieses hatte sich gleich von dem ersten Tage an an sie gewöhnt; sie trug es umher, wenn es wachte, schläferte es ein und sang ihm vor. Sie hätte es nicht mehr lieben und nicht besser pflegen können, wenn es ihr eignes Kind gewesen wäre. Der Vater sah dieß mit Wohlgefallen, und hörte auch von den Schwiegereltern Aennchens Lob; aber außer einem freundlichen Gruße hörte sie selten ein Wort von ihm. Daher meinte sie wohl manchmal, sie misfalle ihm; aber ihre Sorge für sein Kind minderte sich darum nicht; denn sie liebte es nun einmal; und wenn es nur gesund war und still, und gern bei ihr blieb, war es ihr genug, und sie verlangte kein anderes Lob und keinen andern Lohn.

Nun war es, wie gesagt, Frühling geworden; die Bäume blühten; Primeln und Tulpen schlossen der warmen Sonne ihre bunten Kelche auf, und die Lerchen sangen von dem klaren Himmel herab; da fand sich ein Freier ein, der um Aennchen warb. Dieß war ein junger, wohlgestalteter Mann von munterm Wesen, der einzige Sohn wohlhabender Eltern und schon jetzt in guten

Umständen; dabei heftig verliebt in Aennchen, die seit ihrer Krankheit noch größer und schöner geworden war. Schon lange war er ihr nachgegangen, und hatte sie auf der Straße angeredet; aber sie wich ihm aus; denn seine Reden gefielen ihr nicht immer, und sein Scherzen war mehr ausgelassen als heiter. Jetzt ließ er nun durch einen Freund förmlich anhalten. Der Antrag war auf alle Weise lockend; manches andre Mädchen hätte zugegriffen; Aennchen aber that Widerstand. Und nicht ohne Grund. Derselbe junge Mann war vor noch nicht langer Zeit mit einem andern Mädchen versprochen gewesen; von der Zeit an aber, wo er Aennchen auf der Dult bei ihrem Handel gesehn hatte, war ihm jene gleichgültig geworden, und er hatte mit ihr aus nichtigen Gründen gebrochen. Aennchen wußte dieß. Könnt' es mir nicht eben so gehn? dachte sie. Er liebt nur mit den Augen, nicht mit dem Herzen; und eh' ich mein Schicksal an einen so wankelmüthigen Mann knüpfe, will ich lieber bis an mein Ende arm seyn und dienen. Gott hat bis jetzt herrlich für mich gesorgt; er wird auch künftig seine Hand nicht von mir abziehn. Und wie könnt' ich nur das Kind verlassen, das so an mir hängt? Ich könnt' es nicht über das Herz bringen.

An demselben Tage nun, wo sie dem reichen Freier ihren Entschluß hatte kund geben lassen, ging sie mit dem Kinde auf dem Arme in den Garten, und ihr Herz war leichter, da sie das entscheidende Wort ausgesprochen und den lästigen Freier entfernt hatte. Indem sie nun mit dem Kinde spielte, und ihm Blumen in die kleinen Hände gab, und es oft mit noch größerer Innigkeit

als sonst an sich drückte, weil sie sich freute immer mit ihm zusammen zu bleiben, sah sie, wie aus dem Nachbarhofe ein Trupp wälsche Hühner mit ihren Jungen durch den Zaun in den Garten brach, und die jungen Kohlpflanzen niedertrat. Schnell setzte sie das Kind mit den Blumen in das Gras, band ihr Vortuch los und fing an die ungebetenen Gäste zurück zu treiben. Das ging aber nicht so leicht; denn die Hühner begannen auf einmal gar wunderlich zu schreien und durch einander zu laufen, als ob sie von etwas Ungewöhnlichem geängstigt würden. Die Ursache kam auch bald an den Tag. Denn indem sich Aennchen mit den Thieren plagte, hörte sie hinter sich ein gewaltiges Rauschen in der Luft, und als sie sich umsah, erblickte sie einen Adler, welcher mit der Schnelle eines Pfeils gerade auf das Kind herabstieß. In diesem Augenblicke zerstiebten die Hühner nach allen Seiten hin; Aennchen aber, außer sich vor Schrecken, sprang zurück, warf dem Raubthiere, das beide Flügel weit hin über das schreiende Kind ausbreitete, ihr Vortuch über den Kopf, packte es mit beiden Händen am Hals und hielt es fest, wie gewaltig es auch mit den Flügeln und den Fängen arbeitete. Indem sie nun zugleich, so laut sie konnte, um Hülfe schrie, kam der alte Martin mit einem Knechte aus dem Hause herbei, und sah mit Erstaunen den wunderlichen Kampf, von dem er erst gar nicht wußte, was er denken sollte. Als sie nun aber sahen, daß Aennchen ein großes Thier würgte, und es nur mit Mühe fest hielt, und das Blut ihr an den Armen herablief — denn der Adler hatte sie mit den scharfen Klauen verwundet — lief der Knecht nach einem Beile,

Meister Martin aber kam Aennchen zu Hülfe, umwickelte das Unthier noch fester mit dem Tuche, und band ihm die Fittige und Fänge so fest mit Stricken zusammen, daß es keinen Schaden mehr thun konnte. Indeß war die Großmutter auch herzugekommen, die fast in Ohnmacht fiel, als sie das schreiende Kind zwar auf Aennchens Armen, aber über und über mit Blute bedeckt sah; als sie aber gewahr wurde, daß dem Kinde kein Leid geschehn war, einen leichten Riß am Aermchen ausgenommen, und als sie die ganze Geschichte aus Aennchens Munde vernahm, und diese selbst verwundet sah, hatte ihr Erstaunen kein Ende; und sie verband Aennchens Wunden, und fiel ihr einmal über das andere um den Hals. Meister Martin aber mußte erst mit dem Adler fertig werden, und nachdem er diesen in einen Käfich gesperrt hatte — denn tödten wollt' er ihn nicht lassen — ließ er sich auch Alles ausführlich erzählen, und konnte dann nicht aufhören, Aennchens Muth und Stärke zu loben. Diese aber hatte auf nichts Gedanken als auf das Kind, das sich gleich darauf an sie legte und einschlief. Aennchen aber war es, als müsse sie es jetzt noch lieber haben als vorher, weil sie ihm das Leben gerettet hatte.

Diese seltsame Geschichte ging schnell von Mund zu Mund, und eh' eine Stunde verging, war sie mit mancherlei Verunstaltungen auch in Haidhausen angekommen. Die Einen sagten, ein Kind sey von einem ungeheuern Geier, wie sie am Königssee auf den höchsten Alpen horsten, durch die Luft entführt worden; die Andern, ein Raubvogel habe es auf eine jämmerliche Weise zerfleischt und halb aufgezehrt; noch Andere, die sich am wenigsten

von der Wahrheit entfernten, die Wärterin habe den Adler gefangen, aber erst nachdem er das Kind getödtet gehabt. In dieser Gestalt kam das Gerücht zu den Ohren des Vaters. Dieser zweifelte keinen Augenblick, daß von seinem Kinde die Rede sey, und eilte mit ungemessener Hast zu dem Hause der Schwiegereltern. Athemlos trat er in den Hof, und das erste was ihm in die Augen fiel, war Aennchen mit verbundenen Armen, noch blaß von dem gehabten Schrecken, aber mit hellen Blicken, wie vor Freude strahlend. Wo ist mein Kind? rief er ihr zu; was ist aus meinem Kinde geworden? Es schläft, antwortete Aennchen, über die Hast des Mannes bestürzt. — Es schläft? und wo? wo? Und so stürzte er in das Haus, nach der Wiege des Kindes hin. Das Kind lag ruhig in süßem Schlummer. Bei diesem Anblicke war seine Freude nicht minder groß als vorher sein Schrecken, und dieser Wechsel widersprechender Gefühle war zu gewaltsam für ihn. Die Sinne vergingen ihm; er wankte, und Aennchen, die hinter ihm stand, fing den Fallenden auf. Nur wenige Augenblicke blieb er ohne Besinnung so; als er aber zum Bewußtseyn zurückkehrte und die Augen aufschlug, war er nicht wenig erstaunt, in den Armen der Retterin seines Kindes zu seyn.

Höchst sonderbar war es nun, wie sich von dieser Stunde an das Wesen des Mannes umwandelte. Bisher hatte er in Aennchen nur die sorgsame Wärterin geachtet; jetzt, da er ihr die Rettung seines Kindes dankte, und den Vorfall nach allen Umständen vernahm, und das furchtbare Raubthier selbst in seinem Gefängnisse sah, da erschien ihm das unerschrockne Mädchen wie ein

Engel, der vom Himmel gesandt worden, um das Schrecklichste von seinem Haupte abzuwenden. Er ergriff ihre Hand, und da er sah, daß das Blut von neuem durch den Verband drang, sagte er: Armes Kind! Du leidest wohl sehr und sagst es nicht? Meine Dankbarkeit, wenn ich es vermag, soll Deine Wunden heilen — und dabei rollten ihm Thränen über die Wangen. Er hielt Wort. In Kurzem hatte sich Dankbarkeit in Liebe verwandelt. Er bat Aennchen, Mutter des Kindes zu werden, das ihr das Leben verdanke; und, nachdem sie das größte, das undenkbare Unglück von ihm abgewendet habe, auch künftig seine Tage zu erheitern. Werde mir was meine Margaretha war, ein gutes und rechtschaffnes Weib. — Aennchen schlug freudig ein; und jetzt küßte sie ihr Siegmund zum erstenmal, und sie bot ihm die erröthende Wange. Dann faßte er sie bei der Hand und führte sie zu den bejahrten Eltern, und sie gaben ihnen ihren Segen; und im ganzen Hause war große Freude, als die Sache richtig war. Denn wenn Schwiegereltern sonst eine neue Schwiegertochter nicht eben immer mit den günstigsten Augen ansehn, so war es hier ganz anders. Denn Meister Martin und seine Frau liebten Aennchen wie eine eigne Tochter, und weil sie gar wohl wußten, wie der arme Wittwer seine verstorbne Frau geehrt und geliebt, und wie tief er sie betrauert hatte, und daß ja eben nur durch die Liebe zu ihrem Kinde die Verbindung mit Aennchen bewirkt worden war, freuten sie sich dieser Liebe und beförderten die Heirath aus allen Kräften. Da also das Trauerjahr um war, im Herbste, als die Trauben reiften und das Laub an den Bäumen gelb wurde, trat Aennchen

mit ihrem Siegmund vor den Altar, und mit dem Myrtenkranze in den braunen Locken sah sie jetzt wahrhaft einem Engel gleich. Frau von Lassolai richtete die Hochzeit auf ihrem Vorwerke aus, und war selbst dabei gegenwärtig, und Aennchens Vater auch, wie sich von selbst versteht. Der war nun an dem Ehrentage seiner Tochter wie neu verjüngt, und man konnte ihm ansehn, wie seelenvergnügt er war; denn sprechen mocht' er nicht viel, aus Scheu vor der vornehmen Dame. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste aufstanden, und die Krücken nicht gleich bei der Hand waren, und Aennchen ihn auf der einen, der Bräutigam auf der andern Seite unter den Armen faßten und wegführten, sagte er: „Nun geht mir der Traum aus, den ich vorgestern gehabt habe. Da träumte mir, ich könnte wieder gehn, wie in meinen guten Tagen, und hätte meine Krückenstöcke in Sanct-Peter aufgehängt, den einen der h. Anna, den andern dem heiligen Siegismund; und wie sie da hingen, schlugen sie in Blätter aus, und wurden über und über grün, und waren schöne junge Bäume. Ist's nun etwa nicht so? und hab' ich da nicht ein Paar Krückenstöcke, wie sie nicht schöner seyn können? Nun, Gott segne Euch, und lasse Euch immer froh gedeihen und blühen und grünen." Und indem er so sagte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit; und Aennchen küßte ihm die Thränen von den Wangen und sagte: Amen!

Wie sich nun die Sonne zum Untergange neigte, und an dem klaren Herbsthimmel die zarten Wölkchen sich mit Gold besäumten, und ihr Wiederschein die grüne Isar vergoldete, begab sich das

Brautpaar nach Hause, und einige der Hochzeitgäste geleiteten sie. In Haidhausen stand nun Alles an den Thüren, und von allen Seiten rief es: Gott grüß' Euch! viel Glück und Segen! Manche kamen auch näher und schüttelten dem Brautpaare die Hände, und baten um gute Nachbarschaft; und die Meisten folgten ihnen bis an ihr Haus nach, sowohl aus Freude an dem schönen Paare, als weil sie wußten, daß dort etwas vorging. An der Thür nämlich standen Siegmunds Knechte und Mägde und erwarteten ihre Herrschaft, und wie sie herankam, stimmten sie ein bairisches Hochzeitlied an, und wetzten ihre Sensen dazu. Das Haus selbst aber war mit Kränzen behangen, und mit grünen Laubschnuren verziert, was sich schön ausnahm; denn Herr Langer, der Mahler, der in Haidhausen wohnt, hatte es selbst angegeben; da mußte es wohl hübsch werden. Aennchen war nun ganz beschämt, und drückte sich hoch erröthend an Siegmund an, und beide dankten, und versprachen den guten Leuten für den Sonntag einen Tanz und ein Faß Bier zur Hochzeitfeier.

Aennchens Vater zog nach einigen Tagen auch auf das Gut zu seinen Kindern. Erst wollte er nicht, weil er meinte, er könnte ihnen zur Last fallen; da sie aber nicht abließen ihm zuzureden, und ihn sein eignes Herz dazu trieb — denn außerdem, daß er Aennchen so lieb hatte, war auch der Eidam ganz ein Mann nach seinem Herzen — gab er nach, und wohnte bei seinen Kindern, und flocht auch hier noch Körbe, ob er es gleich nicht mehr nöthig hatte, zum Zeitvertreib. Wenn er dann zur Abendzeit im Garten auf der hölzernen Bank saß, und die weite Land-

schaft vor ihm lag, und seine Blicke bald auf den Fluß fielen, der sich in mannichfaltigen Krümmungen zwischen dem Kies der Ufer ausbreitet, bald auf die Stadt im Hintergrunde, und das ferne Alpengebirge, und es in seinem Herzen so still war, wie in dem wolkenleeren Himmel, da sang er oft mit leiser Stimme ein Lied, das er im Hospital von einem thüringischen Wandergesellen gelernt hatte. Das Lied lautete so:

Mein Gott, Du hast von Kindheit an
Mir viele, viele Huld erwiesen;
Sey, da ich's nicht vergelten kann,
Mit Herz und Mund dafür gepriesen.
Der Rest von meiner Lebenszeit
Bezeuge meine Dankbarkeit.

Durch Dich entzückt der Erde Pracht,
Das Licht des Himmels mein Gemüthe.
Und was mich froh und glücklich macht,
Ist Alles Gabe Deiner Güte.
Beständig thust Du wohl an mir;
Beständig steigt mein Dank zu Dir.

5.

Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.

Ein weiser Mann sagt: Es ist Gott leicht, einen Armen reich zu machen. Er gibt dem Frommen was er bedarf, und was er ihm bescheeret, das gedeiht. Dem Bösen aber bringt der Reichthum keinen Segen.

Hoch oben in Rußland hinter Moskau liegt ein geringes Dorf, und in einer Strecke von dem Dorfe eine armselige Hütte. Diese Hütte stand einmal leer; denn der alte Mann, der sie sonst bewohnt hatte, war plötzlich gestorben, und hatte nichts hinterlassen, als eben die Hütte, die keine dreißig Rubel werth war, einiges hölzernes Hausgeräth und einen geschnitzten Heiligen, an dem hier und da noch etwas Farbe zu sehn war; denn das Meiste war in der langen Zeit verblichen und abgerieben. Ein Testament war nicht da, und als die Gerichte nach den unbekannten Verwandten fragten, meldete sich lange kein Mensch; denn mit Bettlern will eben Niemand verwandt seyn. Endlich aber kam doch Einer, ein junger Bursche, Iwan genannt; dem waren

Vater und Mutter gestorben, und das Häuschen, das sie ihm hinterlassen hatten, war eben abgebrannt, und er hatte nichts als was er am Leibe trug und ein scharfes Beil zur Arbeit. Der trat nun vor die Obrigkeit und sagte, er habe oft von seiner Mutter gehört, daß der Verstorbene mit ihr verwandt sey. Beweisen könne er es freilich nicht; aber seine selige Mutter habe nie eine Unwahrheit gesagt, und habe dazu auch keine Ursache gehabt. Da nun der Iwan ein so ehrliches Gesicht hatte, daß man ihm Lug und Trug gar nicht zutrauen konnte, das Erbtheil auch einer Lüge nicht werth war, ließ sich der Amtmann die Hand von ihm auf seine Aussage geben, und überlieferte ihm die Hütte mit ihrem wenigen Zubehör. Da war nun Iwan seelenvergnügt, daß er wieder ein Obdach hatte, und dachte an seine Mutter, die eine so fromme Frau gewesen, und oft zu ihm gesagt hatte: „Iwan, was Du thust, habe Gott vor Augen und im Herzen. Sieh, ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und nimmer hab' ich gesehn, daß Gott den Rechtschaffnen verlassen hat." Und wie Iwan so dachte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und er schlug an seine Brust und sagte: So helfe mir Gott, wie ich meiner Mutter Willen thue! — Dann wendete er sich zu dem Heiligen, der ganz traurig in der Ecke stand, und als er ihn nach Landesgebrauch begrüßt und verehrt hatte, richtete er sich in seiner neuen Wohnung ein, das heißt, er stellte den hölzernen Tisch an die Wand, und den Schemel darneben, und schob die leere Bettstelle in die Ecke; setzte sich dann nieder und beschaute die Wände rings umher, und war in Gott vergnügt. Hab' ich

doch nun wieder ein Haus, dachte er; und wenn ich rechtschaffen arbeite, wird es mir auch nicht fehlen am Uebrigen.

So ging es auch. Iwan ging alle Morgen an die Arbeit, und alle Morgen verbeugte er sich vor dem alten Bilde, und so auch am Abend, wenn er nach Hause kam; und wenn er am Samstag den Wochenlohn bekommen hatte, steckte er vor seinem stillen Hausgenossen ein Pfennigskerzchen auf, manchmal auch zwei, oder brachte ihm ein Kränzchen von Immergrün mit, und freute sich, wie hübsch es ihm stehe. Das war nun recht gut, so lange es Sommer war. Nun brach aber ein harter Winter ein; der Sturm pfiff von allen Seiten durch die Breterwand, und, was das Schlimmste war, es fiel in Einer Nacht ein so gewaltiger Schnee, daß das Haus bis an das Dach damit zugedeckt wurde. Die Thür war versperrt und an Ausgehn nicht zu denken. Nun war das wenige Holz, das Iwan zusammengetragen hatte, aufgebrannt; sein einziger Schemel folgte nach; dann der Tisch; zuletzt auch die Bettstelle. Das Schneegestöber aber dauerte immer fort, und die Kälte ließ nicht nach. Was war zu thun? Traurig, mit untergeschlagenen Armen, saß Iwan auf der nackten Erde und sah sich nach allen Seiten um; aber da war nichts mehr was zur Feuerung taugte, außer — dem Heiligen. Auf diesen fielen nun seine Blicke immer von Neuem, und es war umsonst, daß er sie davon abzuziehen suchte. Die Versuchung war zu groß, und er fror allzu sehr. Da stieß er tiefe Seufzer aus und dachte: Soll ich? oder soll ich nicht? Dann stand er auf von der Erde, griff hastig nach dem Beile, und trat damit vor den Heiligen.

Nachdem er sich nun dreimal vor ihm verbeugt und dreimal bekreuzt hatte — das Beil hielt er unter dem Rocke verborgen — sagte er mit gebrochner Stimme: Heiliger Nikolas, oder heiliger Sanct Georg, oder wie Du sonst heißen magst, denn ich weiß es nicht, Du siehst, wie es dem armen Iwan geht. Er ist abgeschnitten von der Welt; die Kälte ist grimmig und das letzte Holz aufgebrannt; auch sein weniges Brod geht zu Ende; und Hunger und Frost zugleich zu ertragen, vermag er nicht. Niemand kann ihm das Leben fristen als Du, wenigstens auf kurze Zeit. Glaube mir — Du weißt, daß ich immer die Wahrheit sage — glaube mir, es geht mir durch die Seele, daß ich Dich darum ansprechen muß. Wir haben, seit ich hier bei Dir eingezogen bin, in größter Einigkeit mit einander gelebt. Du hast es mir nicht an Arbeit und Brod fehlen lassen; und ich habe Dir meiner Seits so viel Dank und Ehre erwiesen, als in meinen Kräften stand. Jetzt aber — ach sieh mich nicht so traurig an, sonst schwindet mir aller Muth! Vergieb mir! Es kann nun einmal nicht anders seyn.

Mit diesen Worten zog er das Beil schnell unter dem Rocke hervor, und ließ es mit abgewendetem Gesichte auf die Schulter des Bildes fallen, und das alte Holz sprang mitten von einander, und fiel auf die Erde, und zugleich klang und klirrt' es gar wunderlich. Kaum wagte der arme Iwan seine Augen dahin zu richten; und als er endlich von der Seite hinblickte, was sollte er sehn? Unter dem gespaltenen Heiligen war die Erde mit Gold und Silber bedeckt; Ducaten und Imperiale lagen über einander

wie Nüsse, und immer quoll es noch aus dem Innern heraus. Iwan stand wie versteinert. Wer hätte das gedacht? sagte er endlich. So vieles Geld! und das hast Du Alles für mich gespart! Nun, es soll Dein Schade nicht seyn. Jetzt zwar mußt Du mir einen Theil von Dir überlassen; denn das siehst Du selbst ein, daß, wenn ich erfriere, Dein Geschenk mir nichts hilft. Ich will Dich aber schonen, so viel ich kann; und was ich jetzt aus Noth von Dir verwenden muß, will ich künftig neuer und schöner wieder machen lassen; und einen stattlichen Pelz will ich Dir kaufen für Dein Geld, und eine Mütze von Sammt mit Zobel verbrämt, und an Kerzen soll es Dir niemals fehlen, wenn Du mich beim Leben erhältst. — Nach diesem Angelöbniß küßte er seinem Wohlthäter Hände und Füsse, hieb dann ein tüchtiges Stück davon ab, und wärmte sich daran. Hierauf suchte er seinen Schatz zusammen, betrachtete sich jedes Stück von beiden Seiten, und bei jedem dachte er: „Das ist der Segen meiner Mutter." Darüber verging die Nacht. Gegen Morgen aber erhob sich ein Thauwind, und der Schnee sank schnell zusammen und der Ausgang wurde wieder frei; und so konnte der arme Iwan, der nun ein reicher Mann war, sich nach einem wärmern Obdache umthun.

Wer in Rußland Geld hat, der kann sich dort, wenn er es anders recht anfängt, wie anderwärts auch, wohl seyn lassen. Iwan säumte nicht lange, sondern kaufte sich ein freies Landgütchen, nahm sich eine Frau, und wurde ein glücklicher Hausvater. Er selbst arbeitete emsig fort, wie sonst, und was er begann, gerieth ihm wohl; auch seine Kinder hielt er zur Arbeit an, und wie

ihm seine Mutter gelehrt hatte, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, so lehrte er seine Kinder auch, und sie folgten ihm. Seinen Wohlthäter vergaß er auch nicht. Nachdem er den Rest, der nicht in den Flammen aufgegangen war, wieder zusammengeleimt, und was daran fehlte, wieder ergänzt hatte, ließ er ihn durch einen Mahler frisch anstreichen, und hielt ihm auch sonst Alles, wie er es versprochen hatte, und noch mehr. Das war nun gut und recht, und wir wollen nicht lachen, wenn der gute Iwan den schön geputzten Heiligen mit inniger Freude betrachtete, und den Seinigen erzählte, wie es ihm damit ergangen war. Besser aber noch war, daß er als ein reicher Mann so still fortlebte, wie sonst, und sich seines Reichthums nicht überhob, und gern allen Menschen diente, die seiner bedurften. Und nicht blos seinen Heiligen kleidete er aus Dankbarkeit, sondern auch die Armen, die zu seiner Schwelle kamen. Darum war er denn bei allen Nachbarn beliebt, und wo er einsprach, war er gern gesehn. Denn sie meinten, er brächte ihnen Glück. Und so geschah denn, wie die Schrift sagt: Thuet die Thore auf, daß herein gehe der fromme und gerechte Mann! und: Wer den Gerechten bei sich aufnimmt, der wird einen guten Lohn empfangen.

Nun könnt Ihr schon hieraus abnehmen, daß man nicht meinen darf, es sey genug, einen Schatz zu finden, damit es Einem wohl gehe. Es kömmt auf den Finder an. Der gute Wein schlägt um, wenn er in ein unreines Gefäß gegossen wird; und nur dem ist der Reichthum ein Gut, der selbst gut ist. Das

werdet Ihr noch besser erkennen aus einer andern Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit in England begeben hat.

Dort nämlich lebte vor mehrern hundert Jahren ein böser König, Richard genannt, seines Namens der Dritte, ein grausamer Mörder seiner königlichen Mündel, und der Räuber ihres Throns. Nicht lange genoß er das ungerechte Gut; denn ein Nebenbuhler seines Raubes erhob sich gegen ihn, und Richard fiel in einer Schlacht bei Bosworth, nahe bei der Stadt Leicester. Nun befand sich unter seinem Gepäck eine hölzerne Bettstelle, die er auf allen Reisen mit sich führte, indem er vorgab, daß er in keiner andern schlafen könne. In diesem unbehülflichen Gebäude aber waren geheime Kästen angebracht, in denen er sein Geld aufbewahrte, und Niemand wußte darum. Als er nun getödtet war, plünderten die Sieger alles Uebrige; an dem Bette aber, das ein so schlechtes Ansehn hatte, vergriff sich Niemand, sondern es blieb zum Andenken des bösen Königs in dem Hause stehn, wo er in der Nacht vor dem Treffen geschlafen hatte; und da bisweilen Leute kamen, die es sehn wollten, und ein Trinkgeld dafür bezahlten, so wurde es auf dem Boden unter dem Dache aufbewahrt bis vor Kurzem. Nun geschah es, daß der Eigenthümer des Hauses eine Reise machte, und als Aufseher einen Mann darein setzte, der wohl selber einen Aufseher brauchte. Denn er brachte den ganzen Tag im Wirthshause zu, und wenn er am Abend betrunken nach Hause kam, und seine Frau ihn schalt, blieb er ihr die Antwort auch nicht schuldig, und oft gab er sie nicht mit dem Munde, sondern mit der Faust. Als es nun

Winter wurde, und es an Holz gebrach — denn der Mann sorgte für nichts — wurde das alte Geräth des Hausherrn, das auf dem Boden umherstand, eines nach dem andern in's Feuer geworfen, und es war endlich nichts mehr übrig als König Richard's Bett. An das sollt' es nun auch kommen. Als aber der Mann mit dem Beile auf den Boden ging, um es in Stücken zu schlagen, lief die Frau ihm nach, und wollte ihn abhalten. „Wenn der Herr wiederkömmt, sagte sie, und findet das alte Bett nicht mehr! Oder, wenn Reisende kommen, und es sehn wollen? Das wird dann gleich in den Zeitungen bekannt, und wir kommen um Ehre und Reputation, und die Trinkgelder dafür gehen uns auch ab." — Der Mann aber, schon halb berauscht, befahl der Frau zu schweigen, und da sie das nicht that, sondern immer heftiger keifte und die geballten Hände gegen ihn aufhob, holte er mit dem Beile aus und hieb nach ihr; der Hieb aber traf sie nicht, sondern das Bettgestell. Von dem gewaltigen Schlage sprangen die Seitenwände krachend aus einander; der geheime Kasten fuhr auf, und eine Fluth von Goldstücken ergoß sich daraus. Mit offnem Munde starrte der Mann die unglaubliche Erscheinung an; sein Rausch verschwand im Augenblick, und er warf sich über das Gold her, um sich mit seinen Händen zu überzeugen, daß es kein Traum sey. Die Frau that dasselbe von der andern Seite, und so begegneten sich in dem unglückseligen Metalle die Hände, die sich einen Augenblick vorher so feindlich gegen einander erhoben hatten.

Der Friede, der auf diese Weise geschlossen worden, war nicht von langer Dauer. Das Bett wurde wieder zusammengeflickt und

das Gold in eine Lade geschlossen; was aber vorher in dem Haushalte nicht gut gewesen war, wurde jetzt nicht besser, sondern verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Mann trank, die Frau zankte; und zwischen ihnen lag der Mammon, den sie mit Angst verheimlichen mußten. Es war eine Hölle auf Erden. Der Winter war vergangen; der Frühling wollte auch zu Ende gehn, und die Hölle wurde immer heißer. Da dachte die Frau: Soll ich um des Trunkenboldes willen ein so elendes Leben führen bis an mein Ende? Ich könnt' es ja besser haben. — Dann verabredete sie mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, wie sie den Mann aus der Welt schaffen und dann recht vergnügt mit einander leben wollten. Und als der Mann in der Nacht trunken nach Hause kam, und die Treppe hinauftaumelte, fing die Frau von der obersten Stiege her einen Zank mit ihm an, und als er den Stock gegen sie aufhob, fiel sie mit dem Dienstmädchen über ihn her, und beide zusammen stürzten ihn kämpfend die Treppe hinab. Der Fall war hoch; mit einem Fluche im Munde kam der Trunkene am Boden an, und nach kurzem Röcheln gab er den Geist auf.

Nachdem sich nun die Frau überzeugt hatte, daß er wirklich todt sey, erhob sie und ihre Gehülfin ein Jammergeschrei, und rief Leute herbei, und beschwor den Doctor und den Barbier, ihn wieder lebendig zu machen; und da sie sich dabei so natürlich anzustellen wußte, hegte Niemand Verdacht. Diese Rolle spielte sie auch noch einige Tage fort; wenn sie aber vor den Leuten viele Thränen vergossen hatte, schloß sie sich in ihre Kammer ein,

öffnete ihre Lade und lachte ihr schönes Gold an. Nach Verlauf einiger Wochen zog sie mit ihrer Magd nach London, um in dieser großen Stadt ihr Leben zu genießen, wie sie meinte. Das ging denn auch in den ersten Wochen und während ihr Alles noch neu war, ganz erträglich; aber das böse Gewissen war mitgezogen, und wenn dieß auch am Tage in dem Geräusche der Straßen und dem Getümmel der Menschen schweigen mußte, so schrie es desto lauter bei Nacht, und das Weib konnte die Augen nicht schließen, ohne daß das drohende Bild ihres Mannes davor trat, und sein letztes Röcheln in ihren Ohren klang. Das war nun eine schlimme Gesellschaft; fast eben so schlimm aber war die Gesellschaft ihrer Magd, die gleichsam das lebendige Gewissen außer ihr war. Schon an sich war sie ihr als Mitwisserin des entsetzlichen Verbrechens ein beständiger Vorwurf; als sie aber noch überdieß anfing, die Herrin zu spielen, täglich neue und größere Forderungen machte, und diese mit den heftigsten Drohungen unterstützte, da hatte die unglückselige Frau zum zweitenmale die Hölle im Hause, und jetzt noch ärger als zuvor, so daß sie bald ganz tiefsinnig wurde. Das war denn nun das vergnügte Leben, das sie sich vor der That mit ihrer Gehülfin versprochen hatte. Dabei verminderte sich auch der Schatz in der Lade von Tag zu Tag, und man konnte die Rechnung machen, wenn er zu Ende seyn würde. Da dachte die Magd: Eh' es so weit kömmt — und nahm Abrede mit einem schlechten Burschen, der sie heirathen wollte, und beide überfielen die Frau im Bette und erwürgten sie.

Die Unthat kam aber gleich an den Tag. Die Mörder wurden eingezogen, und nachdem sie das ältere und das neuere Verbrechen gestanden hatten, wurden sie hingerichtet. Das Geld, was sich noch vorfand, kam in die Armenkasse.

So empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

6.

Der Einsturz.

Ich gehe aus, sagte Frau Lisbeth zu ihrem Töchterchen; räume unterdessen die Stube und Küche auf. Es steht so vielerlei herum. Mach' es aber hübsch mit Vorsicht; nimm nicht mehr als Ein Stück auf einmal in die Hand, und nimm Dich in Acht, daß Du nichts zerbrichst.

Lieschen that, wie ihr die Mutter befohlen hatte; setzte zusammen was zusammen gehörte, wischte den Staub von Schüsseln und Tellern, und stellte Alles der Reihe nach in den Bretern auf. Jetzt waren nur die Tassen noch übrig. Auch diese legte Lieschen in einem Wännchen zusammen, um sie in dem Wandschranke einzuschließen; setzte dann einen Schemel vor den geöffneten Schrank und stieg hinauf. Aber kaum hatte sie, das Wännchen in beiden Händen haltend, einen Fuß auf den Stuhl gesetzt, als der Fußboden bebte. Ein dumpfer Schlag folgte, und dann wieder einer, und bei der wiederholten Erschütterung und dem dumpfen Getöse, das sie begleitete, verdunkelte sich die Luft. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Beim ersten Stoße sank das erschreckte

Kind von dem Schemel zurück; das Männchen entfiel seinen Händen, die Tassen rollten auf die Erde und bedeckten den Boden der Küche mit ihren bunten Scherben.

Bei diesem Anblicke vergaß Lieschen alles Andre und dachte nur an den Zorn der Mutter. Auf die Erde kauernd suchte sie die Scherben zusammen, und da sie sah, daß nichts mehr ganz war, setzte sie sich dazu und weinte bitterlich.

Indem sie noch so weinte, trat die Mutter herein. Sie war blaß wie der Tod, die Füße wankten unter ihr; zitternd und mit keuchender Brust sank sie auf einen Stuhl, ohne der Verwüstung zu achten, die zu ihren Füßen lag.

Lieschen aber meinte, der angerichtete Schade habe die Mutter so erschreckt, und lief zu ihr hin, und sagte noch weinend: Ach, Mutterchen, es war nicht meine Schuld. Ich habe mich gewiß recht in Acht genommen. Aber ich weiß nicht, wie es kam und was mich so erschreckt hat, daß ich vom Stuhle fiel.

Da faßte die Mutter das geängstete Kind in beide Arme, drückte es fest an die Brust, und sah bald zum Himmel, bald auf das Kind. Zu sprechen war sie noch nicht fähig.

Die Sache war diese.

In der nächsten Straße, unmittelbar hinter Frau Lisbeth's Hause, wurde gebaut. Ein altes Gebäude sollte abgetragen werden, um ein neues aufzuführen; da es aber mürber war, als man geglaubt hatte, so geschah es, daß während der Arbeit ein großer

Theil mit gewaltigem Getöse zusammenbrach. Der Boden umher bebte; dichte Wolken von Staub erfüllten die Luft; Alles umher war mit Bergen von Schutt bedeckt. Von den Arbeitern war Niemand beschädigt.

Während aber diese bestürzt und staunend in den Ruin hineinsahen, drang eine junge Frau mit Angstgeschrei über die Schutthaufen und das Staubgewölk nach der offnen Straße vor, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihr zurief, auch die noch stehende Wand drohe den Einsturz, und sie werde von den überhängenden Balken erschlagen werden. Einer Wahnsinnigen ähnlich rief sie ohn' Unterlaß: „Mein Kind! mein Kind! Wo ist mein Karl? Erbarm' es Gott, er ist erschlagen!" — Dann sich an die Nächststehenden wendend, schrie sie ihnen zu: „Werft den Schutt weg; um Gotteswillen; grabt, sucht! Er lebt vielleicht noch. Rettet, rettet mein Kind!"

Bei diesem mütterlichen Angstgeschrei lief Alles zusammen. Einige der Arbeiter erinnerten sich nun allerdings, daß sie einen Knaben hatten umherlaufen sehn; sie hatten aber nicht auf ihn geachtet. Und nun meinten sie, er könne wohl zu Schaden gekommen seyn; aber unter welchem Schutthaufen er stecke, könne Niemand sagen; auch sey nichts zu thun, da auch das, was noch stände, jeden Augenblick einzustürzen drohe.

Die Verzweiflung der Mutter kann Niemand beschreiben.

Von allen diesem war Lieschens Mutter Zeuge gewesen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Sie dachte an ihr zurückgelassenes Kind und eilte nach Hause.

Der Einsturz.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

und eilte nach Hause.

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Akermann. Lpzg.

Der Einsturz.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

Der vermißte Knabe aber war nicht umgekommen. Als die Staubwolke sich verzog und man wieder heller sehen konnte, erschien er in seinem bunten Röckchen, mit Staub überpudert, auf der Brüstung eines Fensters der noch stehenden Wand, und sah furchtlos und neugierig in die Verwüstung hinab. Und da er seine Mutter erblickte, rief er ihr zu: „Mutter, Mutter, siehe doch, wie groß ich bin, und wo ich stehe, und hole mich; ich kann so allein nicht wieder hinunter.“

Da entstand ein Jubel ohne Gleichen. Alle Blicke richteten sich nach dem Knaben hin, und die Mutter hätte der freudige Schrecken fast zu Boden geworfen. Zitternd vor Angst und Freude lief sie nun zurück über die Schutthügel, klimmte die halbzertrümmerten Stiegen hinauf, und mit ausgebreiteten Armen fing sie den Knaben auf, der ohne Kenntniß der Gefahr sich ihr lachend entgegen warf.

Das Gerücht von diesem Ereignisse verbreitete sich durch die Stadt, und den ganzen Tag kamen Leute zu der Stelle, um das Fenster zu sehen, wo der Knabe so keck und wohlgemuth gestanden hatte. Was ihm den Tod gedroht hatte, gereichte ihm zum Glück. Denn da man erfuhr, daß er eine vaterlose Waise, seine Mutter aber eine arme Frau sey, traten einige wohlthätige Familien zusammen, und nahmen sich der Mutter und des Kindes an. Und der Knabe wurde gut erzogen, und ward ein geschickter Maurer, der manches Haus baute; wobei er denn oft Gelegenheit hatte an das zu denken, was ihm als Knaben begegnet war.

7.

Der Erfrorene.

In meinen frühern Jahren, als ich noch die Arzneikunst trieb, ging ich zur Winterzeit in meinem Berufe auf das Land. Es war ein kalter Tag; die ganze Flur war mit tiefem Schnee bedeckt, und ein scharfer Ostwind fuhr über den Schnee. Als ich etwa bis zur Mitte des Wegs gekommen war, sah ich einen Mann an der Straße sitzen, in ärmlicher Kleidung, den Kopf auf beide Hände und diese auf einen Knotenstock gestützt. Ich rief ihn im Vorübergehen an, und da er nicht antwortete, glaubte ich, er schliefe, trat zu ihm hin und rüttelte an ihm. Es war umsonst; das Leben schien von ihm gewichen. Hier versuchte ich nun das Einzige, was in einem solchen Falle zu thun ist; das heißt, ich bedeckte den erstarrten Leib mit Schnee, und da mein Geschäft Eile forderte, setzte ich meinen Weg fort, nur etwas schneller als vorher. In dem nächsten Dorfe zeigte ich den Vorfall an, bestellte Leute mit einer Tragbahre und was außerdem erforderlich war, besuchte den Kranken, zu dem man mich gerufen hatte, und holte die abgeschickten Männer wieder ein, ehe sie noch

die bezeichnete Stelle erreicht hatten. An dieser Stelle fanden wir ein aufgewühltes Schneelager; der Erfrorne aber war nicht mehr darin. Ob ihn Andre aufgehoben hatten, oder ob er, zum Leben erwacht, seinen Weg fortgesetzt hatte, konnte Niemand wissen.

Es war das Letztere. Ich schickte nun die Leute zurück, die hier nichts weiter zu thun hatten, und setzte meinen Weg nach der Stadt allein fort. Noch war ich keine halbe Stunde gegangen, als ich meinen Erfrornen langsam vor mir her wandern sah. Ich hatte ihn bald eingeholt. Gott grüß' Euch, Alter, sagte ich; wo gedenkt Ihr noch hin? — Nach der Stadt, antwortete er, wenn ich sie erreichen kann. Es wird mir heute gar zu schwer. — Vorhin, fuhr ich fort, saßt Ihr hier am Wege und schient ganz erstarrt. Ich meinte Ihr wärt todt.

Ich bin früh vom Hause weggegangen, erwiederte der alte Mann, und da gestern der Schnee so stark gefallen war, mußt' ich mir bis zur Landstraße hin Bahn machen. Das war für meine alten Beine ein zu großes Stück Arbeit. Ich war so müde geworden, daß ich mich setzen mußte und einschlief. Ich weiß aber nicht, was mir wiederfahren seyn muß. Als ich erwachte, war ich in Schnee begraben, und doch hat es, so viel ich sehn kann, keinen neuen Schnee gelegt.

Ich erklärte ihm das Räthsel.

Nun so sey Gott und Euch für Eure Fürsorge gedankt, erwiederte der Alte, weniger um meinetwillen, denn ich war sanft eingeschlafen und hatte die Bitterkeit des Todes nicht geschmeckt;

aber fünf armen Enkeln, die ich mit meiner Hände Arbeit ernähren muß, wäre mein Tod ein gar zu hartes Loos gewesen. Ihrem Vater, der mein Eidam war, begegnete dasselbe, was mir drohte. Er blieb an einem kalten Decembertage sitzen, und statt des Weihnachten, den er seinen Kindern in der Stadt gekauft hatte, brachten sie uns den todten Vater in's Haus. Ihre Mutter, die eben in den Wochen lag, starb vor Schrecken, und ihr Säugling folgte ihr nach. Da ist nun die kleine Heerde meiner Obhut anheim gefallen, und sie wären gar zu arm und verlassen gewesen, wenn Euch Gott mir nicht zur Hülfe gesendet hätte.

Das Wesen des alten Mannes gefiel mir sehr. Sein ehrwürdiges Angesicht, seine sanften Mienen und der milde Ton seiner Stimme verkündigte ein stilles, Gott ergebnes Gemüth. Bei der Fortsetzung des Gespräches wurde ich mit seiner ganzen Lage bekannt. Er war einer der Menschen, wie sie jetzt immer seltener gefunden werden, die in dem festen Glauben an eine Vorsehung, die Alles zu unserm Heile wendet, auch unter der drückenden Bürde der Armuth und vielfältigen Unglücks, doch im Innern Freudigkeit bewahren und aus ihr die Kraft nehmen, auch das Schwerste zu tragen.

Unter fortgesetztem Gespräche gelangten wir zur Stadt, und bei der Trennung bat ich mir den Namen meines Begleiters aus. Er nannte mir ihn; es war kein gewöhnlicher Name, aber er klang mir bekannt; und da ich ein Weilchen gesonnen hatte, fand ich ihn in meinem Gedächtnisse wieder. Kommt mit mir in

mein Haus, sagte ich, um Euch mit Speise und Trank zu stärken, denn das bedürft Ihr. Dann mögt Ihr Eure Geschäfte besorgen. Nach Hause zurückkehren könnt Ihr nicht. Das Schicksal, dem Ihr so eben durch Gottes Hülfe entgangen seyd, könnte Euch zum zweitenmale treffen.

Der Alte nahm meine Einladung an, und als er gegessen und getrunken hatte, fragte ich ihn, ob er im Auslande Verwandte hätte. Nicht eben daß ich wüßte, antwortete er. Einen Bruder zwar hab' ich gehabt, aber der mag längst todt oder vom Meere verschlungen seyn. Ackern und Pflügen stand ihm nicht an, und auf dem Dorfe war's ihm zu eng, wie nun eben jeder Mensch seinen eignen Sinn hat. Der Vater that ihn in die Stadt auf ein Handwerk. Als er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft, und von Hamburg aus schrieb er, er wolle sein Glück in der neuen Welt versuchen. Seitdem haben wir nichts weiter von ihm gehört.

Wie hieß denn dieser Bruder? frug ich weiter.

Gottfried Valentin.

Nun, so ist es ja recht, sagte ich, und holte ein amerikanisches Zeitungsblatt herbei, in welchem die Erben und Angehörigen eines deutschen Handelsmannes, Gottfried Valentin Gebser genannt, der im Neuen-Hafen in Connectitut ohne Erben gestorben sey, aufgefordert werden, sich zu melden, und nach gehöriger Beglaubigung seinen Nachlaß in Empfang zu nehmen.

Das ist wohl weit weg, sagte der Alte lächelnd, aber ohne

besondere Freude zu zeigen. Meine Jahre passen sich zu einer weiten Reise nicht.

Ich sagte ihm, daß eine solche Reise nicht eben nöthig sey; daß das Geschäft durch fremde Vermittelung zu Stande gebracht werden könnte, und erbot mich, hülfreiche Hand dabei zu leisten. Vor allen Dingen, setzte ich hinzu, ist ein Taufschein und eine gerichtliche Beglaubigung nöthig. Ich habe einen Freund in Hamburg, der ein Rechtsgelehrter ist; an diesen wollen wir schreiben, und dann wird die Sache ohne große Mühe zu machen seyn.

Erst jetzt zeigte der alte Mann Zufriedenheit. Die Hände faltend und mit einem dankenden Blicke zum Himmel sagte er: Das schickt Gott meinen armen Enkeln. Das ist der Segen, der auf ihrer Mutter geruht hat, die eine so gute Tochter war. In ihrer letzten Stunde faßte sie mich bei der Hand und sagte: Vater, sorgt für meine armen Kinder, die nun vater- und mutterlose Waisen werden; gebt ihnen eine fromme und christliche Erziehung. Dann wird Gott weiter für sie sorgen. Das geht nun in Erfüllung. Dieser Tag ist ein großer und gesegneter Tag für mich.

Nach diesen Worten, die er gleichsam betend vor sich hin sprach, dankte er mir mit großer Herzlichkeit. Ich hatte die Freude, das Ende der Sache herbeizuführen, deren Anfang mir ein glücklicher Zufall in die Hände gelegt hatte; denn nach Verlauf eines Jahres war mein Alter in dem Besitze einer Erbschaft von mehr

als tausend Thalern. Dieses Geld legte er in Grundstücken an, erzog seine Enkel zu rechtschaffnen Bauern, und lebte noch funfzehn Jahre nach jenem für ihn so merkwürdigen Tage, den er auch jedes Jahr mit besonderer Andacht feierte. Als er nun sehr alt war, und sein Haupt kaum noch aufrecht halten konnte, versammelte er an seinem letzten Festtage seine Kindeskinder um sich, und sagte zu ihnen: Meine Kinder, die letzte Stunde ist nicht mehr fern. Meine Kraft ist schwach geworden und mein Aug' ist dunkel. Bald wird es das Licht nicht mehr sehn. Dann wird mein Gebein versammelt werden zu dem Gebeine meiner Väter; aber mein unsterbliches Theil wird bei Gott seyn. Bin ich dann auch fern von Euch, so wird doch mein Segen bei Euch seyn. Vergesset nie das Gute, was Gott der Herr an uns gethan hat, und danket ihm dafür durch ein frommes Leben. Wer fromm wandelt vor Gott, sagt die Schrift, dem wird es wohl gehn; der Böse aber blüht wohl eine Weile, wie ein Baum, der keine Wurzel hat; aber nach kurzer Frist verdorrt er und stirbt. Bleibet treu in Euerm Beruf. Wer seinen Acker fleißig baut, der wird immer des Brodes genug haben; Müssiggang aber ist des Lasters und der Armuth Vater. Seyd genügsam, mäßig, barmherzig, und trachtet nicht nach ungerechtem Gute. Ungerechter Gewinn ist wie ein Unkraut, das üppig grünt, aber den guten Saamen erstickt. Seyd nicht hoffärtig. Ehret die Obrigkeit und folget dem Gesetz. Lebet in Einigkeit und Frieden mit Euren Nachbarn; vor allen Dingen aber liebet Euch unter einander, wie Ihr Euch immer

geliebt habt. Dann wird Euch der Segen Eurer Mutter und der Meinige nimmer fehlen, und wir werden einst wieder versammelt werden in dem Schooße der ewigen Liebe.

Noch an demselben Tage entschlief der Greis, satt des Lebens und froh. Sein letztes Einschlummern war so schmerzlos und süß wie an jenem Wintertage. Aber er erwachte nicht wieder.

8.

Peter King.

Die Menschen trachten nach vielen Dingen, am meisten aber nach Geld; denn weil man für Geld so Vieles kaufen kann, so meinen sie, reich und glücklich seyn, wäre eins. Aber dem ist nicht so. Wenn man auch Alles für Geld haben kann, Zufriedenheit ist nicht feil für Geld; und was ist alle Herrlichkeit der Welt ohne ein zufriedenes Herz? Auch manches Andre ist auf keinem Markte zu haben. Das Sprichwort sagt: Kaufe Dir ein Senfkorn groß Verstand, so hast Du einen Berg von Gold. Das Sprichwort ist wahr; denn durch Verstand kann man reich werden, durch Reichthum aber ist noch keine Einfalt zu Verstand gekommen. Aber wo ist der Markt, auf den man ihn kauft? Darum wissen viele Reiche nicht, was sie mit ihrem Gelde machen sollen. Einer sperrt es in den eisernen Kasten, beschaut es in der Verborgenheit und darbt dabei. Ein Anderer sagt: Ich will guter Dinge seyn; denn es ist ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist's gar aus mit ihm. Unsere Zeit fährt dahin wie ein Schatten, und wenn wir weg

sind, ist keine Wiederkehr; darum lasset uns wohl seyn, weil es da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er jung ist. So ladet er dann Gäste in sein Haus und schwelgt Tag und Nacht; und das Gold schmilzt in seiner Hand wie Schnee, und so geschieht es ihm wohl, daß er im Alter bei denen bettelt, die vormals seine Genossen waren, oder sich beugt vor denen, die er in seinen guten Tagen verachtet hatte. — Wollte man alle Thorheiten aufzählen, zu denen das Geld verführt, und alles Böse, wozu es Anlaß gibt, ein großes Buch faßte es nicht. Daher man wohl dem weisen Mann recht geben muß, der gesagt hat: Was soll dem Narren Geld, so er doch ein Narr ist? und dem, was ein Andrer sagt: Der Reichste ist, wer den Reichthum entbehren kann.

Eine lächerlichere, und, wenn man es bei dem rechten Namen nennen will, närrischere Art, seines Geldes froh zu seyn, ist mir nicht leicht vorgekommen, als die von Peter King, einem Engländer. Dieser Peter King war der Sohn armer Eltern, und wurde als Knabe zu einem kleinen Krämer in die Lehre gethan. Hier hielt er sich gut. Er war emsig bei der Arbeit, ordentlich bei jedem Geschäft und die Ehrlichkeit selbst. Bald vertraute sein Herr ihm das ganze Geschäfte an, und als er starb, hinterließ er ihm den Kram zum Erbtheil im Testament. Peter heirathete nun, erweiterte seinen Handel, und wurde mit Hülfe seiner emsigen Frau ein wohlhabender Mann. So weit war nun Alles gut, und es war an dem Manne nichts zu tadeln, als etwa ein wenig Hochmuth von Zeit zu Zeit, der aber ziemlich unschuldig war und Niemanden weh that. Nachdem er aber zu Jahren gekommen

war und des Geldes genug zu haben glaubte, und ein anderer Krämer sich neben ihm einrichtete und seine Kundschaft schmälerte, dachte er: Sollt' es nicht endlich Zeit seyn, daß ich mich zur Ruhe setzte und meines Lebens froh würde? Kinder hab' ich nicht; für wen plag' ich mich denn so? So werd' ich auch den Aerger über den Nachbar los. — Er beschloß also, da seine Frau auch nichts dagegen hatte, seinen Kram zu verkaufen und in eine andre Straße zu ziehn. Das war leicht ausgeführt. Nicht so leicht aber ist es, nichts zu thun, obschon Mancher es denkt, der es noch nicht versucht hat; und ein Mann ist besser daran, der sich besinnen muß, mit welcher Arbeit er nur anfangen soll, als der, welcher nicht weiß, was er mit seiner müssigen Zeit machen soll. Dieß erfuhr Peter King nur allzu bald. In den ersten acht Tagen war es ihm schon ganz recht, daß er schlafen konnte, so lange er wollte; auch daß er nicht bis zum Abend am Schreibtische sitzen, Rechnungen ausziehn und Briefe schreiben durfte; aber diese Lust des Nichtsthuns wollte nicht wiederhalten. Er fing an Langeweile zu haben. Denn, wie wohl Mancher that, die Zeit im Wirthshause zu versitzen oder am Spieltische, dazu war Peter King ein zu ordentlicher Mann, vielleicht auch zu stolz; und da er sechzig Jahre alt geworden war, ohne je aus dem Gleis der Ordnung zu treten, so konnte er jetzt damit nicht den Anfang machen. Er wußte also nicht wo aus noch ein mit seiner müssigen Zeit und fing Grillen. Wie er nun eines Tages im Lehnstuhl saß, und an die alten Zeiten dachte, wie arm er gewesen und was für glückliche Leute er damals gesehen hatte, kam ihm auf einmal Etwas in den

Sinn, das ihm aus der Noth half. Er sah sich nämlich ganz leibhaft vor Augen, gleich als ob es auf einem Bilde vor ihm stände, wie er als Ladenbursche Sonntags bei müssiger Zeit an der Thür gelehnt habe, in einem kurzen, grauen, abgetragnen Röckchen, in schwarzen wollenen Strümpfen, plumpen Schuhen und tombacknen Schnallen darin; und wie da oft ein Arzt vorüber gegangen sey, ein wohlgenährter, kurzer Mann, wie er jetzt selbst war, mit rundem, glatten Angesicht und einer hohen glänzenden Stirn, auf der eine ungetrübte Heiterkeit zu wohnen schien. Dabei war dieser Arzt, wie man denken kann, stattlich gekleidet, wie es damals die Mode mit sich brachte, und schritt so aufrecht und gravitätisch einher, daß man gar nicht anders glauben konnte, als des Mannes Wissen, Wohlstand und Zufriedenheit müsse ganz unerschütterlich fest stehn. Dieses Bild trat ihm jetzt ganz frisch und lebendig vor die Seele, und dabei erinnerte er sich ganz deutlich, mit welchem Gefühle von Bewunderung er dem Manne immer nachgesehen, und wie er in seiner Haltung und Tracht einen ganzen Inbegriff irdischer Glückseligkeit erkannt habe. Dann dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh' es ja in seiner Macht. — Mit diesem Gedanken im Kopfe stand er nun von seinem Lehnstuhle auf, und es war ihm schon jetzt, als sey er ein ganz andrer Mensch, und er hatte keine Ruhe, bis er Alles zu Stande gebracht und sich wie sein großes Muster- und Vorbild herausstaffirt hatte. Mühe kostete es allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

Peter King.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

[illegible] Er sah [illegible] [illegible] müssigen [illegible] [illegible] [illegible] abgetragenen [illegible] [illegible] Schuhe [illegible] ein Arzt [illegible] wie er jetzt [illegible] hohen glänzenden [illegible] ungetrübte [illegible] schien. Dabei war [illegible] wie man denken [illegible] gekleidet, wie es damals [illegible] Mode mit sich [illegible] aufrecht [illegible] [illegible] immer [illegible] einen ganzen Inbegriff [illegible] erkannt habe. Denn dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh' es ja in seiner Macht. — Mit diesen Gedanken im Kopfe stand er [illegible] von seinem [illegible] [illegible] ihm schon jetzt, als sey er ein ganz [illegible] [illegible] ine Ruhe, bis er Alles zu Stande [illegible] [illegible] ches Muster und Vorbild [illegible] hatte. [illegible] allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Ackermann Lpzg.

Peter King.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

Alles so anfertigte, wie er es im Kopfe hatte; und dann wich er ihm bei der Arbeit nicht von der Seite. Wie nun aber Alles fertig und auch die geringste Kleinigkeit nach seiner Angabe vollendet war, da hätte man ihn sehen sollen, wie er die einzelnen Stücke beschaute und anlegte; erst das feine Hemd mit der langen Spitzenkrause und den prächtigen Manschetten, die mehr als die halbe Hand bedeckten; dann die weißen seidnen Strümpfe mit breiten Zwickeln; die hohen Schuh mit großen silbernen Schnallen verziert; die kurzen Beinkleider; die bis zu den Knieen herabsteigende Weste von Brokat; den kaffeebraunen Tressenrock mit weiten Ermeln und breiten Schößen. — Ein unbeschreibliches Wohlbehagen strahlte von seinem Antlitz. Und als er sich nun gar in vollem Anzuge vor den Spiegel stellte, und seine Frau ihm noch dieses und jenes zurecht rückte; und er endlich den kleinen Hut unter den Arm und das lange spanische Rohr mit dem goldnen Knopfe in die Hand nahm, und so aus der Thür auf die Straße trat, auch in Gang und Haltung seinem Vorbilde ähnlich — da kam er sich wie verwandelt vor und es war ihm, als müßte irgendwo der arme Ladenbursche — er selbst — in der Straße stehn und ihn bewundern. Aber es kam nicht so. Freilich fuhren Köpfe genug an die Fenster; auch an Begleitern fehlte es nicht; und alle verwunderten sich, was nur diese fremde Erscheinung aus der alten Welt sagen solle, die ihnen vorkam wie eine Fastnachts-Mummerei. Endlich trieb ihn eine Schaar muthwilliger Buben mit Hohn und Spott nach Hause zurück. Das Ausgehn unterließ er nun; aber von seiner närrischen Eitelkeit war

er darum nicht geheilt. Täglich warf er sich in die festlichen Kleider, und täglich ging er darin mit abgemessenen Schritten in der Stube auf und ab, wo zwei einander gegenüber hängende Spiegel sein Bild sich zuwarfen und vervielfältigten. Bisweilen wechselte er auch seinen Anzug mehr als einmal des Tages. Was von Zeit ihm übrig blieb, widmete er seinen beiden Katzen, die er mit großer Sorgfalt wartete und bei der Mahlzeit neben sich sitzen ließ. Diese sollten nun aber auch das Vergnügen genießen, das er an sich selbst hatte, und wie des armen Gottfrieds Kater in Stiefeln ging, so mußten die Katzen Peter King's in Treffen besetzten Röckchen einhergehn. Die armen Thiere ließen sich Alles gefallen, und ihr Herr war nie zufriedner, als wenn er in vollem Staate zwischen seinen ebenfalls geschmückten Hausthieren seiner alten Frau gegenüber saß, die seine Thorheiten ohne Einrede mit der größten Gutmüthigkeit ertrug. Diese gute Frau starb, und Peter King grämte sich darüber so sehr, daß er acht Tage darauf auch in das Grab gelegt wurde. Beim Mangel anderer Verwandten hinterließ er sein Vermögen einer alten Magd, mit Ausnahme eines Legates für seine Katzen, die nach dem Tode ihres Herrn ihre lästige Livree wahrscheinlich nicht mehr angelegt haben.

9.

Niemand weiß, was ihm gut ist.

In meiner Nachbarschaft wohnte ein Tischler, Martin genannt, ein geschickter Mann, aber von leichter und eitler Gemüthsart. In seiner Jugend hielt er sich immer zu solchen Gesellen, die die besten Kleider trugen, und wenn er etwas Besonderes an Andern sah, ruhte er nicht, bis er es auch hatte; und so verschwendete er das Geld, das er hätte zurücklegen können, um Meister zu werden. Während er sich hierzu anschickte, verliebte er sich in ein Mädchen, das sehr hübsch, aber auch sehr arm war, und da seine Mutter ihm darüber Vorstellungen machte, antwortete er ihr: Seyd nur unbesorgt, Mutter. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden. Ich will bald die Schuld, die Ihr jetzt machen müßt, wieder abtragen; und wenn ich Aennchen heirathe, so hab' ich die schönste Frau in der ganzen Zunft; das ist auch etwas werth; und habe meine Freude an ihr, so oft ich sie ansehe. Sieht sie jetzt schon so hübsch aus in ihren schlechten Kleidern, wie wird sie erst aussehn, wenn ich ihr Kleider schaffe, wie sie einer Meisterin zukommen! Ihr sollt dann wohl selbst Eure Lust an uns haben, wenn wir

zusammen in die Kirche gehn und die Leute uns nachsehn. Denn ich bin doch auch kein übler Kerl.

Die Mutter lächelte und willigte ein; denn sie hatte den Sohn sehr lieb, und den Fehler, der ihn drückte, hatte er wohl von ihr geerbt. Die Sache ging auch über Erwarten gut; denn die junge Frau, so arm sie war, war fleißig und ordentlich; und Martin, der hinlänglich zu thun hatte, ließ sich aus Liebe zu seiner Frau die Arbeit angelegen seyn. Allmählig aber wuchs die kleine Familie an; die nothwendigen Ausgaben mehrten sich, und wenn auch für diese der Erwerb hinreichte, so blieb doch für den Genuß der Eitelkeit wenig oder nichts übrig. Das machte ihn denn bisweilen ganz unmuthig, und wenn er so noch spät in der Nacht hobelte und leimte, während sich Andre im Wirthshause gütlich thaten, dachte er wohl manchmal, daß sein Leben ein erbärmliches Leben sey. Doch entschlug er sich dieses Gedankens so gut er konnte, und meist heiterte ihn die Arbeit selbst wieder auf; wie denn die Menschen durchaus auch selbst bei drückender Arbeit doch zufriedner sind, als beim Müssiggang. Denn der Müssiggang lehrt nicht blos viel Böses, wie die Schrift sagt, sondern betrügt auch den Menschen, der sich ihm ergibt, um die Freude, die er ihm verheißt.

Nun ging es aber in Martin's Hause auch nicht immer ohne Anstoß fort. Die alte Mutter starb und mit ihr ging ihm eine große Hülfe ab. Während die Frau im Wochenbette lag, wurden einige der ältern Kinder krank, und oft mußte Martin, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, in der Nacht den Mantel um-

nehmen und das jammernde Kind herumtragen, oder in die Apotheke laufen, und in der Küche ein Tränkchen oder einen Brei zu einem Umschlage kochen. Doch hätte er dieß und ähnliches Ungemach aus Liebe zu seiner Frau und den Kindern ertragen, und hätte sich durch trübe und heitre Tage, wie sie im Leben fallen, durchgeholfen; aber da mußte etwas geschehen, was ihm alle Freude verbitterte, und den Gedanken, „daß sein Leben ein ganz erbärmliches Leben sey" immer von neuem wie einen scharfen Dorn in sein Herz trieb.

Es geschah nämlich, daß einer von Martin's Zunftgenossen, mit dem er in der Lehre gestanden und sonst mannichfaltigen Verkehr gehabt hatte, plötzlich durch eine Erbschaft seiner Frau zum Reichthum gelangte, sein Handwerk aufgab und ein Haus bezog, das Martin's kleinem Häuschen gerade gegenüber lag, so daß dieser in seiner Werkstatt die Augen nicht aufschlagen konnte, ohne in die großen Fensterscheiben seines reichen Nachbars zu sehn. Diesem ging es nun eben, wie es unverständigen Leuten zu gehen pflegt, die plötzlich reich werden; er wurde ein Narr und lebte wie ein Narr. Wenn sich Martin von Tages Anbruch an und oft noch früher schon hungrig gearbeitet hatte, stand sein vormaliger Mitgesell erst auf und trat, in einen weiten bunten Schlafrock gehüllt, mit einer langen holländischen Pfeife im Munde an's Fenster, um den wohlriechenden Rauch des besten Knasters umher zu blasen, und den Kaffee zu schlürfen, mit dem ihn seine Frau bediente. Nach anderthalb Stunden wurde ein Frühstück aufgetragen, das für den armen Martin und

seine ganze Familie ein reichliches Mittagsessen gewesen wäre, dort aber nur der Vorläufer des Mittagsmahles war; und nachdem auch dieses eingenommen war, streckte sich der reiche Müssiggänger bequem auf den Sopha hin, um vom Nichtsthun auszuruhn. Der Rest des Tages wurde ohngefähr auf gleiche Weise hingebracht, nur daß gegen Abend der Mann sich in feine Kleider warf und auf ein öffentliches Haus ging, die Frau aber Besuch annahm oder gab. Das ging denn nun mit wenigen Veränderungen einen Tag wie den andern; und Martin sah Alles, und alle Tage trieb der Unmuth tiefre Wurzeln in sein Herz. Dann warf er bisweilen Hobel und Richtscheit auf die Erde, und sah mit finstern Mienen vor sich hin, und seine Frau mußte ihm gute Worte geben, um ihn wieder an die Arbeit zu bringen. — Die haben es gut da drüben, sagte er dann oft zu seiner Frau, wenn er sein magres Abendbrod aus ihrer Hand empfing; die leben wie die Fürsten und können es auch. Es ist doch ein gutes Ding um eine reiche Frau. Wenn Du mir auch etwas mehr als Dein hübsches Gesicht mitgebracht hättest, so könnten wir uns auch etwas zu Gute thun, und brauchten nicht den ganzen Tag zu schanzen und zu karren wie Züchtlinge.

Solche unfreundliche und häßliche Reden entfielen bisweilen dem tief verstimmten Martin, und es kränkte seine Frau, sich ihre Armuth vorwerfen zu hören, die sie doch nicht verschuldet hatte. Unmuth und üble Laune sind schlechte Gehülfen bei jedem Geschäfte; sie sind die Pferde, die hinter dem Wagen gespannt ihn aufhalten, während Freudigkeit und heitrer Muth auch das Schwerste munter

fördert. Daher stockte die Arbeit in Martin's Werkstatt; die Kunden minderten sich und mit ihnen der Erwerb. Er mußte Schulden machen, und, wenn ihm nicht geborgt wurde, Zuflucht zum Leihhause nehmen. Dahin wanderte allmählig Alles, was im Hause entbehrlich war; das Unentbehrliche folgte nach. Die Frau weinte; aber Martin war dann hart gegen sie, stürmte und tobte; stieß auch wohl Drohungen mancherlei Art aus. Da schwieg die Frau und verbarg ihren Gram. Bald war es so weit gekommen, daß sie und die Kinder nur zur Nothdurft bekleidet waren; und da dem eiteln Manne ihr ärmlicher Aufzug schimpflicher schien als Alles andre, verbot er ihnen bei Tage auszugehn und sperrte sie ein.

Während an einem von diesen trüben Tagen Martin müssig am Fenster stand, kam ein bekannter Jude die Straße herauf, grüßte den Martin und bot ihm Loose zu einem Lotto an, das in einem benachbarten Lande im Gange war. Martin, dem es gänzlich an Geld gebrach, wieß ihn ab; der Jude aber wußte so viele Geschichten von großen Gewinnsten zu erzählen, die in seine Collecte gefallen waren, daß Martin endlich zwei Loose gegen ein Kopfkissen seines Bettes eintauschte, und noch einige Kreuzer darauf heraus bekam. Die Frau weinte bitterlich, da sie auch dieses Stück forttragen sah, und es half nichts, daß Martin ihr die papiernen Zettel und die goldnen Hoffnungen, die sie verkündeten, vor die Augen hielt. Sie sah nur das gegenwärtige Elend, und konnte kein Vertrauen zu einem Spiele gewinnen, das ihr immer wie eine Erfindung der Hölle vorgekommen war.

Für's Erste indeß behielt Martin und der Jude Recht. Das Lotto wurde gezogen; das eine Loos fiel durch; von dem andern aber kamen drei Nummern aus dem Glücksrade. Der Jude ließ mit der guten Botschaft nicht auf sich warten. Martin saß in der düstern Stube bei dem Scheine einer dürftigen Lampe und fing Grillen; da klopfte der Jude an das Fenster und meldete das glückliche Ereigniß. — Wie viel beträgt's? fragte Martin mit Hast. — Hundert; antwortete der Jude. — Was? hundert Gulden? — Na, antwortete der Jude, nit Gulden, Ducaten, und noch fünf und zwanzig drüber. Da gehen freilich ein Paar Procentchen für die Direction und für den Collecteur ab; aber Euch bleiben immer noch ein fünfhundert Gulden reines Geld übrig.

Martin war außer sich. Frau, rief er in den Hof hinaus, wir sind reiche Leute. Nun darfst Du nicht mehr greinen. Nun können wir es dem Nachbar Obenaus gleich thun. Warum freust Du Dich denn aber nicht?

Die arme bestürzte Frau hätte sich gern gefreut, aber sie konnte nicht. Das Herz war ihr allzuschwer; denn es kam ihr vor, als ob Geld in einem solchen Spiele gewonnen, nur Unheil, keinen Segen bringen könnte. Um aber ihren Mann nicht zornig zu machen, sagte sie: Nun ja, ich freue mich, wenn uns aus der Noth geholfen wird. Mög' es uns Gott zum Besten gerathen lassen!

Als nun nach einigen Tagen das Geld selbst ankam, und Martin die blanken Kronenthaler auf dem Tische vor ihr aufzählte, sagte sie mit Thränen in den Augen: Jetzt laß uns nur

die Sachen aus dem Versatze retten; die Kinder haben ihr Zeug gar zu nöthig. Ein Theil ist freilich schon verkauft. Es war manches feine Stückchen dabei. — Was feine Stückchen, rief Martin ärgerlich über den Kaltsinn seiner Frau; alte Lumpen waren es, die Euch in der Zeit doch vom Leibe gefallen wären. Jetzt können wir es besser haben. Noch heute gehst Du in den Kram und kaufst Kattun für Dich und für die Kinder; vom besten und was in die Augen fällt. Ich will mich auch neu herausstaffiren; einen blauen Rock mit blanken Knöpfen, seidne Westen darunter, blanke Stiefeln und einen neuen Hut. Für's erste aber koche uns etwas Gutes; wir haben lange keine rechtliche Mahlzeit gehabt.

Auf diese Weise also fing der unbesonnene Mann den neuen Abschnitt seines Lebens an. Gott zu danken für die unverhoffte Rettung aus der Noth, fiel ihm in seinem thörigten Jubel nicht ein; eben so wenig fiel ihm ein, für die Anwendung seines Gewinnstes eine kluge Einrichtung zu machen. Neid und Misgunst gegen den reichen Nachbar hatte sein ganzes Gemüth verkehrt; und indem all sein Dichten und Trachten darauf ging, diesen zu ärgern, richtete er sich zu Grunde. Sein ganzes Wesen wurde eitel Thorheit. Nun sagt Sirach wohl mit Recht: „Gold und Silber hilft einem Mann; aber guter Rath ist besser." Für guten Rath aber war in des bethörten Mannes Herzen keine Stelle.

Das ging denn nun, wie zu erwarten war. An Arbeit wurde wenig gedacht. Nun nimmt aber auch ein goldner Berg ab, wenn Du nichts hinzuthust, und ein See trocknet aus, wenn kein

Wasser zufließt. Zwar warnte die Frau mit freundlichen Worten; aber er gebot ihr zu schweigen, oder ging in das Wirthshaus und suchte die Gesellschaft lustiger Gesellen; spielte mit ihnen und verlor öfterer als er gewann. So ging von dem Gewinn ein Kronthaler nach dem andern fort; den letzten nahm ihm ein Gauner ab, der mit falschen Würfeln spielte.

Wohlleben ist eine Pflanze, die ein Weilchen gar lustig blüht; aber die Blüthe verwelkt über Nacht und nichts bleibt übrig als der dürre Schaft und die bittre Wurzel. Auch bei Martin blieb bittre Reue nicht aus. Was sollte er anfangen? Nicht einmal durch Klagen konnte er sein belastetes Herz erleichtern. Niemand hatte Mitleiden mit ihm. Seine Frau hatte nur Thränen, aber keinen Trost. Die Freunde beim Wein und Spiel, die auf seine Kosten gezehrt hatten, kannten ihn nicht mehr; und wenn er von ihnen zu borgen kam, verhöhnten sie ihn. Das Lottospiel hatte er zu seinem Verderben fortgesetzt. Aber das Spiel ist einem tückischen Kobolt gleich, der Dich mit fröhlicher Musik in eine Grube lockt, und wenn Du darinne liegst, Dich mit Hohngelächter verläßt; oder wie ein Irrlicht, das in den Sumpf führt und dann verlischt. Jeder Versuch schlug fehl. Er setzte immer höher und höher; aber keine Terne kam heraus, nicht einmal eine Ambe oder nur ein simpler Auszug.

So geschah es denn, daß Martin sein Haus zum zweitenmal ausleerte, und endlich selbst herausgeworfen wurde, da er den Miethzins nicht bezahlen konnte. Er verbarg sich nun mit den Seinigen in einer armseligen Hütte, arbeitete um Tagelohn, um

den Hunger zu stillen; aber die Erinnerung an seine bessern Tage gönnte ihm keinen frohen Augenblick. Er that nun den letzten Schritt der Verzweiflung und ertränkte seinen Gram in Branntwein. Aber der Rausch machte ihn nicht froh, sondern wild. Die Frau starb vor Gram. Die Kinder bettelten in Lumpen gehüllt, und was sie zusammen bettelten, vertrank ihr Vater. Endlich, nachdem der letzte Rest von Schaam von ihm gewichen war, bettelte er auch selbst. Eines Tages, da er mit leeren Händen nach Hause kam, und er keinen Kreuzer zu Branntwein hatte, und die Kinder auch nichts nach Hause brachten, schlug er sie, rannte dann vor das Thor und stürzte sich in den Fluß. Die Kinder irrten eine Zeitlang hülflos umher, bis sich endlich die Freunde in der Noth ihrer annahmen, sie hier und da bei christlich-gesinnten Leuten unterbrachten und so dem Verderben entrissen.

10.

Der kleine Robinson.

Moritz war ein dreister Knabe, der sich Alles zutraute. Er liebte die Gefahr und suchte sie auf, und da er ihren Umfang nicht kannte, unternahm er bisweilen Dinge, die über seine Kräfte waren. Es fehlte zwar nicht an Züchtigungen des strengen Vaters; auch nicht an Warnungen und Bitten der ängstlichen Mutter; aber weder das Eine noch das Andre fruchtete; ja, da der Vater oft nach Laune strafte, und, wenn etwas Tollkühnes gelungen war, bei allem Zorne doch eine gewisse Freude nicht verbarg; das Herz der Mutter aber gar leicht versöhnt wurde, und sie dem Vater dann aus Furcht vor seiner Heftigkeit Vieles verheimlichte, so wurde durch so ungleiche Erziehung von beiden Seiten mehr verderbt als gebessert. Die Lust an der Gefahr blieb ungeschwächt; nur die Kunst, den mächtigen Hang insgeheim zu befriedigen, wurde vervollkommnet; und während Moritz keiner Versuchung dieser Art widerstand, wuchs die Gefahr durch die Heimlichkeit, mit der er dabei zu Werke ging.

Einstmals hatten ihn seine Eltern in ein Wildbad mitgenom=

men, das an der Gränze von Bayern in der Nähe der Alpen liegt. Nah' dabei ist ein weiter See mit kleinen Inseln, und rund umher in vielen Reihen hinter einander steigen Gebirge auf, zu denen üppige Wiesen und sanfte Hügel auf den anmuthigsten Wegen leiten. Nicht sehr fern, wie es dem Auge scheint, starren schroffe Felsen empor, auf denen Adler und Geier horsten; und die Einwohner der Gegend erzählen, daß man oft, wenn Alles ruhig ist, das Geschrei dieser gewaltigen Räuber über den See her aus der Ferne vernimmt. Auch die Gemse wohnt hier und der Steinbock; und an Wild andrer Art war in den Wäldern umher auch kein Mangel.

Dieses Bad selbst wurde oft von Jägern besucht, die meist in dem Wirthshause einsprachen, in welchem die meisten Gäste wohnten; so daß Moritz oft Gelegenheit hatte, ihren Gesprächen zuzuhören, und sich an der Beschreibung der Gefahren zu weiden, die sie bei ihrem bedenklichen Geschäfte bestanden hatten. Nichts schien ihm jetzt wünschenswerther als ein so frisches Jägerleben; ein Verfolgen des Wildes auf ungebahnten Wegen; dieses Emporklimmen zu schwindelnden Höhen, oder das Schweben über dem Abgrund, oder das Wandeln auf schmalen Pfaden an der Felsenwand hin. Was hätte er nicht darum gegeben, diese Gefahren theilen zu dürfen? Da hieran aber nicht zu denken war, so hielt er sich an den, wie er meinte, höchst bescheidnen Wunsch, den Schauplatz der Thaten dieser Leute etwas mehr in der Nähe zu sehn, und einen der Felsen zu erklimmen, deren graue Zacken über den Wald emporragten. Diesem Verlangen gab er ohne Beden-

ken Gehör. Seine Blicke hingen jetzt bei jedem Spaziergange an jenen Felsenspitzen; sie kamen ihm in seinen Träumen vor, und in diesen genoß er den Vorgeschmack der Freude, von einer solchen gefahrvollen Höhe herab in das weite Land und auf die niedrigern Berge zu schaun. Er hatte keinen andern Gedanken, und so ergriff er denn die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sein kühnes Vorhaben, ohne daß Jemand darum wüßte, auszuführen.

Die Eigenthümlichkeit des Wassers fordert ein langes Verweilen in dem Bade, das immer eine große Anzahl gemeinschaftlich gebraucht. Manche der Badenden bringen den ganzen Morgen darinne zu, nehmen ihr Frühstück in dem Wasser, oder beschäftigen sich in ihm mit Lesen oder auf andre Weise. Moritz war während dieser Zeit der Aufsicht eines Dieners übergeben, der ihn auf seinen Gängen nicht verlassen durfte. Dieser Diener war nicht sehr gewissenhaft. Eines Morgens fand er für gut, während seine Herrschaft im Bade war, in einem eignen Geschäfte nach einem benachbarten Orte zu gehn. Moritz blieb allein. Zwar beschwor ihn der Diener, nicht weg zu gehn; da er ihn aber zu gleicher Zeit bat, den Eltern um Gotteswillen nichts von seiner eignen Entfernung zu verrathen, meinte er es mit seiner Zusage nicht so genau zu nehmen.

Mit klopfendem Herzen sah er dem Diener nach, und dieser war ihm kaum aus dem Gesicht, als er zu seinem Vorhaben schritt, das er in wenigen Stunden zu vollbringen glaubte.

Zwar fest stand der Gedanke nicht sogleich. Noch bang und unentschlossen trat er aus dem Hause in das Freie, und sah sich

um. Da war der Himmel so rein und hell; der See lag so ruhig in seinen Ufern und spiegelte die reizende Landschaft in seinen Tiefen so herrlich ab. Hier und da durchschnitt ein Nachen das crystallhelle Wasser, und zog lange Lichtstreifen hinter sich her, während unter den plätschernden Rudern feurige Tropfen aufsprühten. Kein Lüftchen regte sich, und die Stille umher störte nichts als die Hörner der Hirten und das Brüllen der Heerden von den benachbarten Wiesen. Solch' ein Morgen bewegt jedes Gemüth und weckt den Trieb zum Wandern. Moritz widerstand nicht länger. Die schroffen Felsenzacken glänzten im Sonnenschein; ihm war es, als riefen sie ihn. Er mußte fort. Raschen Schrittes war er über die Wiesen hinweg; ein schmaler Fußsteig führte ihn durch das Gebüsch, das die Wiesen bekränzt; und der anstoßende Wald war licht genug, um ihm das Ziel der Wanderung nicht zu verstecken. Als er aber die ersten Höhen überstiegen hatte und der Weg sich hinabsenkte, da sah er sich wie mit einem Meere von Wäldern umgeben. Jede Aussicht vorwärts und rückwärts war verschlossen, und die schmalen Waldpfade liefen in ungewissen Richtungen auf und ab, und endeten öfters auf einem mit gefälltem Holze bedeckten Schlag. Moritz verlor den Muth nicht. Wenn ich die nächste Höhe erstiegen habe, dachte er, so kann ich nicht mehr weit von den Felsen seyn, und es kann mir dann nicht fehlen, zum Ziele zu gelangen.

Diese Hoffnung schlug fehl. Die Höhe war erstiegen, aber keine Aussicht zeigte sich, als auf eine neue Höhe. Moritz war ermüdet; er mußte ruhen, und während er ruhte, und seine Blicke

gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen; drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum; stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe, und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehn, wo es dann wohl geschehe, weil sie von ihrer Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehn. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehn, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee so

tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere, und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehn pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt einen Anstrich von dem Character der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend hatten.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall.

Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder, und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohn; oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus

den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in diesen Gebirgen ganz anders rasen als auf Euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wo oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, wozu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und Alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen; ein Preis, den er auf andre Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht auf eben diese Art erobern müßte. Er weiß,

daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabne Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Character aufdrückt, der ihrer eignen Beschaffenheit angemessen ist.

Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit, sagte ein Anderer. Es ist eine Gewohnheit. Wie sauer einem auch die Arbeit ankömmt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach, und nimmt wohl ganz unnütze Dinge vor. Ein Paar Schlachten, ein Paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd, als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles.

Allerdings, sagte ein Dritter, ein eifriger Naturforscher, dem ich schon einmal in Frankfurt begegnet war, und der seitdem große Reisen gemacht hatte; allerdings; wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen

Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und, eben so wie Eure Gemsenjäger, um geringen Gewinns willen ihr Leben auf's Spiel setzen.

Ich kam einstmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kömmt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maaße, das erst vor Kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hülfreich Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehr umher; und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß, und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er fort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin."

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete einen Toast am Kaminfeuer.

Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte:

Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehn haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt seyn mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch ein Tag.

Ein Bär, fuhr der Erzählende fort, ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht blos sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt seyn. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause; sie war

mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe; ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. — Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß

zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf dem Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — Ich war übel zugerichtet, fuhr er fort, das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht blos lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehn, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn, aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahr alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüberkamen — ich erzähle Alles wie es sich zugetragen hat — sagte der Jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehn. Der Aeltere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete. — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehn, gingen hinein, und beteten. Dann fuhren sie weiter, und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andre tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten

Die Wölfe.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig

[illegible]

hin auch [illegible]

geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr. [illegible]

[illegible] — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür [illegible] hinein, und beteten. Dann fuhren sie weiter, [illegible], ob [illegible] über das [illegible] und [illegible] banden sie [illegible] nahm sie [illegible] auf dem [illegible] fest zu binden [illegible] sie in der [illegible] gerader [illegible] auf [illegible] unmöglich; der Mann [illegible]

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Ackermann. Lpzg.

Die Wölfe.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig

retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der Aeltere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf als er kann, und ruft ihm zu: Bete, aber rühre dich nicht. Ich habe Muth. — Ach, mein Gott, sagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram. — Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur; und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankömmt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andre Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der Andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herrn von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche

Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offnem Rachen todt auf dem Rücken lagen und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehn, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben!

* * *

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andre Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr, bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos von Natur er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und sagte: Es ist mir bei den interessanten Erzählungen dieser Herren die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, und der vielleicht der außerordentlichste, gewiß aber wegen seines Ausgangs der schrecklichste ist,

den man sich denken kann. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber noch ist der Eindruck davon so gewaltig in mir, daß, so oft ich daran denke, mein ganzes Gemüth davon bewegt und erschüttert wird.

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise:

Was dem Ereignisse, das Sie zu hören wünschen, ein eigenthümliches Interesse gibt, ist die Jugend und die ganze Eigenthümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haïti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn, und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und Alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer

ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater“ sagen konnte. Er war der erste Knabe, den ich zur Welt brachte; drei Dirnen waren vor ihm voraus, und ich hatte mich schon darein ergeben, daß die Beckners aussterben würden — da kam endlich der Junge an, und ich sagte gleich: Aus dem soll ein Wasserheld werden; dafür steh' ich. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahr alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe; kömmt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's seyn, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff, und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stände unter dem Schutze Seiner Großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts, und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem

Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war, und seine Seemann's Pädagogik uns höchlich ergötzte. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kömmt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der Rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes,

welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eignen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Andern; die Einen schrien, um das Thier zu schrecken; Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu seyn. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der

Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest, und wird mit dem Kind' auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen, und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrocknen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht seyn. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt; wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf; erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander, und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauf kam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht

von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir."

Nach diesen Worten fing er von Neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offnen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

2.

Die Heimath.

Der Mensch geht auf wie eine Blume, und wie die Blume nur wenige Tage blüht und dann verwelkt und sich wieder mit der Erde vereinigt, aus der sie entsprossen ist, so weilet auch der Mensch auf der Erde nur kurze Zeit. Sein Leben ist wie ein Dunst, der vor der Sonne zerrinnt; wie ein Schatten, der über das Feld fährt. Seines Bleibens ist nicht hienieden. Darum möchte auch kein Mensch immer leben wollen; und wenn ihm vor dem Tode graut, so graut ihm doch noch mehr vor einem Leben, das kein Ende nehme. Wird er alt, so sagt er: „Ich bin satt des Lebens, o Gott, und meine Seele verlangt nach dir. Mein Fuß ist müde vom Wandern, und sehnt sich zu ruhen in seiner Heimath."

Es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der nicht einmal ein Verlangen gefühlt hätte, das enge Haus mit der weiten Ferne zu vertauschen. „Dorthin möcht' ich, sagt er dann, wo der blaue Himmel auf der Erde ruht; über dieses graue Gebirg hin möcht' ich mit den Wolken ziehn; in das Meer möcht' ich mich mit der

Sonne und den Sternen tauchen; andre Fluren möcht' ich sehn und andre Sprachen der Menschen hören." Sein Wunsch wird erfüllt. Wandernd von Ort zu Ort, erklimmt er hohe Gebirge, steigt in blühende Thäler hinab, schwimmt auf breiten Flüssen und überfliegt das Meer; jeder Tag bietet Neues, und das Schöne, was er heute sieht, läßt ihn für morgen noch Schöneres hoffen. Wie groß ihm aber auch die Lust des Umherirrens seyn mag, die Zeit kommt doch, wo sich sein Verlangen wieder nach der Heimath wendet, und selbst im Genusse der Reise sehnt er sich nach diesem und jenem, was er zu Hause hat, nach seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Nachbarn und Mitbürgern, und seine beste Freude ist auch dann, Jenen seine Genüsse mitzutheilen, indem er ihnen berichtet und erzählt. „Komm' ich erst wieder zu Euch, schreibt er dann, so sollt Ihr mehr hören und es wird mir dann noch viel wohler seyn, als mir jetzt ist."

Ihr habt von einem alten Könige gehört, Ulysses genannt. Dieser war im Kriege gewesen jenseit des Meeres, und als der Krieg geendigt und die Stadt erobert war, und er wieder nach Hause zurückkehrte — sein Haus aber war eine unfruchtbare Felseninsel — wurde er von Stürmen hinausgeworfen in das weite Meer. Von Land zu Land getrieben, von einer Gefahr zur andern, kam er immer weiter von seiner Heimath weg. Endlich scheiterte sein Schiff, alle seine Gefährten ertranken; er allein von allen ward an ein Eiland geworfen und erhielt sein Leben. Das Eiland war schön und blühend; eine Göttin herrschte darin, und von Allem, was die Natur Köstliches beut, mangelte nichts. Freund=

lich nahm ihn die Göttin auf, theilte alle ihre Habe mit ihm, und, wenn er bei ihr verweilen wollte, verhieß sie ihm die Unsterblichkeit. Er aber saß Tage lang an dem Ufer des Meeres, und nach der Gegend gewendet, wo seine felsige Heimath lag, vergoß er heiße Thränen. „Könnt' ich nur, dacht' er, könnt' ich nur einmal wieder den Rauch von Ithaka sehn!" und alle Gaben der Göttin und die Unsterblichkeit selbst verschmähend, zimmerte er sich ein neues Schiff, befuhr noch einmal das tückische Meer, und wagte jede Gefahr, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun.

So ist der Mensch. Mehr als Einer, der aus dem Vaterlande verwiesen war, den bei der Rückkehr der Tod erwartete oder hartes Gefängniß, folgte doch dem Verlangen, das ihn zurücktrieb, und setzte das Leben daran. Viele, die in der Fremde nichts vermißten, als den Ort ihrer Jugendspiele, kehrten in ein enger beschränktes Leben zurück. So hat Jeder sein Ithaka, und er freut sich inniger an dem Rauche seiner Hütte, als auswärts an der Ueppigkeit vergoldeter Zimmer.

Vor wenigen Jahren hatte sich ein Ehepaar, ich weiß nicht wie, aus Grönland nach Wien verirrt. Sie sahen hier Dinge, von denen sie in ihren dumpfen finstern Hütten nichts geahnet hatten; lange und breite Straßen; Palläste darin wie Städte geräumig, mit hohen, hellen Fenstern und weiten Höfen; reichgeschmückte Gärten mit Springbrunnen, Tempeln und Kiosken verziert; ein Getümmel geschäftiger Menschen überall, und glänzende Karossen darunter mit muthigen Pferden. Auch Früchte sahen und genossen sie hier, wie nie vorher; sowie auch andere

Speisen und Getränke der mannichfaltigsten Art; denn da sie aus einem so fernen Lande kamen, und nie vorher ihres Gleichen in Wien gesehen worden war, gab man sich viel mit ihnen ab, führte sie überall hin, wo etwas Merkwürdiges zu sehn war — Grönländern war Alles merkwürdig — und bewirthete sie reichlich. Das war ihnen nun einige Wochen, oder einen Monat lang recht ergötzlich und sie dachten fast nicht nach Hause. Als aber die Herbstnebel kamen, und die Blätter von den Bäumen fielen, und gar einmal ein wüstes Schneegestöber eintrat, da kam es ihnen vor, als würden sie mit Gewalt nach der Heimath gezogen. Nichts gefiel ihnen mehr; nicht die hell erleuchteten Tanzsäle, nicht die schön geschmückten Kaffeehäuser, ja selbst die Oper nicht einmal; sie dachten an nichts als an ihre raucherigen Hütten, ihre Thranlampen und ihre Mahlzeiten von getrockneten Fischen. „Ich bin ganz krank vor Verlangen“ sagte die Frau. „Geht es mir etwa anders?“ sagte der Mann. Und ehe man es sich versah, waren sie auf und davon, immer stracks auf Hamburg zu, wo sie mit brennender Ungeduld auf eine Gelegenheit harrten, die sie in ihr beeistes Paradies zurückbrächte.

Ein Theil dieses Heimwehs ist der Gewohnheit zuzurechnen, und die Liebe zu dem Gewohnten kömmt wieder zum Theil auf Rechnung der Bequemlichkeit. Mancher ist mit seiner Wohnung unzufrieden, und klagt über ihre Mängel Tag für Tag. Er könnte es besser haben; aber die Veränderung ist unbequem. In einem Gasthofe zu wohnen, ist nicht immer ohne Unbequemlichkeit; doch habe ich in M. einen Gelehrten gekannt, der zwölf Jahre in dem

Gasthofe blieb, in den er bei seiner Ankunft zufällig eingekehrt war. Die Gewohnheit hielt ihn fest. Vor nicht langer Zeit starb in England zu Kennington im Gasthofe zum goldnen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte, und da er einen ganzen Tag vergebens umher gegangen war, im Horn einkehrte und ein Nachtlager forderte. Er war verdrießlich, und so klang auch seine Forderung verdrießlich. Der Wirth antwortete auf gleiche Weise: es sei kein Platz. Der Fremde erklärte, er werde nicht von dannen gehn, und nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er reine Rechnung und sagte: Morgen zieh' ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünfundzwanzig Jahre lang als Gast gelebt hatte.. So wie ihn hier erst der Trotz, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen andern Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andre Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte und in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle am Kamin. Außerdem hatte der Mann noch eine andre Sonderbarkeit, die mancher wohl seinem reichen Vetter wünschen möchte. Er wurde bisweilen von unbegüterten

Verwandten um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, thätig und ordentlich sey; und wenn der Bericht günstig lautete, pflegte er zu sagen: „Geld wegzuleihen hab' ich verschworen; ich bin so oft betrogen worden. Ich muß es Euch also schenken.“ Und das ließen sich die Leute meist auch gefallen. Dann setzte er aber hinzu: „Ihr sagt Niemandem etwas von der Sache. Hör' ich, daß Ihr nicht reinen Mund gehalten habt, so bekommt Ihr von meinem Nachlasse keinen Heller.“ So machte er es auch mit dem Wirth, als dieser einmal eine Summe Geldes nöthig hatte. Er schenkte sie ihm. Dieser Mann — er hieß Joseph Capper, und wer in jener Zeit in Kennington im goldnen Horn eingekehrt ist, muß ihn am Kamine haben sitzen sehn — dieser Mann lebte bei guter Gesundheit siebenundsiebzig Jahr. Am letzten Tage seines Lebens wich er zum erstenmale von seiner Ordnung ab, und erschien nicht im Gesellschaftszimmer, ließ aber weder einen Arzt noch sonst Jemanden zu sich rufen, sondern ging ohne Nachtessen zu Bette, schlief ein und erwachte auf Erden nicht wieder. Der Wirth aber ließ ihm einen Leichenstein auf sein Grab setzen, und die Worte darauf schreiben: „Ich war ein Gast auf Erden; nun bin ich von meiner Pilgerfahrt in die Heimath gegangen, und weiche nimmer von da.“

3.

Der Tartarchan.

Wie die alten Scythen, die ihr Haus und alle Habe auf Wagen mit sich führten, wohnen auch jetzt noch die Tartarn im asiatischen Rußland in Zelten von Filz, die sie Kibitken nennen. In diesen einfachen, auf Wagen gesetzten Wohnungen folgen sie den Heerden ihrer Rosse von einem Weideplatz zum andern, und ihre Lebensart ist ihren Wohnungen angemessen. Auch ihre Regierungsart ist die allereinfachste. Ein Vorstand, den sie Chan nennen, waltet über die einzelnen Stämme, wacht über die Ordnung des Ganzen und schlichtet die Händel der Einzelnen. Diese Chans sind der russischen Herrschaft unterworfen, die wenig von ihnen fordert, außer von Zeit zu Zeit Mannschaft für den Krieg, aus der die leichte Reiterei gebildet wird. Einstmals wollte nun die Kaiserin Katharina einem solchen Chane des Volkes der Kirgisen eine Freude machen, und ließ in der Hauptstadt der Provinz, in Orenburg, ein schönes Haus für ihn bauen und nach europäischer Weise einrichten; als es fertig war, lud der Commandant von Orenburg den Chan zu sich ein, und führte ihn in dem Hause

umher und sagte: Die Kaiserin geb' es ihm zum Eigenthum. Da legte der Chan, nach der Weise seines Volkes, die Hände kreuzweis auf seine Brust, was so viel sagen wollte, als, er danke für das Geschenk und nehm' es als einen Beweis kaiserlicher Huld an; und befahl dann seinen Begleitern, die Kibitke, in der er gekommen, herbeizubringen, und sein Zelt in dem Hofe aufzustellen. Dieß geschah. Und nun richtete sich der Chan in dem Zelte nach gewohnter Weise ein, und brachte den Tag darin zu, und so oft er nach der Stadt kam, machte er es eben so, das heißt, er wohnte in seiner Kibitke, nicht aber in dem geschenkten Hause, das doch so schön war.

Was mochte dabei die Meinung des Mannes seyn? Gab er blos der Gewohnheit nach? oder gefiel ihm sein Filzzelt besser, weil er es sich selbst erworben hatte? oder sah er in dem Geschenke der Monarchin ein Zeichen der Dienstbarkeit, und meinte sich zu erniedrigen, wenn er Gebrauch davon machte?

4.

Aennchen von Wasserburg.

Aennchen war die Tochter eines Tagelöhners zu Wasserburg in Baiern. Ihr Vater war ein starker und rüstiger Mann, der gern und tüchtig arbeitete, und nie klagte, wenn es ihm auch noch so sauer wurde; er war schon zufrieden, wenn es nur Arbeit gab und er Brod hatte für sich und die Seinigen. Bei einem Hausbau aber, als er eine Last nach dem dritten Stockwerke schaffte, brach die Leiter unter ihm, er stürzte herab, seine Last fiel ihm nach auf die Brust; er zerbrach das rechte Bein, und die linke Hüfte fiel er sich aus. Seine Frau saß eben vor der Hausthür mit einem Säugling an der Brust; und da sie den verunglückten Mann mehr todt als lebendig im Backtroge getragen brachten, wandelte ihr der Schrecken die Milch in Gift um; das Kind starb am folgenden Morgen unter heftigen Zuckungen, und die Mutter selbst folgte ihm binnen wenigen Tagen nach. Da war nun Niemand, der für den armen Kranken sorgen konnte, als das vierzehnjährige Aennchen. Die that aber das Ihrige redlich Tag und Nacht, und so lieb einem Kinde der Schlaf ist, begnügte

sie sich doch mit wenigen Stunden, um nur immer bei ihrem Vater zu seyn. Sie betete mit ihm, wenn er es verlangte, spann dann die halbe Nacht, und wenn der Morgen dämmerte, war sie schon wieder bei der Hand. Nach fünf langen Monaten war der Kranke genesen; das heißt, er konnte sich mühsam auf zwei Krücken von einem Orte zum andern schleppen, und statt im Bette zu liegen, an der Hausthür sitzen; mit der Arbeit aber war es vorbei. Da war nun der arme Mann fast schlimmer daran, als während er noch darnieder lag. Denn vorher schickten ihm mitleidige Menschen Speise und Trank in's Haus; Mancher auch Geld; aber da Alles sein Ziel hat und auch das Mitleiden, kam immer weniger und weniger Hülfe an, weil man meinte, er sey nun wieder hergestellt. Aber, wie gesagt, der arme Franz war so kraftlos geworden, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, als höchstens Körbe zu flechten. Das that er denn auch. Es gab aber in Wasserburg und der Gegend umher der Korbmacher viele, und die meisten förderten mehr als er, wie emsig er auch dabei seyn mochte. Aennchen aber spann Tag und Nacht, und wenn sie etwas fertig hatte, suchte sie es zu verkaufen; gar manchmal aber brachte sie ihre und ihres Vaters Arbeit nach Hause zurück, ohne einen Käufer gefunden zu haben. Da ging denn das arme Kind hungrig zu Bette, zufrieden, wenn nur der Vater etwas hatte und nichts von der Noth merkte, die sie selbst litt.

Als sie sich so eines Tages abgemüht hatte, um von den vorräthigen Körben zu verkaufen, sagte sie zu ihrem Vater: Unser Handel will nicht recht fort; alle Leute sind versorgt, und ich

darf doch nicht zu oft in ein Haus kommen und zudringlich seyn, sie könnten uns böse werden. Da ist mir aber auf dem Wege ein Gedanke gekommen. Als ich über die Brücke ging, kamen zwei Männer gegangen, von jeder Seite einer. Da sagte der Eine: Gott grüß' dich, Nepomuck; wo hast du so lange gesteckt? „Wo werd' ich gesteckt haben? sagte der Andre; in München war ich auf der Dult; hab' Salz hingefahren. Da war'n Leben! mehr Käufer als Verkäufer; und war doch noch nicht 'nmal recht ang'angen." Wie ich nun die Männer so sprechen hörte, war es eben, als sagte Jemand zu mir: „Geh nach München zur Dult!" Was meint Ihr Vater? wär' es nicht gut?

Du gutes Kind, sagte der Vater, und ein schmerzhaftes Lächeln fuhr ihm über das bleiche Gesicht; wie sollten wir mit unserer Waare nach München kommen? Vierzehn Stunden Wegs! Und wenn wir nun dort wären? wo sollten wir da hin? Es ist ein thörichter Gedanke.

Aennchen schwieg; aber bei sich sagte sie: Es läßt sich doch vielleicht machen. Dann fuhr sie laut fort: Wollt Ihr nicht mit mir in die Vesper gehn, Vater?

Ich thät' es gern, antwortete der Vater; aber ich muß mir erst eine neue Krücke schneiden. Geh' diesesmal allein hin, Kind, und bete ein Vaterunser für mich. Wollte Gott, du knietest an meinem Grabe und es wäre mit allem dem Elend aus.

Bekümmert und mit nassen Augen ging Aennchen in die Kirche, kniete nieder und betete. Sie betete lange und andächtig für

ihren Vater, und daß ihr doch Gott einen Weg zeigen möchte, ihm aus der Noth zu helfen. Die Kirche war leer, als sie aufstand, um fortzugehn. Beim Heraustreten, auf dem Rasenplatze vor der Kirche, stieß sie mit dem Fuße an etwas, und ein rothes Schnürchen mit Gold durchwirkt sah aus dem Grase hervor, und das Schnürchen gehörte zu einem grünen seidnen Beutelchen, das über und über mit goldnen Blümchen gestickt war. Ei, wie schön! sagte Aennchen, und wog das Beutelchen auf der Hand, und als sie es öffnete, war ein goldner, von einander gebrochener Ring darin, an dem Juwelen von mannichfaltigen Farben blitzten, und ein halbes Dutzend blanke Goldstücke. Sie betrachtete Alles mit Bewunderung und Lust; denn noch nie hatte sie etwas so Schönes und so vieles Geld gesehn; dann dachte sie: Damit wäre uns auf lange Zeit geholfen. Wenn ich es doch behalten dürfte! Aber ich darf nicht; es wäre Unrecht. Und dabei steckte sie den Ring wieder in das Beutelchen, und zählte die Goldstücke eines nach dem andern langsam wieder hinein, und als sie die Schnüre zuzog, sagte sie mit einem Seufzer: Was fang' ich nun damit an? wo find' ich den Eigenthümer heraus? — Indem sie so dachte und keinen Entschluß fassen konnte, kam der Pfarrer vorüber und redete sie an: Warum stehst Du so tiefsinnig da, Kind? und was hast Du da in der Hand? — Ich habe das eben hier gefunden, ehrwürdiger Herr, sagte Aennchen, und weiß nicht, wie ich es dem rechten Eigenthümer in die Hände bringen soll. — Es muß einem Fremden gehören, sagte der Pfarrer, der den Inhalt auch mit Bewunderung betrachtet hatte. Geh

damit in den Adler; da kehren die meisten vornehmen Herrschaften ein; oder wenn da nicht, in den Hahn. Findest Du es auch da nicht aus, so mußt Du es auf dem Stadthause anzeigen. Laß Dich aber nicht gelüsten, setzte der alte Mann mit aufgehobenem Finger hinzu, etwas davon für Dich zu behalten; es wäre eine große Sünde.

Aennchen küßte dem Pfarrer die Hand, wie es in Baiern Sitte ist, und machte sich schnell auf den Weg. Sie frug im Adler nach; dann im Hahn; überall umsonst; nirgends waren Fremde eingekehrt, denen ein solches Kleinod gehören konnte. Also auf das Stadthaus; dachte sie. Auf dem Wege dahin kam sie nun wieder bei der Kirche vorbei. Da war es jetzt lebendiger geworden. Mehrere Leute gingen auf dem Platze mit Laternen umher — denn die Nacht war angebrochen — und unter ihnen vornehmlich ein Mädchen, das nicht aus dem Orte war, sich aber am meisten geschäftig bewies. Sie suchen wohl etwas? sagte Aennchen, als sie nah genug gekommen war. Ja wohl, antwortete die Fremde, es ist hier ein seidenes Beutelchen verloren worden; hilf uns auch mit suchen; wer es findet, bekömmt etwas dafür. — Es ist schon gefunden, sagte Aennchen; und seit einer Stunde geh' ich umher, um Nachfrage zu halten; und bei diesen Worten zeigte sie den gefundenen Schatz auf der flachen Hand hin. Da war nun große Freude, und die fremde Jungfer faßte Aennchen sogleich bei der Hand und führte sie zu ihrer Herrschaft, die auf der Reise von dem Wildbad Gastein bei einer Freundin eingekehrt war. Hier, gnädige Frau, sagte das Mädchen beim

Eintreten in das Zimmer, hier ist der verlorne Schatz, und noch ein andrer Schatz nebenbei, die ehrliche Finderin.

Aennchen war ein sehr hübsches Mädchen; schlank von Wuchs und größer als ihre funfzehn Jahre erwarten ließen, so daß sie sich schon von fern auch in ihrer ärmlichen Kleidung doch sehr gut ausnahm. Wenn man ihr aber in das offne Gesicht sah, aus dem Einem die gutmüthigste Ehrlichkeit entgegenleuchtete, so wie sich in den klaren schwarzen Augen ein Herz spiegelte, worin kein Falsch war — da war es unmöglich, ihr nicht gut zu seyn. Es war also kein Wunder, daß sie der fremden Dame wohlgefiel, die sie über Alles ausfragte: wie sie das Beutelchen gefunden und wo sie es umhergetragen habe; auch nach ihren Eltern frug sie und ihrem ganzen Hausstande. Da sie nun hörte, wie groß das Elend von Aennchens Vater wäre, und daß sie gern mit ihrer Waare nach München zur Dult möchten, es aber nicht anzufangen wüßten; da kamen der Dame die Thränen in die Augen, und sie schenkte Aennchen ein Goldstück, das mehr als eilf Gulden werth war, und noch etwas Silbergeld obendrein. Ich möchte Dich wohl selbst mitnehmen, sagte sie, wenn Du auf dem Bocke fahren kannst; aber Deine Waare — Und mein Vater, fiel Aennchen ein, der die Freude über so viele Güte eine Röthe auf die Wangen trieb, die sie noch schöner machte; er braucht mich zu nothwendig, als daß ich ihn nur auf eine Woche verlassen könnte. — Da hast Du Recht, mein gutes Kind, sagte die Dame; wenn Du aber nach München kömmst, so frage in der Prannerstraße nach mir. Und zugleich schrieb sie ihren Namen auf eine Karte, und die Nummer

ihres Hauses. Aennchen, die über Alles das außer sich war, küßte der Dame die Hand, und dankte ihr mehr mit Thränen als mit Worten, und dann eilte sie nach Hause, um dem Vater Alles wiederzuerzählen. Dieser war über ihr langes Ausbleiben in große Sorge gerathen; als sie aber mit strahlendem Angesichte vor ihn trat, und kaum Worte finden konnte, um ihr Glück zu beschreiben, und das Geld vorzeigte, da war die Freude desto größer, und er zog die Mütze ab und betete still in sich hinein. Nun, Vater, sagte Aennchen, da uns Gott so weit geholfen hat, können wir auch wohl mit den Körben zur Dult fahren. Laßt mich nur gleich morgen Nachfrage halten, ob nicht ein Fuhrmann hinauffährt, der Euch und Eure Waare mitnehmen kann. Ich gehe die vierzehn Stunden schon zu Fuße nebenher.

Der Vater war jetzt Alles zufrieden. Aennchen, der die Freude keine Ruhe ließ, brachte gleich am folgenden Morgen die Sache in Richtigkeit — glückliche Umstände kamen ihr auch hier zu Statten, und nach wenigen Tagen saß sie in München mit ihren Körben auf dem Markte, und ihr Vater neben ihr. Das Wetter war herrlich, und die Dult von nah und fern zahlreich besucht. Wenn nun die Vorübergehenden sie bei dem Handel emsig stricken sahen, und wie der arme krüppelhafte Vater eben so emsig Körbe flocht, blieb Mancher stehn und sah dem hübschen Mädchen mit Wohlgefallen in das offne Gesicht, und wenn sie ihn mit ihrer freundlichen Stimme zum Kaufe einlud, kaufte er, auch wohl ohne die Waare eben nöthig zu haben. Bald war überall von der hübschen Korbmacherin aus Wasserburg die Rede, und viele feine

junge Männer traten zu ihr, und scherzten mit ihr, und sie gab auf Alles kluge und bescheidne Antworten, so daß sich der Kreis von Tag zu Tage um sie her erweiterte, und nun nicht mehr blos von der hübschen, sondern auch von der klugen Korbhändlerin die Rede war. Mehr als Einer kaufte dann aus Wohlgefallen an ihr, Mancher auch aus Mitleiden mit dem lahmen Vater, nur zum Scheine, zahlte das Geld, und ließ die Waare nicht abholen, so daß sie binnen acht Tagen Alles verkauft und viel mehr eingenommen hatte, als sie hatte hoffen können.

Nachdem nun das Geschäft geendigt, die Rückkehr beschlossen und eine Fuhre für den Vater gefunden war, begab sich Aennchen nach dem Hause ihrer Wohlthäterin, um ihr noch einmal zu danken und zu erzählen, wie glücklich sie durch ihr Geschenk geworden sey. Als sie aber mit ihren frohen Gedanken durch das Max-Thor in die Prannerstraße trat, sah sie vor dem Hause viele Menschen versammelt, und Priester und Chorknaben mit brennenden Kerzen, die sich zu einem Zuge ordneten, und dann einen Sarg, der aus dem Hause schwankte und unter großer Begleitung die Straße hinab getragen ward. Aennchen's Schrecken war groß; denn sie glaubte, es sey ihre Wohlthäterin selbst, die sie zu Grabe trügen; es war aber ihre Tochter, die an den Pocken gestorben war; und die jüngere Tochter lag an derselben Krankheit darnieder, und die Mutter war krank aus Gram. Da Aennchen dieß hörte, kehrte sie in tiefer Betrübniß um; denn unter solchen Umständen dünkte es ihr nicht schicklich, zu der Dame zu gehn; dann aber besann sie sich eines Andern und folgte dem Leichenzuge in die Kirche.

„Wenn ich ihr auch nicht danken kann, dachte sie, so kann ich doch für sie beten. Das ist auch Dank.“ Beim Herausgehn aus der Kirche aber traf sie auf das Stubenmädchen, das sie zuerst zu der Dame gebracht hatte, und hörte Alles ausführlich von ihr, und sagte ihr auch ihren eignen Wunsch und ihre Bedenklichkeit. Laß das gut seyn, sagte das Mädchen. Meine gnädige Frau hat schon mehr als einmal nach Dir gefragt und sich gewundert, daß Du Deine Zusage nicht erfülltest. Du kannst mir glauben, es wird ihr eine Freude seyn, Dich zu sehn. — Und so war es auch. Als Aennchen aber zu ihr trat, und sie in der tiefen Trauer und leichenblaß sah, brach sie in Thränen aus, kniete an ihrem Bette nieder und faßte ihre Hand. Auch die Kranke weinte. Nachdem sie hierauf aus dem Munde des dankbaren Mädchens Alles vernommen hatte, und daß sie im Begriff sey, nach ihrer Heimath zurückzukehren, schenkte sie ihr so viel sie zur Reise brauchte und noch mehr, und mancherlei Kleidungsstücke obendrein, und setzte dann hinzu: Bitte Gott für meine kranke Tochter, daß ich nicht auch diese verliere. Du bist ein so gutes Kind; Dein Gebet wird gewiß nicht unerhört bleiben.

Aennchen ging nun betrübt zugleich und vergnügt nach Hause; denn die Traurigkeit der kranken Dame ging ihr durch's Herz; aber die erhaltenen Geschenke machten sie froh, und sie dachte an die Freude, die ihr Vater haben würde. Ehe sie ihm aber ihr neues Glück erzählte, trat sie beim Vorübergehn noch einmal in die Kirche ein, um Gott für all' das Gute zu danken, das er ihr erzeigte, und betete auch recht andächtig für ihre Wohlthäterin,

wie ihr diese befohlen hatte. So that sie auch am folgenden Tage früh und Abends; aber als sie nach Hause kam, und sich zur Abreise für den andern Morgen anschickte, überfiel sie eine große Müdigkeit, so daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte; und doch konnte sie nicht schlafen, als sie sich niederlegte. Sie war krank. Ein heftiges Fieber brach aus, und nach einigen Tagen zeigten sich Blattern. Das war ein trauriger Zustand. Die Leute, bei denen sie im Hause war, wollten sie nicht bei sich dulden; denn sie hatten selbst Kinder und fürchteten die Ansteckung. Sie selbst ängstigte sich deshalb, und ließ es gern geschehn, daß sie in ein anderes Haus in der Vorstadt gebracht wurde, wo sie aber eben auch nur ein Obdach hatte. Denn die Leute waren arm und ohne Theilnahme und ihr hülfloser Vater konnte nur wenig für sie thun. Vier Wochen lag sie so, zwischen Leben und Tod; und als sie vom Bette aufstand, war sie so hinfällig und schwach, daß sie noch lange an ihrem Wiedergenesen zweifelte. Endlich siegte die Natur. Die Kräfte kehrten zurück, aber ihre kleine Habe, die ihr ein großer Reichthum geschienen hatte, war während der Krankheit fast ganz aufgezehrt.

Sechs volle Wochen waren verstrichen, als sie an einem heitern und sonnigen Herbsttage zum erstenmal die Stube verließ, um mit ihrem Vater in die Kirche zu gehn. In dem erquickenden Gefühle der wiederkehrenden Kraft freute sie sich der langentbehrten frischen Luft und des warmen Sonnenscheins, so daß sie fast ihren Kummer vergaß; denn so oft sie an die Rückreise und an ihre Armuth dachte, und was es nun werden sollte, wenn sie so mit leeren

Händen nach Hause kämen, sank ihr der Muth und sie konnte ihres Jammers kaum Herr werden. Während sie nun so nach dem Gottesdienste langsam neben ihrem Vater die Straße hinabschlich, und viele Leute, die auch in der Messe gewesen waren, achtlos an ihr vorübergingen, macht' es sie recht bang zu denken, daß sie in der großen Menge so gar Niemanden kenne, und jemehr des Volkes war, desto verlassener kam sie sich vor. Aber sie war nicht so verlassen, wie sie meinte. Denn unter den Leuten, die nach ihr kamen, war das Mädchen ihrer Wohlthäterin. Da nun diese den armen, lahmen Mann erblickte, der sich auf seinen beiden Krücken so elend fortschleppte, blieb sie stehn, um ihm ein Almosen zu geben; und während sie ihr Beutelchen öffnete, erkannte Aennchen ihre Freundin, grüßte sie und redete sie an. Jene aber war fast verwundert; denn nimmermehr hätte sie an Aennchen gedacht, da sie meinte, sie müßte längst wieder in Wasserburg seyn; und überdieß war das Gesicht des armen Kindes noch etwas geschwollen und hier und da mit rothen Flecken gezeichnet. Als sie aber mit ihrer freundlichen Stimme sagte: Grüß Sie Gott, Jungfer Marianne! erkannte sie augenblicklich ihren Schützling, schlug die Hände zusammen und sagte: Um aller Heiligen willen, Nannerle! wo kömmst Du wieder hierher? oder Du bist wohl gar nicht weggewesen? Und die Blattern hast Du auch gehabt!

Nach dieser ersten Begrüßung ging nun von beiden Seiten das Erzählen an, und Aennchen hörte zu nicht geringer Freude, daß das kranke Fräulein genesen, und die Mutter durch die Freude darüber mehr als durch Arzneien geheilt worden sey. Wenn sie

aber hört, sagte Marianne, daß Du so krank gewesen bist, wird sie gewiß auf Dich zürnen, daß Du ihr nichts davon hast wissen lassen; denn sie hat Dich lieb, wie ihr eigen Kind, und mehr als einmal hat sie von Dir mit rechter Liebe gesprochen. Und jetzt wird sie Dir gewiß noch einmal helfen; das darfst Du glauben.

Das war ein guter Trost in der Noth; es kam aber besser als sie gedacht hatte. Als Frau von Lassolai — so hieß die Dame — die Sache von Mariannen hörte, und bei sich bedachte, daß Aennchen die Krankheit hier in ihrem Hause geholt habe, ging sie mit sich zu Rathe, wie sie am Besten für das Kind sorgen möchte. Mit einem Geschenk ist ihr immer nur auf kurze Zeit geholfen, und die Sorge für den gebrechlichen Vater lastet zu hart auf ihr. Ich muß suchen den armen Mann unterzubringen; für das Mädchen ist dann leicht gesorgt. Sie ist ehrlich, klug und rüstig; in einer Wirthschaft kann sie gut gebraucht werden. Gut! der Vater soll einen Platz im Hospital bekommen, und Aennchen geb' ich auf das Vorwerk nach Schönfelden. Der Verwalter und seine Frau sind brave Leute. Da wird sie gut aufgehoben seyn.

So geschah es denn auch. In wenigen Tagen war Alles in Ordnung gebracht. Der arme Franz kam in das Hospital, wo er nach wie vor Körbe flocht, übrigens aber ein sorgenfreies Leben führte; Aennchen trat in Dienste auf dem Vorwerke. Schwerlich hat es damals in München irgend eine Seele gegeben, die vergnügter als Aennchen war. Ihr Vater war versorgt; sie selbst war an Arbeit gewöhnt; die Leute, bei denen sie diente, waren freundlich gegen sie; es war ihr eben, als gäb' es auf der Welt nichts

mehr, was sie wünschen könnte. Wenn sie die Woche über gearbeitet hatte, bald im Hause und in der Küche, bald im Garten und auf dem Felde, ging sie Sonntags in die Kirche; sprach im Hospital bei ihrem Vater ein, besuchte auch wohl im Vorbeigehn Jungfer Mariannen, ihre Freundin, die sie dann gemeiniglich zu ihrer Herrin brachte. So verging der Herbst; der Winter war auch verflossen, und die Erde wieder grün und die Kirschbäume weiß; da trug sich etwas zu, was Niemand vorher hätte denken können, was aber das Glück des guten Aennchens auf seinen Gipfel brachte.

Wenige Tage vorher, ehe Aennchen auf das Vorwerk zog, war dem Verwalter, Meister Martin, seine einzige Tochter im Kindbette gestorben. Das Kind, das sie hinterließ, nahmen die Großeltern zu sich und zogen es auf, und da die Mutter von ihnen genommen war, war es ihr einziger Trost. Der Vater des Kindes aber wohnte in Haidhausen, was nah bei Schönfelden liegt, auf einem Gute, das er von einem reichen Pathen geerbt hatte; und wenn es immer die Zeit erlaubte, kam er herab zu den Schwiegereltern, um sein Kind zu sehn. Dann nahm er das kleine, blasse, blauäugige Mädchen auf den Arm, und herzte und küßte es, und benetzte ihm die Wangen mit seinen Thränen; denn er hatte seine Frau sehr geliebt, und wenn das Kind ihn anlächelte, mußte er immer an die Mutter denken, wie sie ihm auf ihrem Todtenbette zum letztenmale die Hand gereicht, und ihn mit eben solchen Augen und ohne ein Wort zu sagen angesehn hatte. Gewöhnlich gab er dann das Kind mit abgewendetem

Gesichte weg, und ging ohne Abschied fort, um sich draußen auf dem Heimwege recht auszuweinen. Denn sein Schmerz war tief und dem Troste unzugänglich, so daß es Alle dauern mußte, die den sonst so heitern und blühenden Mann sahen, wie blaß er war und wie in sich gekehrt, und wie gleichgültig gegen Alles, was andre Menschen freute, und vormals auch ihm Freude gemacht hatte. Wie er nun fast mit Niemandem sprach, so auch mit Aennchen nicht, ob er sie gleich fast bei jedem Besuche sah, und meist das Kind von ihren Armen nahm. Denn dieses hatte sich gleich von dem ersten Tage an an sie gewöhnt; sie trug es umher, wenn es wachte, schläferte es ein und sang ihm vor. Sie hätte es nicht mehr lieben und nicht besser pflegen können, wenn es ihr eignes Kind gewesen wäre. Der Vater sah dieß mit Wohlgefallen, und hörte auch von den Schwiegereltern Aennchens Lob; aber außer einem freundlichen Gruße hörte sie selten ein Wort von ihm. Daher meinte sie wohl manchmal, sie misfalle ihm; aber ihre Sorge für sein Kind minderte sich darum nicht; denn sie liebte es nun einmal; und wenn es nur gesund war und still, und gern bei ihr blieb, war es ihr genug, und sie verlangte kein anderes Lob und keinen andern Lohn.

Nun war es, wie gesagt, Frühling geworden; die Bäume blühten; Primeln und Tulpen schlossen der warmen Sonne ihre bunten Kelche auf, und die Lerchen sangen von dem klaren Himmel herab; da fand sich ein Freier ein, der um Aennchen warb. Dieß war ein junger, wohlgestalteter Mann von munterm Wesen, der einzige Sohn wohlhabender Eltern und schon jetzt in guten

Umständen; dabei heftig verliebt in Aennchen, die seit ihrer Krankheit noch größer und schöner geworden war. Schon lange war er ihr nachgegangen, und hatte sie auf der Straße angeredet; aber sie wich ihm aus; denn seine Reden gefielen ihr nicht immer, und sein Scherzen war mehr ausgelassen als heiter. Jetzt ließ er nun durch einen Freund förmlich anhalten. Der Antrag war auf alle Weise lockend; manches andre Mädchen hätte zugegriffen; Aennchen aber that Widerstand. Und nicht ohne Grund. Derselbe junge Mann war vor noch nicht langer Zeit mit einem andern Mädchen versprochen gewesen; von der Zeit an aber, wo er Aennchen auf der Dult bei ihrem Handel gesehn hatte, war ihm jene gleichgültig geworden, und er hatte mit ihr aus nichtigen Gründen gebrochen. Aennchen wußte dieß. Könnt' es mir nicht eben so gehn? dachte sie. Er liebt nur mit den Augen, nicht mit dem Herzen; und eh' ich mein Schicksal an einen so wankelmüthigen Mann knüpfe, will ich lieber bis an mein Ende arm seyn und dienen. Gott hat bis jetzt herrlich für mich gesorgt; er wird auch künftig seine Hand nicht von mir abziehn. Und wie könnt' ich nur das Kind verlassen, das so an mir hängt? Ich könnt' es nicht über das Herz bringen.

An demselben Tage nun, wo sie dem reichen Freier ihren Entschluß hatte kund geben lassen, ging sie mit dem Kinde auf dem Arme in den Garten, und ihr Herz war leichter, da sie das entscheidende Wort ausgesprochen und den lästigen Freier entfernt hatte. Indem sie nun mit dem Kinde spielte, und ihm Blumen in die kleinen Hände gab, und es oft mit noch größerer Innigkeit

als sonst an sich drückte, weil sie sich freute immer mit ihm zusammen zu bleiben, sah sie, wie aus dem Nachbarhofe ein Trupp wälsche Hühner mit ihren Jungen durch den Zaun in den Garten brach, und die jungen Kohlpflanzen niedertrat. Schnell setzte sie das Kind mit den Blumen in das Gras, band ihr Vortuch los und fing an die ungebetenen Gäste zurück zu treiben. Das ging aber nicht so leicht; denn die Hühner begannen auf einmal gar wunderlich zu schreien und durch einander zu laufen, als ob sie von etwas Ungewöhnlichem geängstigt würden. Die Ursache kam auch bald an den Tag. Denn indem sich Aennchen mit den Thieren plagte, hörte sie hinter sich ein gewaltiges Rauschen in der Luft, und als sie sich umsah, erblickte sie einen Adler, welcher mit der Schnelle eines Pfeils gerade auf das Kind herabstieß. In diesem Augenblicke zerstiebten die Hühner nach allen Seiten hin; Aennchen aber, außer sich vor Schrecken, sprang zurück, warf dem Raubthiere, das beide Flügel weit hin über das schreiende Kind ausbreitete, ihr Vortuch über den Kopf, packte es mit beiden Händen am Hals und hielt es fest, wie gewaltig es auch mit den Flügeln und den Fängen arbeitete. Indem sie nun zugleich, so laut sie konnte, um Hülfe schrie, kam der alte Martin mit einem Knechte aus dem Hause herbei, und sah mit Erstaunen den wunderlichen Kampf, von dem er erst gar nicht wußte, was er denken sollte. Als sie nun aber sahen, daß Aennchen ein großes Thier würgte, und es nur mit Mühe fest hielt, und das Blut ihr an den Armen herablief — denn der Adler hatte sie mit den scharfen Klauen verwundet — lief der Knecht nach einem Beile,

Meister Martin aber kam Aennchen zu Hülfe, umwickelte das Unthier noch fester mit dem Tuche, und band ihm die Fittige und Fänge so fest mit Stricken zusammen, daß es keinen Schaden mehr thun konnte. Indeß war die Großmutter auch herzugekommen, die fast in Ohnmacht fiel, als sie das schreiende Kind zwar auf Aennchens Armen, aber über und über mit Blute bedeckt sah; als sie aber gewahr wurde, daß dem Kinde kein Leid geschehn war, einen leichten Riß am Aermchen ausgenommen, und als sie die ganze Geschichte aus Aennchens Munde vernahm, und diese selbst verwundet sah, hatte ihr Erstaunen kein Ende; und sie verband Aennchens Wunden, und fiel ihr einmal über das andere um den Hals. Meister Martin aber mußte erst mit dem Adler fertig werden, und nachdem er diesen in einen Käfich gesperrt hatte — denn tödten wollt' er ihn nicht lassen — ließ er sich auch Alles ausführlich erzählen, und konnte dann nicht aufhören, Aennchens Muth und Stärke zu loben. Diese aber hatte auf nichts Gedanken als auf das Kind, das sich gleich darauf an sie legte und einschlief. Aennchen aber war es, als müsse sie es jetzt noch lieber haben als vorher, weil sie ihm das Leben gerettet hatte.

Diese seltsame Geschichte ging schnell von Mund zu Mund, und eh' eine Stunde verging, war sie mit mancherlei Verunstaltungen auch in Haidhausen angekommen. Die Einen sagten, ein Kind sey von einem ungeheuern Geier, wie sie am Königssee auf den höchsten Alpen horsten, durch die Luft entführt worden; die Andern, ein Raubvogel habe es auf eine jämmerliche Weise zerfleischt und halb aufgezehrt; noch Andere, die sich am wenigsten

von der Wahrheit entfernten, die Wärterin habe den Adler gefangen, aber erst nachdem er das Kind getödtet gehabt. In dieser Gestalt kam das Gerücht zu den Ohren des Vaters. Dieser zweifelte keinen Augenblick, daß von seinem Kinde die Rede sey, und eilte mit ungemessener Hast zu dem Hause der Schwiegereltern. Athemlos trat er in den Hof, und das erste was ihm in die Augen fiel, war Aennchen mit verbundenen Armen, noch blaß von dem gehabten Schrecken, aber mit hellen Blicken, wie vor Freude strahlend. Wo ist mein Kind? rief er ihr zu; was ist aus meinem Kinde geworden? Es schläft, antwortete Aennchen, über die Hast des Mannes bestürzt. — Es schläft? und wo? wo? Und so stürzte er in das Haus, nach der Wiege des Kindes hin. Das Kind lag ruhig in süßem Schlummer. Bei diesem Anblicke war seine Freude nicht minder groß als vorher sein Schrecken, und dieser Wechsel widersprechender Gefühle war zu gewaltsam für ihn. Die Sinne vergingen ihm; er wankte, und Aennchen, die hinter ihm stand, fing den Fallenden auf. Nur wenige Augenblicke blieb er ohne Besinnung so; als er aber zum Bewußtseyn zurückkehrte und die Augen aufschlug, war er nicht wenig erstaunt, in den Armen der Retterin seines Kindes zu seyn.

Höchst sonderbar war es nun, wie sich von dieser Stunde an das Wesen des Mannes umwandelte. Bisher hatte er in Aennchen nur die sorgsame Wärterin geachtet; jetzt, da er ihr die Rettung seines Kindes dankte, und den Vorfall nach allen Umständen vernahm, und das furchtbare Raubthier selbst in seinem Gefängnisse sah, da erschien ihm das unerschrockne Mädchen wie ein

Engel, der vom Himmel gesandt worden, um das Schrecklichste von seinem Haupte abzuwenden. Er ergriff ihre Hand, und da er sah, daß das Blut von neuem durch den Verband drang, sagte er: Armes Kind! Du leidest wohl sehr und sagst es nicht? Meine Dankbarkeit, wenn ich es vermag, soll Deine Wunden heilen — und dabei rollten ihm Thränen über die Wangen. Er hielt Wort. In Kurzem hatte sich Dankbarkeit in Liebe verwandelt. Er bat Aennchen, Mutter des Kindes zu werden, das ihr das Leben verdanke; und, nachdem sie das größte, das undenkbare Unglück von ihm abgewendet habe, auch künftig seine Tage zu erheitern. Werde mir was meine Margaretha war, ein gutes und rechtschaffnes Weib. — Aennchen schlug freudig ein; und jetzt küßte sie ihr Siegmund zum erstenmal, und sie bot ihm die erröthende Wange. Dann faßte er sie bei der Hand und führte sie zu den bejahrten Eltern, und sie gaben ihnen ihren Segen; und im ganzen Hause war große Freude, als die Sache richtig war. Denn wenn Schwiegereltern sonst eine neue Schwiegertochter nicht eben immer mit den günstigsten Augen ansehn, so war es hier ganz anders. Denn Meister Martin und seine Frau liebten Aennchen wie eine eigne Tochter, und weil sie gar wohl wußten, wie der arme Wittwer seine verstorbne Frau geehrt und geliebt, und wie tief er sie betrauert hatte, und daß ja eben nur durch die Liebe zu ihrem Kinde die Verbindung mit Aennchen bewirkt worden war, freuten sie sich dieser Liebe und beförderten die Heirath aus allen Kräften. Da also das Trauerjahr um war, im Herbste, als die Trauben reiften und das Laub an den Bäumen gelb wurde, trat Aennchen

mit ihrem Siegmund vor den Altar, und mit dem Myrtenkranze in den braunen Locken sah sie jetzt wahrhaft einem Engel gleich. Frau von Lassolai richtete die Hochzeit auf ihrem Vorwerke aus, und war selbst dabei gegenwärtig, und Aennchens Vater auch, wie sich von selbst versteht. Der war nun an dem Ehrentage seiner Tochter wie neu verjüngt, und man konnte ihm ansehn, wie seelenvergnügt er war; denn sprechen mocht' er nicht viel, aus Scheu vor der vornehmen Dame. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste aufstanden, und die Krücken nicht gleich bei der Hand waren, und Aennchen ihn auf der einen, der Bräutigam auf der andern Seite unter den Armen faßten und wegführten, sagte er: „Nun geht mir der Traum aus, den ich vorgestern gehabt habe. Da träumte mir, ich könnte wieder gehn, wie in meinen guten Tagen, und hätte meine Krückenstöcke in Sanct-Peter aufgehängt, den einen der h. Anna, den andern dem heiligen Siegismund; und wie sie da hingen, schlugen sie in Blätter aus, und wurden über und über grün, und waren schöne junge Bäume. Ist's nun etwa nicht so? und hab' ich da nicht ein Paar Krückenstöcke, wie sie nicht schöner seyn können? Nun, Gott segne Euch, und lasse Euch immer froh gedeihen und blühen und grünen." Und indem er so sagte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit; und Aennchen küßte ihm die Thränen von den Wangen und sagte: Amen!

Wie sich nun die Sonne zum Untergange neigte, und an dem klaren Herbsthimmel die zarten Wölkchen sich mit Gold besäumten, und ihr Wiederschein die grüne Isar vergoldete, begab sich das

Brautpaar nach Hause, und einige der Hochzeitgäste geleiteten sie. In Haidhausen stand nun Alles an den Thüren, und von allen Seiten rief es: Gott grüß' Euch! viel Glück und Segen! Manche kamen auch näher und schüttelten dem Brautpaare die Hände, und baten um gute Nachbarschaft; und die Meisten folgten ihnen bis an ihr Haus nach, sowohl aus Freude an dem schönen Paare, als weil sie wußten, daß dort etwas vorging. An der Thür nämlich standen Siegmunds Knechte und Mägde und erwarteten ihre Herrschaft, und wie sie herankam, stimmten sie ein bairisches Hochzeitlied an, und wetzten ihre Sensen dazu. Das Haus selbst aber war mit Kränzen behangen, und mit grünen Laubschnuren verziert, was sich schön ausnahm; denn Herr Langer, der Mahler, der in Haidhausen wohnt, hatte es selbst angegeben; da mußte es wohl hübsch werden. Aennchen war nun ganz beschämt, und drückte sich hoch erröthend an Siegmund an, und beide dankten, und versprachen den guten Leuten für den Sonntag einen Tanz und ein Faß Bier zur Hochzeitfeier.

Aennchens Vater zog nach einigen Tagen auch auf das Gut zu seinen Kindern. Erst wollte er nicht, weil er meinte, er könnte ihnen zur Last fallen; da sie aber nicht abließen ihm zuzureden, und ihn sein eignes Herz dazu trieb — denn außerdem, daß er Aennchen so lieb hatte, war auch der Eidam ganz ein Mann nach seinem Herzen — gab er nach, und wohnte bei seinen Kindern, und flocht auch hier noch Körbe, ob er es gleich nicht mehr nöthig hatte, zum Zeitvertreib. Wenn er dann zur Abendzeit im Garten auf der hölzernen Bank saß, und die weite Land-

schaft vor ihm lag, und seine Blicke bald auf den Fluß fielen, der sich in mannichfaltigen Krümmungen zwischen dem Kies der Ufer ausbreitet, bald auf die Stadt im Hintergrunde, und das ferne Alpengebirge, und es in seinem Herzen so still war, wie in dem wolkenleeren Himmel, da sang er oft mit leiser Stimme ein Lied, das er im Hospital von einem thüringischen Wandergesellen gelernt hatte. Das Lied lautete so:

Mein Gott, Du hast von Kindheit an
Mir viele, viele Huld erwiesen;
Sey, da ich's nicht vergelten kann,
Mit Herz und Mund dafür gepriesen.
Der Rest von meiner Lebenszeit
Bezeuge meine Dankbarkeit.

Durch Dich entzückt der Erde Pracht,
Das Licht des Himmels mein Gemüthe.
Und was mich froh und glücklich macht,
Ist Alles Gabe Deiner Güte.
Beständig thust Du wohl an mir;
Beständig steigt mein Dank zu Dir.

5.

Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.

Ein weiser Mann sagt: Es ist Gott leicht, einen Armen reich zu machen. Er gibt dem Frommen was er bedarf, und was er ihm bescheeret, das gedeiht. Dem Bösen aber bringt der Reichthum keinen Segen.

Hoch oben in Rußland hinter Moskau liegt ein geringes Dorf, und in einer Strecke von dem Dorfe eine armselige Hütte. Diese Hütte stand einmal leer; denn der alte Mann, der sie sonst bewohnt hatte, war plötzlich gestorben, und hatte nichts hinterlassen, als eben die Hütte, die keine dreißig Rubel werth war, einiges hölzernes Hausgeräth und einen geschnitzten Heiligen, an dem hier und da noch etwas Farbe zu sehn war; denn das Meiste war in der langen Zeit verblichen und abgerieben. Ein Testament war nicht da, und als die Gerichte nach den unbekannten Verwandten fragten, meldete sich lange kein Mensch; denn mit Bettlern will eben Niemand verwandt seyn. Endlich aber kam doch Einer, ein junger Bursche, Iwan genannt; dem waren

Vater und Mutter gestorben, und das Häuschen, das sie ihm hinterlassen hatten, war eben abgebrannt, und er hatte nichts als was er am Leibe trug und ein scharfes Beil zur Arbeit. Der trat nun vor die Obrigkeit und sagte, er habe oft von seiner Mutter gehört, daß der Verstorbene mit ihr verwandt sey. Beweisen könne er es freilich nicht; aber seine selige Mutter habe nie eine Unwahrheit gesagt, und habe dazu auch keine Ursache gehabt. Da nun der Iwan ein so ehrliches Gesicht hatte, daß man ihm Lug und Trug gar nicht zutrauen konnte, das Erbtheil auch einer Lüge nicht werth war, ließ sich der Amtmann die Hand von ihm auf seine Aussage geben, und überlieferte ihm die Hütte mit ihrem wenigen Zubehör. Da war nun Iwan seelenvergnügt, daß er wieder ein Obdach hatte, und dachte an seine Mutter, die eine so fromme Frau gewesen, und oft zu ihm gesagt hatte: „Iwan, was Du thust, habe Gott vor Augen und im Herzen. Sieh, ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und nimmer hab' ich gesehn, daß Gott den Rechtschaffnen verlassen hat." Und wie Iwan so dachte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und er schlug an seine Brust und sagte: So helfe mir Gott, wie ich meiner Mutter Willen thue! — Dann wendete er sich zu dem Heiligen, der ganz traurig in der Ecke stand, und als er ihn nach Landesgebrauch begrüßt und verehrt hatte, richtete er sich in seiner neuen Wohnung ein, das heißt, er stellte den hölzernen Tisch an die Wand, und den Schemel darneben, und schob die leere Bettstelle in die Ecke; setzte sich dann nieder und beschaute die Wände rings umher, und war in Gott vergnügt. Hab' ich

doch nun wieder ein Haus, dachte er; und wenn ich rechtschaffen arbeite, wird es mir auch nicht fehlen am Uebrigen.

So ging es auch. Iwan ging alle Morgen an die Arbeit, und alle Morgen verbeugte er sich vor dem alten Bilde, und so auch am Abend, wenn er nach Hause kam; und wenn er am Samstag den Wochenlohn bekommen hatte, steckte er vor seinem stillen Hausgenossen ein Pfennigskerzchen auf, manchmal auch zwei, oder brachte ihm ein Kränzchen von Immergrün mit, und freute sich, wie hübsch es ihm stehe. Das war nun recht gut, so lange es Sommer war. Nun brach aber ein harter Winter ein; der Sturm pfiff von allen Seiten durch die Breterwand, und, was das Schlimmste war, es fiel in Einer Nacht ein so gewaltiger Schnee, daß das Haus bis an das Dach damit zugedeckt wurde. Die Thür war versperrt und an Ausgehn nicht zu denken. Nun war das wenige Holz, das Iwan zusammengetragen hatte, aufgebrannt; sein einziger Schemel folgte nach; dann der Tisch; zuletzt auch die Bettstelle. Das Schneegestöber aber dauerte immer fort, und die Kälte ließ nicht nach. Was war zu thun? Traurig, mit untergeschlagenen Armen, saß Iwan auf der nackten Erde und sah sich nach allen Seiten um; aber da war nichts mehr was zur Feuerung taugte, außer — dem Heiligen. Auf diesen fielen nun seine Blicke immer von Neuem, und es war umsonst, daß er sie davon abzuziehen suchte. Die Versuchung war zu groß, und er fror allzu sehr. Da stieß er tiefe Seufzer aus und dachte: Soll ich? oder soll ich nicht? Dann stand er auf von der Erde, griff hastig nach dem Beile, und trat damit vor den Heiligen.

Nachdem er sich nun dreimal vor ihm verbeugt und dreimal bekreuzt hatte — das Beil hielt er unter dem Rocke verborgen — sagte er mit gebrochner Stimme: Heiliger Nikolas, oder heiliger Sanct Georg, oder wie Du sonst heißen magst, denn ich weiß es nicht, Du siehst, wie es dem armen Iwan geht. Er ist abgeschnitten von der Welt; die Kälte ist grimmig und das letzte Holz aufgebrannt; auch sein weniges Brod geht zu Ende; und Hunger und Frost zugleich zu ertragen, vermag er nicht. Niemand kann ihm das Leben fristen als Du, wenigstens auf kurze Zeit. Glaube mir — Du weißt, daß ich immer die Wahrheit sage — glaube mir, es geht mir durch die Seele, daß ich Dich darum ansprechen muß. Wir haben, seit ich hier bei Dir eingezogen bin, in größter Einigkeit mit einander gelebt. Du hast es mir nicht an Arbeit und Brod fehlen lassen; und ich habe Dir meiner Seits so viel Dank und Ehre erwiesen, als in meinen Kräften stand. Jetzt aber — ach sieh mich nicht so traurig an, sonst schwindet mir aller Muth! Vergieb mir! Es kann nun einmal nicht anders seyn.

Mit diesen Worten zog er das Beil schnell unter dem Rocke hervor, und ließ es mit abgewendetem Gesichte auf die Schulter des Bildes fallen, und das alte Holz sprang mitten von einander, und fiel auf die Erde, und zugleich klang und klirrt' es gar wunderlich. Kaum wagte der arme Iwan seine Augen dahin zu richten; und als er endlich von der Seite hinblickte, was sollte er sehn? Unter dem gespaltenen Heiligen war die Erde mit Gold und Silber bedeckt; Ducaten und Imperiale lagen über einander

wie Nüsse, und immer quoll es noch aus dem Innern heraus. Iwan stand wie versteinert. Wer hätte das gedacht? sagte er endlich. So vieles Geld! und das hast Du Alles für mich gespart! Nun, es soll Dein Schade nicht seyn. Jetzt zwar mußt Du mir einen Theil von Dir überlassen; denn das siehst Du selbst ein, daß, wenn ich erfriere, Dein Geschenk mir nichts hilft. Ich will Dich aber schonen, so viel ich kann; und was ich jetzt aus Noth von Dir verwenden muß, will ich künftig neuer und schöner wieder machen lassen; und einen stattlichen Pelz will ich Dir kaufen für Dein Geld, und eine Mütze von Sammt mit Zobel verbrämt, und an Kerzen soll es Dir niemals fehlen, wenn Du mich beim Leben erhältst. — Nach diesem Angelöbniß küßte er seinem Wohlthäter Hände und Füsse, hieb dann ein tüchtiges Stück davon ab, und wärmte sich daran. Hierauf suchte er seinen Schatz zusammen, betrachtete sich jedes Stück von beiden Seiten, und bei jedem dachte er: „Das ist der Segen meiner Mutter.“ Darüber verging die Nacht. Gegen Morgen aber erhob sich ein Thauwind, und der Schnee sank schnell zusammen und der Ausgang wurde wieder frei; und so konnte der arme Iwan, der nun ein reicher Mann war, sich nach einem wärmern Obdache umthun.

Wer in Rußland Geld hat, der kann sich dort, wenn er es anders recht anfängt, wie anderwärts auch, wohl seyn lassen. Iwan säumte nicht lange, sondern kaufte sich ein freies Landgütchen, nahm sich eine Frau, und wurde ein glücklicher Hausvater. Er selbst arbeitete emsig fort, wie sonst, und was er begann, gerieth ihm wohl; auch seine Kinder hielt er zur Arbeit an, und wie

ihm seine Mutter gelehrt hatte, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, so lehrte er seine Kinder auch, und sie folgten ihm. Seinen Wohlthäter vergaß er auch nicht. Nachdem er den Rest, der nicht in den Flammen aufgegangen war, wieder zusammengeleimt, und was daran fehlte, wieder ergänzt hatte, ließ er ihn durch einen Mahler frisch anstreichen, und hielt ihm auch sonst Alles, wie er es versprochen hatte, und noch mehr. Das war nun gut und recht, und wir wollen nicht lachen, wenn der gute Iwan den schön geputzten Heiligen mit inniger Freude betrachtete, und den Seinigen erzählte, wie es ihm damit ergangen war. Besser aber noch war, daß er als ein reicher Mann so still fortlebte, wie sonst, und sich seines Reichthums nicht überhob, und gern allen Menschen diente, die seiner bedurften. Und nicht blos seinen Heiligen kleidete er aus Dankbarkeit, sondern auch die Armen, die zu seiner Schwelle kamen. Darum war er denn bei allen Nachbarn beliebt, und wo er einsprach, war er gern gesehn. Denn sie meinten, er brächte ihnen Glück. Und so geschah denn, wie die Schrift sagt: Thuet die Thore auf, daß herein gehe der fromme und gerechte Mann! und: Wer den Gerechten bei sich aufnimmt, der wird einen guten Lohn empfangen.

Nun könnt Ihr schon hieraus abnehmen, daß man nicht meinen darf, es sey genug, einen Schatz zu finden, damit es Einem wohl gehe. Es kömmt auf den Finder an. Der gute Wein schlägt um, wenn er in ein unreines Gefäß gegossen wird; und nur dem ist der Reichthum ein Gut, der selbst gut ist. Das

werdet Ihr noch besser erkennen aus einer andern Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit in England begeben hat.

Dort nämlich lebte vor mehrern hundert Jahren ein böser König, Richard genannt, seines Namens der Dritte, ein grausamer Mörder seiner königlichen Mündel, und der Räuber ihres Throns. Nicht lange genoß er das ungerechte Gut; denn ein Nebenbuhler seines Raubes erhob sich gegen ihn, und Richard fiel in einer Schlacht bei Bosworth, nahe bei der Stadt Leicester. Nun befand sich unter seinem Gepäck eine hölzerne Bettstelle, die er auf allen Reisen mit sich führte, indem er vorgab, daß er in keiner andern schlafen könne. In diesem unbehülflichen Gebäude aber waren geheime Kästen angebracht, in denen er sein Geld aufbewahrte, und Niemand wußte darum. Als er nun getödtet war, plünderten die Sieger alles Uebrige; an dem Bette aber, das ein so schlechtes Ansehn hatte, vergriff sich Niemand, sondern es blieb zum Andenken des bösen Königs in dem Hause stehn, wo er in der Nacht vor dem Treffen geschlafen hatte; und da bisweilen Leute kamen, die es sehn wollten, und ein Trinkgeld dafür bezahlten, so wurde es auf dem Boden unter dem Dache aufbewahrt bis vor Kurzem. Nun geschah es, daß der Eigenthümer des Hauses eine Reise machte, und als Aufseher einen Mann darein setzte, der wohl selber einen Aufseher brauchte. Denn er brachte den ganzen Tag im Wirthshause zu, und wenn er am Abend betrunken nach Hause kam, und seine Frau ihn schalt, blieb er ihr die Antwort auch nicht schuldig, und oft gab er sie nicht mit dem Munde, sondern mit der Faust. Als es nun

Winter wurde, und es an Holz gebrach — denn der Mann sorgte für nichts — wurde das alte Geräth des Hausherrn, das auf dem Boden umherstand, eines nach dem andern in's Feuer geworfen, und es war endlich nichts mehr übrig als König Richard's Bett. An das sollt' es nun auch kommen. Als aber der Mann mit dem Beile auf den Boden ging, um es in Stücken zu schlagen, lief die Frau ihm nach, und wollte ihn abhalten. „Wenn der Herr wiederkömmt, sagte sie, und findet das alte Bett nicht mehr! Oder, wenn Reisende kommen, und es sehn wollen? Das wird dann gleich in den Zeitungen bekannt, und wir kommen um Ehre und Reputation, und die Trinkgelder dafür gehen uns auch ab." — Der Mann aber, schon halb berauscht, befahl der Frau zu schweigen, und da sie das nicht that, sondern immer heftiger keifte und die geballten Hände gegen ihn aufhob, holte er mit dem Beile aus und hieb nach ihr; der Hieb aber traf sie nicht, sondern das Bettgestell. Von dem gewaltigen Schlage sprangen die Seitenwände krachend aus einander; der geheime Kasten fuhr auf, und eine Fluth von Goldstücken ergoß sich daraus. Mit offnem Munde starrte der Mann die unglaubliche Erscheinung an; sein Rausch verschwand im Augenblick, und er warf sich über das Gold her, um sich mit seinen Händen zu überzeugen, daß es kein Traum sey. Die Frau that dasselbe von der andern Seite, und so begegneten sich in dem unglückseligen Metalle die Hände, die sich einen Augenblick vorher so feindlich gegen einander erhoben hatten.

Der Friede, der auf diese Weise geschlossen worden, war nicht von langer Dauer. Das Bett wurde wieder zusammengeflickt und

das Gold in eine Lade geschlossen; was aber vorher in dem Haushalte nicht gut gewesen war, wurde jetzt nicht besser, sondern verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Mann trank, die Frau zankte; und zwischen ihnen lag der Mammon, den sie mit Angst verheimlichen mußten. Es war eine Hölle auf Erden. Der Winter war vergangen; der Frühling wollte auch zu Ende gehn, und die Hölle wurde immer heißer. Da dachte die Frau: Soll ich um des Trunkenboldes willen ein so elendes Leben führen bis an mein Ende? Ich könnt' es ja besser haben. — Dann verabredete sie mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, wie sie den Mann aus der Welt schaffen und dann recht vergnügt mit einander leben wollten. Und als der Mann in der Nacht trunken nach Hause kam, und die Treppe hinauftaumelte, fing die Frau von der obersten Stiege her einen Zank mit ihm an, und als er den Stock gegen sie aufhob, fiel sie mit dem Dienstmädchen über ihn her, und beide zusammen stürzten ihn kämpfend die Treppe hinab. Der Fall war hoch; mit einem Fluche im Munde kam der Trunkene am Boden an, und nach kurzem Röcheln gab er den Geist auf.

Nachdem sich nun die Frau überzeugt hatte, daß er wirklich todt sey, erhob sie und ihre Gehülfin ein Jammergeschrei, und rief Leute herbei, und beschwor den Doctor und den Barbier, ihn wieder lebendig zu machen; und da sie sich dabei so natürlich anzustellen wußte, hegte Niemand Verdacht. Diese Rolle spielte sie auch noch einige Tage fort; wenn sie aber vor den Leuten viele Thränen vergossen hatte, schloß sie sich in ihre Kammer ein,

öffnete ihre Lade und lachte ihr schönes Gold an. Nach Verlauf einiger Wochen zog sie mit ihrer Magd nach London, um in dieser großen Stadt ihr Leben zu genießen, wie sie meinte. Das ging denn auch in den ersten Wochen und während ihr Alles noch neu war, ganz erträglich; aber das böse Gewissen war mitgezogen, und wenn dieß auch am Tage in dem Geräusche der Straßen und dem Getümmel der Menschen schweigen mußte, so schrie es desto lauter bei Nacht, und das Weib konnte die Augen nicht schließen, ohne daß das drohende Bild ihres Mannes davor trat, und sein letztes Röcheln in ihren Ohren klang. Das war nun eine schlimme Gesellschaft; fast eben so schlimm aber war die Gesellschaft ihrer Magd, die gleichsam das lebendige Gewissen außer ihr war. Schon an sich war sie ihr als Mitwisserin des entsetzlichen Verbrechens ein beständiger Vorwurf; als sie aber noch überdieß anfing, die Herrin zu spielen, täglich neue und größere Forderungen machte, und diese mit den heftigsten Drohungen unterstützte, da hatte die unglückselige Frau zum zweitenmale die Hölle im Hause, und jetzt noch ärger als zuvor, so daß sie bald ganz tiefsinnig wurde. Das war denn nun das vergnügte Leben, das sie sich vor der That mit ihrer Gehülfin versprochen hatte. Dabei verminderte sich auch der Schatz in der Lade von Tag zu Tag, und man konnte die Rechnung machen, wenn er zu Ende seyn würde. Da dachte die Magd: Eh' es so weit kömmt — und nahm Abrede mit einem schlechten Burschen, der sie heirathen wollte, und beide überfielen die Frau im Bette und erwürgten sie.

Die Unthat kam aber gleich an den Tag. Die Mörder wurden eingezogen, und nachdem sie das ältere und das neuere Verbrechen gestanden hatten, wurden sie hingerichtet. Das Geld, was sich noch vorfand, kam in die Armenkasse.

So empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

6.

Der Einsturz.

Ich gehe aus, sagte Frau Lisbeth zu ihrem Töchterchen; räume unterdessen die Stube und Küche auf. Es steht so vielerlei herum. Mach' es aber hübsch mit Vorsicht; nimm nicht mehr als Ein Stück auf einmal in die Hand, und nimm Dich in Acht, daß Du nichts zerbrichst.

Lieschen that, wie ihr die Mutter befohlen hatte; setzte zusammen was zusammen gehörte, wischte den Staub von Schüsseln und Tellern, und stellte Alles der Reihe nach in den Bretern auf. Jetzt waren nur die Tassen noch übrig. Auch diese legte Lieschen in einem Wännchen zusammen, um sie in dem Wandschranke einzuschließen; setzte dann einen Schemel vor den geöffneten Schrank und stieg hinauf. Aber kaum hatte sie, das Wännchen in beiden Händen haltend, einen Fuß auf den Stuhl gesetzt, als der Fußboden bebte. Ein dumpfer Schlag folgte, und dann wieder einer, und bei der wiederholten Erschütterung und dem dumpfen Getöse, das sie begleitete, verdunkelte sich die Luft. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Beim ersten Stoße sank das erschreckte

Kind von dem Schemel zurück; das Männchen entfiel seinen Händen, die Tassen rollten auf die Erde und bedeckten den Boden der Küche mit ihren bunten Scherben.

Bei diesem Anblicke vergaß Lieschen alles Andre und dachte nur an den Zorn der Mutter. Auf die Erde kauernd suchte sie die Scherben zusammen, und da sie sah, daß nichts mehr ganz war, setzte sie sich dazu und weinte bitterlich.

Indem sie noch so weinte, trat die Mutter herein. Sie war blaß wie der Tod, die Füße wankten unter ihr; zitternd und mit keuchender Brust sank sie auf einen Stuhl, ohne der Verwüstung zu achten, die zu ihren Füßen lag.

Lieschen aber meinte, der angerichtete Schade habe die Mutter so erschreckt, und lief zu ihr hin, und sagte noch weinend: Ach, Mutterchen, es war nicht meine Schuld. Ich habe mich gewiß recht in Acht genommen. Aber ich weiß nicht, wie es kam und was mich so erschreckt hat, daß ich vom Stuhle fiel.

Da faßte die Mutter das geängstete Kind in beide Arme, drückte es fest an die Brust, und sah bald zum Himmel, bald auf das Kind. Zu sprechen war sie noch nicht fähig.

Die Sache war diese.

In der nächsten Straße, unmittelbar hinter Frau Lisbeth's Hause, wurde gebaut. Ein altes Gebäude sollte abgetragen werden, um ein neues aufzuführen; da es aber mürber war, als man geglaubt hatte, so geschah es, daß während der Arbeit ein großer

Theil mit gewaltigem Getöse zusammenbrach. Der Boden umher bebte; dichte Wolken von Staub erfüllten die Luft; Alles umher war mit Bergen von Schutt bedeckt. Von den Arbeitern war Niemand beschädigt.

Während aber diese bestürzt und staunend in den Ruin hineinsahen, drang eine junge Frau mit Angstgeschrei über die Schutthaufen und das Staubgewölk nach der offnen Straße vor, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihr zurief, auch die noch stehende Wand drohe den Einsturz, und sie werde von den überhängenden Balken erschlagen werden. Einer Wahnsinnigen ähnlich rief sie ohn' Unterlaß: „Mein Kind! mein Kind! Wo ist mein Karl? Erbarm' es Gott, er ist erschlagen!" — Dann sich an die Nächststehenden wendend, schrie sie ihnen zu: „Werft den Schutt weg; um Gotteswillen; grabt, sucht! Er lebt vielleicht noch. Rettet, rettet mein Kind!"

Bei diesem mütterlichen Angstgeschrei lief Alles zusammen. Einige der Arbeiter erinnerten sich nun allerdings, daß sie einen Knaben hatten umherlaufen sehn; sie hatten aber nicht auf ihn geachtet. Und nun meinten sie, er könne wohl zu Schaden gekommen seyn; aber unter welchem Schutthaufen er stecke, könne Niemand sagen; auch sey nichts zu thun, da auch das, was noch stände, jeden Augenblick einzustürzen drohe.

Die Verzweiflung der Mutter kann Niemand beschreiben.

Von allen diesem war Lieschens Mutter Zeuge gewesen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Sie dachte an ihr zurückgelassenes Kind und eilte nach Hause.

Der Einsturz.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

[illegible]. Der [illegible] [illegible]

[illegible] Ruin [illegible] die Schutt- [illegible], ohne [illegible] noch stehende [illegible] von den überhängenden [illegible] Wahnsinnigen ähnlich rief sie ohn' Unterlaß: „Mein Kind! mein Kind! Wo ist mein Kind? Erbarm' es Gott, er ist erschlagen!“ — [illegible] Dastehenden [illegible] mein Kind [illegible]

Bei [illegible] Einige der [illegible] sich nun allerdings [illegible] Knaben hatten [illegible] sehn; sie hatten aber nicht auf ihn geachtet. Und nun meinten sie, er könne wohl zu Schaden gekommen seyn; aber unter welchem Schutthaufen er stecke, könne Niemand sagen; auch sey nichts zu thun, da auch das, was noch [illegible] jeden Augenblick einzustürzen drohe.

[illegible]zweiflung der Mutter kann Niemand beschreiben.

[illegible] war Lieschens Mutter Zeuge gewesen. [illegible] überfiel sie. Sie dachte an ihr zurückgelassenes [illegible] und eilte nach Hause.

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Akermann. Lpzg.

Der Einsturz.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

Der vermißte Knabe aber war nicht umgekommen. Als die Staubwolke sich verzog und man wieder heller sehen konnte, erschien er in seinem bunten Röckchen, mit Staub überpudert, auf der Brüstung eines Fensters der noch stehenden Wand, und sah furchtlos und neugierig in die Verwüstung hinab. Und da er seine Mutter erblickte, rief er ihr zu: „Mutter, Mutter, siehe doch, wie groß ich bin, und wo ich stehe, und hole mich; ich kann so allein nicht wieder hinunter.“

Da entstand ein Jubel ohne Gleichen. Alle Blicke richteten sich nach dem Knaben hin, und die Mutter hätte der freudige Schrecken fast zu Boden geworfen. Zitternd vor Angst und Freude lief sie nun zurück über die Schutthügel, klimmte die halbzertrümmerten Stiegen hinauf, und mit ausgebreiteten Armen fing sie den Knaben auf, der ohne Kenntniß der Gefahr sich ihr lachend entgegen warf.

Das Gerücht von diesem Ereignisse verbreitete sich durch die Stadt, und den ganzen Tag kamen Leute zu der Stelle, um das Fenster zu sehen, wo der Knabe so keck und wohlgemuth gestanden hatte. Was ihm den Tod gedroht hatte, gereichte ihm zum Glück. Denn da man erfuhr, daß er eine vaterlose Waise, seine Mutter aber eine arme Frau sey, traten einige wohlthätige Familien zusammen, und nahmen sich der Mutter und des Kindes an. Und der Knabe wurde gut erzogen, und ward ein geschickter Maurer, der manches Haus baute; wobei er denn oft Gelegenheit hatte an das zu denken, was ihm als Knaben begegnet war.

7.

Der Erfrorene.

In meinen frühern Jahren, als ich noch die Arzneikunst trieb, ging ich zur Winterzeit in meinem Berufe auf das Land. Es war ein kalter Tag; die ganze Flur war mit tiefem Schnee bedeckt, und ein scharfer Ostwind fuhr über den Schnee. Als ich etwa bis zur Mitte des Wegs gekommen war, sah ich einen Mann an der Straße sitzen, in ärmlicher Kleidung, den Kopf auf beide Hände und diese auf einen Knotenstock gestützt. Ich rief ihn im Vorübergehen an, und da er nicht antwortete, glaubte ich, er schliefe, trat zu ihm hin und rüttelte an ihm. Es war umsonst; das Leben schien von ihm gewichen. Hier versuchte ich nun das Einzige, was in einem solchen Falle zu thun ist; das heißt, ich bedeckte den erstarrten Leib mit Schnee, und da mein Geschäft Eile forderte, setzte ich meinen Weg fort, nur etwas schneller als vorher. In dem nächsten Dorfe zeigte ich den Vorfall an, bestellte Leute mit einer Tragbahre und was außerdem erforderlich war, besuchte den Kranken, zu dem man mich gerufen hatte, und holte die abgeschickten Männer wieder ein, ehe sie noch

die bezeichnete Stelle erreicht hatten. An dieser Stelle fanden wir ein aufgewühltes Schneelager; der Erfrorne aber war nicht mehr darin. Ob ihn Andre aufgehoben hatten, oder ob er, zum Leben erwacht, seinen Weg fortgesetzt hatte, konnte Niemand wissen.

Es war das Letztere. Ich schickte nun die Leute zurück, die hier nichts weiter zu thun hatten, und setzte meinen Weg nach der Stadt allein fort. Noch war ich keine halbe Stunde gegangen, als ich meinen Erfrornen langsam vor mir her wandern sah. Ich hatte ihn bald eingeholt. Gott grüß' Euch, Alter, sagte ich; wo gedenkt Ihr noch hin? — Nach der Stadt, antwortete er, wenn ich sie erreichen kann. Es wird mir heute gar zu schwer. — Vorhin, fuhr ich fort, saßt Ihr hier am Wege und schient ganz erstarrt. Ich meinte Ihr wärt todt.

Ich bin früh vom Hause weggegangen, erwiederte der alte Mann, und da gestern der Schnee so stark gefallen war, mußt' ich mir bis zur Landstraße hin Bahn machen. Das war für meine alten Beine ein zu großes Stück Arbeit. Ich war so müde geworden, daß ich mich setzen mußte und einschlief. Ich weiß aber nicht, was mir wiederfahren seyn muß. Als ich erwachte, war ich in Schnee begraben, und doch hat es, so viel ich sehn kann, keinen neuen Schnee gelegt.

Ich erklärte ihm das Räthsel.

Nun so sey Gott und Euch für Eure Fürsorge gedankt, erwiederte der Alte, weniger um meinetwillen, denn ich war sanft eingeschlafen und hatte die Bitterkeit des Todes nicht geschmeckt;

aber fünf armen Enkeln, die ich mit meiner Hände Arbeit ernähren muß, wäre mein Tod ein gar zu hartes Loos gewesen. Ihrem Vater, der mein Eidam war, begegnete dasselbe, was mir drohte. Er blieb an einem kalten Decembertage sitzen, und statt des Weihnachten, den er seinen Kindern in der Stadt gekauft hatte, brachten sie uns den todten Vater in's Haus. Ihre Mutter, die eben in den Wochen lag, starb vor Schrecken, und ihr Säugling folgte ihr nach. Da ist nun die kleine Heerde meiner Obhut anheim gefallen, und sie wären gar zu arm und verlassen gewesen, wenn Euch Gott mir nicht zur Hülfe gesendet hätte.

Das Wesen des alten Mannes gefiel mir sehr. Sein ehrwürdiges Angesicht, seine sanften Mienen und der milde Ton seiner Stimme verkündigte ein stilles, Gott ergebnes Gemüth. Bei der Fortsetzung des Gespräches wurde ich mit seiner ganzen Lage bekannt. Er war einer der Menschen, wie sie jetzt immer seltener gefunden werden, die in dem festen Glauben an eine Vorsehung, die Alles zu unserm Heile wendet, auch unter der drückenden Bürde der Armuth und vielfältigen Unglücks, doch im Innern Freudigkeit bewahren und aus ihr die Kraft nehmen, auch das Schwerste zu tragen.

Unter fortgesetztem Gespräche gelangten wir zur Stadt, und bei der Trennung bat ich mir den Namen meines Begleiters aus. Er nannte mir ihn; es war kein gewöhnlicher Name, aber er klang mir bekannt; und da ich ein Weilchen gesonnen hatte, fand ich ihn in meinem Gedächtnisse wieder. Kommt mit mir in

mein Haus, sagte ich, um Euch mit Speise und Trank zu stärken, denn das bedürft Ihr. Dann mögt Ihr Eure Geschäfte besorgen. Nach Hause zurückkehren könnt Ihr nicht. Das Schicksal, dem Ihr so eben durch Gottes Hülfe entgangen seyd, könnte Euch zum zweitenmale treffen.

Der Alte nahm meine Einladung an, und als er gegessen und getrunken hatte, fragte ich ihn, ob er im Auslande Verwandte hätte. Nicht eben daß ich wüßte, antwortete er. Einen Bruder zwar hab' ich gehabt, aber der mag längst todt oder vom Meere verschlungen seyn. Ackern und Pflügen stand ihm nicht an, und auf dem Dorfe war's ihm zu eng, wie nun eben jeder Mensch seinen eignen Sinn hat. Der Vater that ihn in die Stadt auf ein Handwerk. Als er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft, und von Hamburg aus schrieb er, er wolle sein Glück in der neuen Welt versuchen. Seitdem haben wir nichts weiter von ihm gehört.

Wie hieß denn dieser Bruder? frug ich weiter.

Gottfried Valentin.

Nun, so ist es ja recht, sagte ich, und holte ein amerikanisches Zeitungsblatt herbei, in welchem die Erben und Angehörigen eines deutschen Handelsmannes, Gottfried Valentin Gebser genannt, der im Neuen-Hafen in Connectitut ohne Erben gestorben sey, aufgefordert werden, sich zu melden, und nach gehöriger Beglaubigung seinen Nachlaß in Empfang zu nehmen.

Das ist wohl weit weg, sagte der Alte lächelnd, aber ohne

besondere Freude zu zeigen. Meine Jahre passen sich zu einer weiten Reise nicht.

Ich sagte ihm, daß eine solche Reise nicht eben nöthig sey; daß das Geschäft durch fremde Vermittelung zu Stande gebracht werden könnte, und erbot mich, hülfreiche Hand dabei zu leisten. Vor allen Dingen, setzte ich hinzu, ist ein Taufschein und eine gerichtliche Beglaubigung nöthig. Ich habe einen Freund in Hamburg, der ein Rechtsgelehrter ist; an diesen wollen wir schreiben, und dann wird die Sache ohne große Mühe zu machen seyn.

Erst jetzt zeigte der alte Mann Zufriedenheit. Die Hände faltend und mit einem dankenden Blicke zum Himmel sagte er: Das schickt Gott meinen armen Enkeln. Das ist der Segen, der auf ihrer Mutter geruht hat, die eine so gute Tochter war. In ihrer letzten Stunde faßte sie mich bei der Hand und sagte: Vater, sorgt für meine armen Kinder, die nun vater- und mutterlose Waisen werden; gebt ihnen eine fromme und christliche Erziehung. Dann wird Gott weiter für sie sorgen. Das geht nun in Erfüllung. Dieser Tag ist ein großer und gesegneter Tag für mich.

Nach diesen Worten, die er gleichsam betend vor sich hin sprach, dankte er mir mit großer Herzlichkeit. Ich hatte die Freude, das Ende der Sache herbeizuführen, deren Anfang mir ein glücklicher Zufall in die Hände gelegt hatte; denn nach Verlauf eines Jahres war mein Alter in dem Besitze einer Erbschaft von mehr

als tausend Thalern. Dieses Geld legte er in Grundstücken an, erzog seine Enkel zu rechtschaffnen Bauern, und lebte noch funfzehn Jahre nach jenem für ihn so merkwürdigen Tage, den er auch jedes Jahr mit besonderer Andacht feierte. Als er nun sehr alt war, und sein Haupt kaum noch aufrecht halten konnte, versammelte er an seinem letzten Festtage seine Kindeskinder um sich, und sagte zu ihnen: Meine Kinder, die letzte Stunde ist nicht mehr fern. Meine Kraft ist schwach geworden und mein Aug' ist dunkel. Bald wird es das Licht nicht mehr sehn. Dann wird mein Gebein versammelt werden zu dem Gebeine meiner Väter; aber mein unsterbliches Theil wird bei Gott seyn. Bin ich dann auch fern von Euch, so wird doch mein Segen bei Euch seyn. Vergesset nie das Gute, was Gott der Herr an uns gethan hat, und danket ihm dafür durch ein frommes Leben. Wer fromm wandelt vor Gott, sagt die Schrift, dem wird es wohl gehn; der Böse aber blüht wohl eine Weile, wie ein Baum, der keine Wurzel hat; aber nach kurzer Frist verdorrt er und stirbt. Bleibet treu in Euerm Beruf. Wer seinen Acker fleißig baut, der wird immer des Brodes genug haben; Müssiggang aber ist des Lasters und der Armuth Vater. Seyd genügsam, mäßig, barmherzig, und trachtet nicht nach ungerechtem Gute. Ungerechter Gewinn ist wie ein Unkraut, das üppig grünt, aber den guten Saamen erstickt. Seyd nicht hoffärtig. Ehret die Obrigkeit und folget dem Gesetz. Lebet in Einigkeit und Frieden mit Euren Nachbarn; vor allen Dingen aber liebet Euch unter einander, wie Ihr Euch immer

geliebt habt. Dann wird Euch der Segen Eurer Mutter und der Meinige nimmer fehlen, und wir werden einst wieder versammelt werden in dem Schooße der ewigen Liebe.

Noch an demselben Tage entschlief der Greis, satt des Lebens und froh. Sein letztes Einschlummern war so schmerzlos und süß wie an jenem Wintertage. Aber er erwachte nicht wieder.

8.

Peter King.

Die Menschen trachten nach vielen Dingen, am meisten aber nach Geld; denn weil man für Geld so Vieles kaufen kann, so meinen sie, reich und glücklich seyn, wäre eins. Aber dem ist nicht so. Wenn man auch Alles für Geld haben kann, Zufriedenheit ist nicht feil für Geld; und was ist alle Herrlichkeit der Welt ohne ein zufriedenes Herz? Auch manches Andre ist auf keinem Markte zu haben. Das Sprichwort sagt: Kaufe Dir ein Senfkorn groß Verstand, so hast Du einen Berg von Gold. Das Sprichwort ist wahr; denn durch Verstand kann man reich werden, durch Reichthum aber ist noch keine Einfalt zu Verstand gekommen. Aber wo ist der Markt, auf den man ihn kauft? Darum wissen viele Reiche nicht, was sie mit ihrem Gelde machen sollen. Einer sperrt es in den eisernen Kasten, beschaut es in der Verborgenheit und darbt dabei. Ein Anderer sagt: Ich will guter Dinge seyn; denn es ist ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist's gar aus mit ihm. Unsere Zeit fährt dahin wie ein Schatten, und wenn wir weg

sind, ist keine Wiederkehr; darum lasset uns wohl seyn, weil es da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er jung ist. So ladet er dann Gäste in sein Haus und schwelgt Tag und Nacht; und das Gold schmilzt in seiner Hand wie Schnee, und so geschieht es ihm wohl, daß er im Alter bei denen bettelt, die vormals seine Genossen waren, oder sich beugt vor denen, die er in seinen guten Tagen verachtet hatte. — Wollte man alle Thorheiten aufzählen, zu denen das Geld verführt, und alles Böse, wozu es Anlaß gibt, ein großes Buch faßte es nicht. Daher man wohl dem weisen Mann recht geben muß, der gesagt hat: Was soll dem Narren Geld, so er doch ein Narr ist? und dem, was ein Andrer sagt: Der Reichste ist, wer den Reichthum entbehren kann.

Eine lächerlichere, und, wenn man es bei dem rechten Namen nennen will, närrischere Art, seines Geldes froh zu seyn, ist mir nicht leicht vorgekommen, als die von Peter King, einem Engländer. Dieser Peter King war der Sohn armer Eltern, und wurde als Knabe zu einem kleinen Krämer in die Lehre gethan. Hier hielt er sich gut. Er war emsig bei der Arbeit, ordentlich bei jedem Geschäft und die Ehrlichkeit selbst. Bald vertraute sein Herr ihm das ganze Geschäfte an, und als er starb, hinterließ er ihm den Kram zum Erbtheil im Testament. Peter heirathete nun, erweiterte seinen Handel, und wurde mit Hülfe seiner emsigen Frau ein wohlhabender Mann. So weit war nun Alles gut, und es war an dem Manne nichts zu tadeln, als etwa ein wenig Hochmuth von Zeit zu Zeit, der aber ziemlich unschuldig war und Niemanden weh that. Nachdem er aber zu Jahren gekommen

war und des Geldes genug zu haben glaubte, und ein anderer Krämer sich neben ihm einrichtete und seine Kundschaft schmälerte, dachte er: Sollt' es nicht endlich Zeit seyn, daß ich mich zur Ruhe setzte und meines Lebens froh würde? Kinder hab' ich nicht; für wen plag' ich mich denn so? So werd' ich auch den Aerger über den Nachbar los. — Er beschloß also, da seine Frau auch nichts dagegen hatte, seinen Kram zu verkaufen und in eine andre Straße zu ziehn. Das war leicht ausgeführt. Nicht so leicht aber ist es, nichts zu thun, obschon Mancher es denkt, der es noch nicht versucht hat; und ein Mann ist besser daran, der sich besinnen muß, mit welcher Arbeit er nur anfangen soll, als der, welcher nicht weiß, was er mit seiner müssigen Zeit machen soll. Dieß erfuhr Peter King nur allzu bald. In den ersten acht Tagen war es ihm schon ganz recht, daß er schlafen konnte, so lange er wollte; auch daß er nicht bis zum Abend am Schreibtische sitzen, Rechnungen ausziehn und Briefe schreiben durfte; aber diese Lust des Nichtsthuns wollte nicht wiederhalten. Er fing an Langeweile zu haben. Denn, wie wohl Mancher that, die Zeit im Wirthshause zu versitzen oder am Spieltische, dazu war Peter King ein zu ordentlicher Mann, vielleicht auch zu stolz; und da er sechzig Jahre alt geworden war, ohne je aus dem Gleis der Ordnung zu treten, so konnte er jetzt damit nicht den Anfang machen. Er wußte also nicht wo aus noch ein mit seiner müssigen Zeit und fing Grillen. Wie er nun eines Tages im Lehnstuhl saß, und an die alten Zeiten dachte, wie arm er gewesen und was für glückliche Leute er damals gesehen hatte, kam ihm auf einmal Etwas in den

Sinn, das ihm aus der Noth half. Er sah sich nämlich ganz leibhaft vor Augen, gleich als ob es auf einem Bilde vor ihm stände, wie er als Ladenbursche Sonntags bei müssiger Zeit an der Thür gelehnt habe, in einem kurzen, grauen, abgetragnen Röckchen, in schwarzen wollenen Strümpfen, plumpen Schuhen und tombacknen Schnallen darin; und wie da oft ein Arzt vorüber gegangen sey, ein wohlgenährter, kurzer Mann, wie er jetzt selbst war, mit rundem, glatten Angesicht und einer hohen glänzenden Stirn, auf der eine ungetrübte Heiterkeit zu wohnen schien. Dabei war dieser Arzt, wie man denken kann, stattlich gekleidet, wie es damals die Mode mit sich brachte, und schritt so aufrecht und gravitätisch einher, daß man gar nicht anders glauben konnte, als des Mannes Wissen, Wohlstand und Zufriedenheit müsse ganz unerschütterlich fest stehn. Dieses Bild trat ihm jetzt ganz frisch und lebendig vor die Seele, und dabei erinnerte er sich ganz deutlich, mit welchem Gefühle von Bewunderung er dem Manne immer nachgesehen, und wie er in seiner Haltung und Tracht einen ganzen Inbegriff irdischer Glückseligkeit erkannt habe. Dann dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh' es ja in seiner Macht. — Mit diesem Gedanken im Kopfe stand er nun von seinem Lehnstuhle auf, und es war ihm schon jetzt, als sey er ein ganz andrer Mensch, und er hatte keine Ruhe, bis er Alles zu Stande gebracht und sich wie sein großes Muster- und Vorbild herausstaffirt hatte. Mühe kostete es allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

Peter King.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

[illegible] Er sah sich nämlich ganz [illegible] wie er es auf einem Bilde vor ihm [illegible] Sonntags bei müßiger Zeit an [illegible], in einem langen, grauen, [illegible] Strümpfen, plumpen Schuhe [illegible] Schnalle darin; und wie da oft ein Arzt [illegible], ein wohlgenährter, kurzer Mann, wie er jetzt [illegible] war, mit rundem, glatten Angesicht und einer hohen glänzenden Stirn, auf der eine ungetrübte Heiterkeit zu wohnen schien. Dabei war dieser Arzt, wie man denken kann, stattlich gekleidet, wie es damals die Mode mit sich brachte, und schritt so aufrecht und gravitätisch einher, daß man gar nicht anders glauben konnte, als des Mannes [illegible] und Zufriedenheit müsse ganz unerschütterlich [illegible] Bild war ihm jetzt ganz frisch und lebendig [illegible] erinnerte er sich ganz deutlich, mit welchem [illegible] von Bewunderung er dem Manne immer nachgesehen, [illegible] wie er in seiner Haltung und Tracht einen ganzen Inbegriff irdischer Glückseligkeit erkannt habe. Dann dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh es ja in seiner Macht. — Mit diesem Gedanken im Kopfe stand er nun von seinem [illegible] [illegible] schon jetzt, als sey er ein ganz [illegible] [illegible] Ruhe, bis er Alles zu [illegible] [illegible] des Muster- und Vorbild [illegible] allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

F. H. Koska. gest. v. C. Eylenstein & T. Ackermann Lpzg.

Peter King.

Verlagseigenthum der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig.

Alles so anfertigte, wie er es im Kopfe hatte; und dann wich er ihm bei der Arbeit nicht von der Seite. Wie nun aber Alles fertig und auch die geringste Kleinigkeit nach seiner Angabe vollendet war, da hätte man ihn sehen sollen, wie er die einzelnen Stücke beschaute und anlegte; erst das feine Hemd mit der langen Spitzenkrause und den prächtigen Manschetten, die mehr als die halbe Hand bedeckten; dann die weißen seidnen Strümpfe mit breiten Zwickeln; die hohen Schuh mit großen silbernen Schnallen verziert; die kurzen Beinkleider; die bis zu den Knieen herabsteigende Weste von Brokat; den kaffeebraunen Tressenrock mit weiten Ermeln und breiten Schößen. — Ein unbeschreibliches Wohlbehagen strahlte von seinem Antlitz. Und als er sich nun gar in vollem Anzuge vor den Spiegel stellte, und seine Frau ihm noch dieses und jenes zurecht rückte; und er endlich den kleinen Hut unter den Arm und das lange spanische Rohr mit dem goldnen Knopfe in die Hand nahm, und so aus der Thür auf die Straße trat, auch in Gang und Haltung seinem Vorbilde ähnlich — da kam er sich wie verwandelt vor und es war ihm, als müßte irgendwo der arme Ladenbursche — er selbst — in der Straße stehn und ihn bewundern. Aber es kam nicht so. Freilich fuhren Köpfe genug an die Fenster; auch an Begleitern fehlte es nicht; und alle verwunderten sich, was nur diese fremde Erscheinung aus der alten Welt sagen solle, die ihnen vorkam wie eine Fastnachts-Mummerei. Endlich trieb ihn eine Schaar muthwilliger Buben mit Hohn und Spott nach Hause zurück. Das Ausgehn unterließ er nun; aber von seiner närrischen Eitelkeit war

er darum nicht geheilt. Täglich warf er sich in die festlichen Kleider, und täglich ging er darin mit abgemessenen Schritten in der Stube auf und ab, wo zwei einander gegenüber hängende Spiegel sein Bild sich zuwarfen und vervielfältigten. Bisweilen wechselte er auch seinen Anzug mehr als einmal des Tages. Was von Zeit ihm übrig blieb, widmete er seinen beiden Katzen, die er mit großer Sorgfalt wartete und bei der Mahlzeit neben sich sitzen ließ. Diese sollten nun aber auch das Vergnügen genießen, das er an sich selbst hatte, und wie des armen Gottfrieds Kater in Stiefeln ging, so mußten die Katzen Peter King's in Treffen besetzten Röckchen einhergehn. Die armen Thiere ließen sich Alles gefallen, und ihr Herr war nie zufriedner, als wenn er in vollem Staate zwischen seinen ebenfalls geschmückten Hausthieren seiner alten Frau gegenüber saß, die seine Thorheiten ohne Einrede mit der größten Gutmüthigkeit ertrug. Diese gute Frau starb, und Peter King grämte sich darüber so sehr, daß er acht Tage darauf auch in das Grab gelegt wurde. Beim Mangel anderer Verwandten hinterließ er sein Vermögen einer alten Magd, mit Ausnahme eines Legates für seine Katzen, die nach dem Tode ihres Herrn ihre lästige Livree wahrscheinlich nicht mehr angelegt haben.

9.

Niemand weiß, was ihm gut ist.

In meiner Nachbarschaft wohnte ein Tischler, Martin genannt, ein geschickter Mann, aber von leichter und eitler Gemüthsart. In seiner Jugend hielt er sich immer zu solchen Gesellen, die die besten Kleider trugen, und wenn er etwas Besonderes an Andern sah, ruhte er nicht, bis er es auch hatte; und so verschwendete er das Geld, das er hätte zurücklegen können, um Meister zu werden. Während er sich hierzu anschickte, verliebte er sich in ein Mädchen, das sehr hübsch, aber auch sehr arm war, und da seine Mutter ihm darüber Vorstellungen machte, antwortete er ihr: Seyd nur unbesorgt, Mutter. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden. Ich will bald die Schuld, die Ihr jetzt machen müßt, wieder abtragen; und wenn ich Aennchen heirathe, so hab' ich die schönste Frau in der ganzen Zunft; das ist auch etwas werth; und habe meine Freude an ihr, so oft ich sie ansehe. Sieht sie jetzt schon so hübsch aus in ihren schlechten Kleidern, wie wird sie erst aussehn, wenn ich ihr Kleider schaffe, wie sie einer Meisterin zukommen! Ihr sollt dann wohl selbst Eure Lust an uns haben, wenn wir

zusammen in die Kirche gehn und die Leute uns nachsehn. Denn ich bin doch auch kein übler Kerl.

Die Mutter lächelte und willigte ein; denn sie hatte den Sohn sehr lieb, und den Fehler, der ihn drückte, hatte er wohl von ihr geerbt. Die Sache ging auch über Erwarten gut; denn die junge Frau, so arm sie war, war fleißig und ordentlich; und Martin, der hinlänglich zu thun hatte, ließ sich aus Liebe zu seiner Frau die Arbeit angelegen seyn. Allmählig aber wuchs die kleine Familie an; die nothwendigen Ausgaben mehrten sich, und wenn auch für diese der Erwerb hinreichte, so blieb doch für den Genuß der Eitelkeit wenig oder nichts übrig. Das machte ihn denn bisweilen ganz unmuthig, und wenn er so noch spät in der Nacht hobelte und leimte, während sich Andre im Wirthshause gütlich thaten, dachte er wohl manchmal, daß sein Leben ein erbärmliches Leben sey. Doch entschlug er sich dieses Gedankens so gut er konnte, und meist heiterte ihn die Arbeit selbst wieder auf; wie denn die Menschen durchaus auch selbst bei drückender Arbeit doch zufriedner sind, als beim Müssiggang. Denn der Müssiggang lehrt nicht blos viel Böses, wie die Schrift sagt, sondern betrügt auch den Menschen, der sich ihm ergibt, um die Freude, die er ihm verheißt.

Nun ging es aber in Martin's Hause auch nicht immer ohne Anstoß fort. Die alte Mutter starb und mit ihr ging ihm eine große Hülfe ab. Während die Frau im Wochenbette lag, wurden einige der ältern Kinder krank, und oft mußte Martin, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, in der Nacht den Mantel um-

nehmen und das jammernde Kind herumtragen, oder in die Apotheke laufen, und in der Küche ein Tränkchen oder einen Brei zu einem Umschlage kochen. Doch hätte er dieß und ähnliches Ungemach aus Liebe zu seiner Frau und den Kindern ertragen, und hätte sich durch trübe und heitre Tage, wie sie im Leben fallen, durchgeholfen; aber da mußte etwas geschehen, was ihm alle Freude verbitterte, und den Gedanken, „daß sein Leben ein ganz erbärmliches Leben sey" immer von neuem wie einen scharfen Dorn in sein Herz trieb.

Es geschah nämlich, daß einer von Martin's Zunftgenossen, mit dem er in der Lehre gestanden und sonst mannichfaltigen Verkehr gehabt hatte, plötzlich durch eine Erbschaft seiner Frau zum Reichthum gelangte, sein Handwerk aufgab und ein Haus bezog, das Martin's kleinem Häuschen gerade gegenüber lag, so daß dieser in seiner Werkstatt die Augen nicht aufschlagen konnte, ohne in die großen Fensterscheiben seines reichen Nachbars zu sehn. Diesem ging es nun eben, wie es unverständigen Leuten zu gehen pflegt, die plötzlich reich werden; er wurde ein Narr und lebte wie ein Narr. Wenn sich Martin von Tages Anbruch an und oft noch früher schon hungrig gearbeitet hatte, stand sein vormaliger Mitgesell erst auf und trat, in einen weiten bunten Schlafrock gehüllt, mit einer langen holländischen Pfeife im Munde an's Fenster, um den wohlriechenden Rauch des besten Knasters umher zu blasen, und den Kaffee zu schlürfen, mit dem ihn seine Frau bediente. Nach anderthalb Stunden wurde ein Frühstück aufgetragen, das für den armen Martin und

seine ganze Familie ein reichliches Mittagsessen gewesen wäre, dort aber nur der Vorläufer des Mittagsmahles war; und nachdem auch dieses eingenommen war, streckte sich der reiche Müssiggänger bequem auf den Sopha hin, um vom Nichtsthun auszuruhn. Der Rest des Tages wurde ohngefähr auf gleiche Weise hingebracht, nur daß gegen Abend der Mann sich in feine Kleider warf und auf ein öffentliches Haus ging, die Frau aber Besuch annahm oder gab. Das ging denn nun mit wenigen Veränderungen einen Tag wie den andern; und Martin sah Alles, und alle Tage trieb der Unmuth tiefre Wurzeln in sein Herz. Dann warf er bisweilen Hobel und Richtscheit auf die Erde, und sah mit finstern Mienen vor sich hin, und seine Frau mußte ihm gute Worte geben, um ihn wieder an die Arbeit zu bringen. — Die haben es gut da drüben, sagte er dann oft zu seiner Frau, wenn er sein magres Abendbrod aus ihrer Hand empfing; die leben wie die Fürsten und können es auch. Es ist doch ein gutes Ding um eine reiche Frau. Wenn Du mir auch etwas mehr als Dein hübsches Gesicht mitgebracht hättest, so könnten wir uns auch etwas zu Gute thun, und brauchten nicht den ganzen Tag zu schanzen und zu karren wie Züchtlinge.

Solche unfreundliche und häßliche Reden entfielen bisweilen dem tief verstimmten Martin, und es kränkte seine Frau, sich ihre Armuth vorwerfen zu hören, die sie doch nicht verschuldet hatte. Unmuth und üble Laune sind schlechte Gehülfen bei jedem Geschäfte; sie sind die Pferde, die hinter dem Wagen gespannt ihn aufhalten, während Freudigkeit und heitrer Muth auch das Schwerste munter

fördert. Daher stockte die Arbeit in Martin's Werkstatt; die Kunden minderten sich und mit ihnen der Erwerb. Er mußte Schulden machen, und, wenn ihm nicht geborgt wurde, Zuflucht zum Leihhause nehmen. Dahin wanderte allmählig Alles, was im Hause entbehrlich war; das Unentbehrliche folgte nach. Die Frau weinte; aber Martin war dann hart gegen sie, stürmte und tobte; stieß auch wohl Drohungen mancherlei Art aus. Da schwieg die Frau und verbarg ihren Gram. Bald war es so weit gekommen, daß sie und die Kinder nur zur Nothdurft bekleidet waren; und da dem eiteln Manne ihr ärmlicher Aufzug schimpflicher schien als Alles andre, verbot er ihnen bei Tage auszugehn und sperrte sie ein.

Während an einem von diesen trüben Tagen Martin müssig am Fenster stand, kam ein bekannter Jude die Straße herauf, grüßte den Martin und bot ihm Loose zu einem Lotto an, das in einem benachbarten Lande im Gange war. Martin, dem es gänzlich an Geld gebrach, wieß ihn ab; der Jude aber wußte so viele Geschichten von großen Gewinnsten zu erzählen, die in seine Collecte gefallen waren, daß Martin endlich zwei Loose gegen ein Kopfkissen seines Bettes eintauschte, und noch einige Kreuzer darauf heraus bekam. Die Frau weinte bitterlich, da sie auch dieses Stück forttragen sah, und es half nichts, daß Martin ihr die papiernen Zettel und die goldnen Hoffnungen, die sie verkündeten, vor die Augen hielt. Sie sah nur das gegenwärtige Elend, und konnte kein Vertrauen zu einem Spiele gewinnen, das ihr immer wie eine Erfindung der Hölle vorgekommen war.

Für's Erste indeß behielt Martin und der Jude Recht. Das Lotto wurde gezogen; das eine Loos fiel durch; von dem andern aber kamen drei Nummern aus dem Glücksrade. Der Jude ließ mit der guten Botschaft nicht auf sich warten. Martin saß in der düstern Stube bei dem Scheine einer dürftigen Lampe und fing Grillen; da klopfte der Jude an das Fenster und meldete das glückliche Ereigniß. — Wie viel beträgt's? fragte Martin mit Hast. — Hundert; antwortete der Jude. — Was? hundert Gulden? — Na, antwortete der Jude, nit Gulden, Ducaten, und noch fünf und zwanzig drüber. Da gehen freilich ein Paar Procentchen für die Direction und für den Collecteur ab; aber Euch bleiben immer noch ein fünfhundert Gulden reines Geld übrig.

Martin war außer sich. Frau, rief er in den Hof hinaus, wir sind reiche Leute. Nun darfst Du nicht mehr greinen. Nun können wir es dem Nachbar Obenaus gleich thun. Warum freust Du Dich denn aber nicht?

Die arme bestürzte Frau hätte sich gern gefreut, aber sie konnte nicht. Das Herz war ihr allzuschwer; denn es kam ihr vor, als ob Geld in einem solchen Spiele gewonnen, nur Unheil, keinen Segen bringen könnte. Um aber ihren Mann nicht zornig zu machen, sagte sie: Nun ja, ich freue mich, wenn uns aus der Noth geholfen wird. Mög' es uns Gott zum Besten gerathen lassen!

Als nun nach einigen Tagen das Geld selbst ankam, und Martin die blanken Kronenthaler auf dem Tische vor ihr aufzählte, sagte sie mit Thränen in den Augen: Jetzt laß uns nur

die Sachen aus dem Versatze retten; die Kinder haben ihr Zeug gar zu nöthig. Ein Theil ist freilich schon verkauft. Es war manches feine Stückchen dabei. — Was feine Stückchen, rief Martin ärgerlich über den Kaltsinn seiner Frau; alte Lumpen waren es, die Euch in der Zeit doch vom Leibe gefallen wären. Jetzt können wir es besser haben. Noch heute gehst Du in den Kram und kaufst Kattun für Dich und für die Kinder; vom besten und was in die Augen fällt. Ich will mich auch neu herausstaffiren; einen blauen Rock mit blanken Knöpfen, seidne Westen darunter, blanke Stiefeln und einen neuen Hut. Für's erste aber koche uns etwas Gutes; wir haben lange keine rechtliche Mahlzeit gehabt.

Auf diese Weise also fing der unbesonnene Mann den neuen Abschnitt seines Lebens an. Gott zu danken für die unverhoffte Rettung aus der Noth, fiel ihm in seinem thörigten Jubel nicht ein; eben so wenig fiel ihm ein, für die Anwendung seines Gewinnstes eine kluge Einrichtung zu machen. Neid und Misgunst gegen den reichen Nachbar hatte sein ganzes Gemüth verkehrt; und indem all sein Dichten und Trachten darauf ging, diesen zu ärgern, richtete er sich zu Grunde. Sein ganzes Wesen wurde eitel Thorheit. Nun sagt Sirach wohl mit Recht: „Gold und Silber hilft einem Mann; aber guter Rath ist besser.“ Für guten Rath aber war in des bethörten Mannes Herzen keine Stelle.

Das ging denn nun, wie zu erwarten war. An Arbeit wurde wenig gedacht. Nun nimmt aber auch ein goldner Berg ab, wenn Du nichts hinzuthust, und ein See trocknet aus, wenn kein

Wasser zufließt. Zwar warnte die Frau mit freundlichen Worten; aber er gebot ihr zu schweigen, oder ging in das Wirthshaus und suchte die Gesellschaft lustiger Gesellen; spielte mit ihnen und verlor öfterer als er gewann. So ging von dem Gewinn ein Kronthaler nach dem andern fort; den letzten nahm ihm ein Gauner ab, der mit falschen Würfeln spielte.

Wohlleben ist eine Pflanze, die ein Weilchen gar lustig blüht; aber die Blüthe verwelkt über Nacht und nichts bleibt übrig als der dürre Schaft und die bittre Wurzel. Auch bei Martin blieb bittre Reue nicht aus. Was sollte er anfangen? Nicht einmal durch Klagen konnte er sein belastetes Herz erleichtern. Niemand hatte Mitleiden mit ihm. Seine Frau hatte nur Thränen, aber keinen Trost. Die Freunde beim Wein und Spiel, die auf seine Kosten gezehrt hatten, kannten ihn nicht mehr; und wenn er von ihnen zu borgen kam, verhöhnten sie ihn. Das Lottospiel hatte er zu seinem Verderben fortgesetzt. Aber das Spiel ist einem tückischen Kobolt gleich, der Dich mit fröhlicher Musik in eine Grube lockt, und wenn Du darinne liegst, Dich mit Hohngelächter verläßt; oder wie ein Irrlicht, das in den Sumpf führt und dann verlischt. Jeder Versuch schlug fehl. Er setzte immer höher und höher; aber keine Terne kam heraus, nicht einmal eine Ambe oder nur ein simpler Auszug.

So geschah es denn, daß Martin sein Haus zum zweitenmal ausleerte, und endlich selbst herausgeworfen wurde, da er den Miethzins nicht bezahlen konnte. Er verbarg sich nun mit den Seinigen in einer armseligen Hütte, arbeitete um Tagelohn, um

den Hunger zu stillen; aber die Erinnerung an seine bessern Tage gönnte ihm keinen frohen Augenblick. Er that nun den letzten Schritt der Verzweiflung und ertränkte seinen Gram in Branntwein. Aber der Rausch machte ihn nicht froh, sondern wild. Die Frau starb vor Gram. Die Kinder bettelten in Lumpen gehüllt, und was sie zusammen bettelten, vertrank ihr Vater. Endlich, nachdem der letzte Rest von Schaam von ihm gewichen war, bettelte er auch selbst. Eines Tages, da er mit leeren Händen nach Hause kam, und er keinen Kreuzer zu Branntwein hatte, und die Kinder auch nichts nach Hause brachten, schlug er sie, rannte dann vor das Thor und stürzte sich in den Fluß. Die Kinder irrten eine Zeitlang hülflos umher, bis sich endlich die Freunde in der Noth ihrer annahmen, sie hier und da bei christlichgesinnten Leuten unterbrachten und so dem Verderben entrissen.

10.

Der kleine Robinson.

Moritz war ein dreister Knabe, der sich Alles zutraute. Er liebte die Gefahr und suchte sie auf, und da er ihren Umfang nicht kannte, unternahm er bisweilen Dinge, die über seine Kräfte waren. Es fehlte zwar nicht an Züchtigungen des strengen Vaters; auch nicht an Warnungen und Bitten der ängstlichen Mutter; aber weder das Eine noch das Andre fruchtete; ja, da der Vater oft nach Laune strafte, und, wenn etwas Tollkühnes gelungen war, bei allem Zorne doch eine gewisse Freude nicht verbarg; das Herz der Mutter aber gar leicht versöhnt wurde, und sie dem Vater dann aus Furcht vor seiner Heftigkeit Vieles verheimlichte, so wurde durch so ungleiche Erziehung von beiden Seiten mehr verderbt als gebessert. Die Lust an der Gefahr blieb ungeschwächt; nur die Kunst, den mächtigen Hang insgeheim zu befriedigen, wurde vervollkommnet; und während Moritz keiner Versuchung dieser Art widerstand, wuchs die Gefahr durch die Heimlichkeit, mit der er dabei zu Werke ging.

Einstmals hatten ihn seine Eltern in ein Wildbad mitgenom=

men, das an der Gränze von Bayern in der Nähe der Alpen liegt. Nah' dabei ist ein weiter See mit kleinen Inseln, und rund umher in vielen Reihen hinter einander steigen Gebirge auf, zu denen üppige Wiesen und sanfte Hügel auf den anmuthigsten Wegen leiten. Nicht sehr fern, wie es dem Auge scheint, starren schroffe Felsen empor, auf denen Adler und Geier horsten; und die Einwohner der Gegend erzählen, daß man oft, wenn Alles ruhig ist, das Geschrei dieser gewaltigen Räuber über den See her aus der Ferne vernimmt. Auch die Gemse wohnt hier und der Steinbock; und an Wild andrer Art war in den Wäldern umher auch kein Mangel.

Dieses Bad selbst wurde oft von Jägern besucht, die meist in dem Wirthshause einsprachen, in welchem die meisten Gäste wohnten; so daß Moritz oft Gelegenheit hatte, ihren Gesprächen zuzuhören, und sich an der Beschreibung der Gefahren zu weiden, die sie bei ihrem bedenklichen Geschäfte bestanden hatten. Nichts schien ihm jetzt wünschenswerther als ein so frisches Jägerleben; ein Verfolgen des Wildes auf ungebahnten Wegen; dieses Emporklimmen zu schwindelnden Höhen, oder das Schweben über dem Abgrund, oder das Wandeln auf schmalen Pfaden an der Felsenwand hin. Was hätte er nicht darum gegeben, diese Gefahren theilen zu dürfen? Da hieran aber nicht zu denken war, so hielt er sich an den, wie er meinte, höchst bescheidnen Wunsch, den Schauplatz der Thaten dieser Leute etwas mehr in der Nähe zu sehn, und einen der Felsen zu erklimmen, deren graue Zacken über den Wald emporragten. Diesem Verlangen gab er ohne Beden-

ken Gehör. Seine Blicke hingen jetzt bei jedem Spatziergange an jenen Felsenspitzen; sie kamen ihm in seinen Träumen vor, und in diesen genoß er den Vorgeschmack der Freude, von einer solchen gefahrvollen Höhe herab in das weite Land und auf die niedrigern Berge zu schaun. Er hatte keinen andern Gedanken, und so ergriff er denn die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sein kühnes Vorhaben, ohne daß Jemand darum wüßte, auszuführen.

Die Eigenthümlichkeit des Wassers fordert ein langes Verweilen in dem Bade, das immer eine große Anzahl gemeinschaftlich gebraucht. Manche der Badenden bringen den ganzen Morgen darinne zu, nehmen ihr Frühstück in dem Wasser, oder beschäftigen sich in ihm mit Lesen oder auf andre Weise. Moritz war während dieser Zeit der Aufsicht eines Dieners übergeben, der ihn auf seinen Gängen nicht verlassen durfte. Dieser Diener war nicht sehr gewissenhaft. Eines Morgens fand er für gut, während seine Herrschaft im Bade war, in einem eignen Geschäfte nach einem benachbarten Orte zu gehn. Moritz blieb allein. Zwar beschwor ihn der Diener, nicht weg zu gehn; da er ihn aber zu gleicher Zeit bat, den Eltern um Gotteswillen nichts von seiner eignen Entfernung zu verrathen, meinte er es mit seiner Zusage nicht so genau zu nehmen.

Mit klopfendem Herzen sah er dem Diener nach, und dieser war ihm kaum aus dem Gesicht, als er zu seinem Vorhaben schritt, das er in wenigen Stunden zu vollbringen glaubte.

Zwar fest stand der Gedanke nicht sogleich. Noch bang und unentschlossen trat er aus dem Hause in das Freie, und sah sich

um. Da war der Himmel so rein und hell; der See lag so ruhig in seinen Ufern und spiegelte die reizende Landschaft in seinen Tiefen so herrlich ab. Hier und da durchschnitt ein Nachen das crystallhelle Wasser, und zog lange Lichtstreifen hinter sich her, während unter den plätschernden Rudern feurige Tropfen aufsprühten. Kein Lüftchen regte sich, und die Stille umher störte nichts als die Hörner der Hirten und das Brüllen der Heerden von den benachbarten Wiesen. Solch' ein Morgen bewegt jedes Gemüth und weckt den Trieb zum Wandern. Moritz widerstand nicht länger. Die schroffen Felsenzacken glänzten im Sonnenschein; ihm war es, als riefen sie ihn. Er mußte fort. Raschen Schrittes war er über die Wiesen hinweg; ein schmaler Fußsteig führte ihn durch das Gebüsch, das die Wiesen bekränzt; und der anstoßende Wald war licht genug, um ihm das Ziel der Wanderung nicht zu verstecken. Als er aber die ersten Höhen überstiegen hatte und der Weg sich hinabsenkte, da sah er sich wie mit einem Meere von Wäldern umgeben. Jede Aussicht vorwärts und rückwärts war verschlossen, und die schmalen Waldpfade liefen in ungewissen Richtungen auf und ab, und endeten öfters auf einem mit gefälltem Holze bedeckten Schlag. Moritz verlor den Muth nicht. Wenn ich die nächste Höhe erstiegen habe, dachte er, so kann ich nicht mehr weit von den Felsen seyn, und es kann mir dann nicht fehlen, zum Ziele zu gelangen.

Diese Hoffnung schlug fehl. Die Höhe war erstiegen, aber keine Aussicht zeigte sich, als auf eine neue Höhe. Moritz war ermüdet; er mußte ruhen, und während er ruhte, und seine Blicke

über den unermeßlichen Wald hinstreiften, wandelte ihn Bangigkeit an. Doch besiegte er sie. Er raffte sich auf und stieg weiter. Dieser Berg ist sicher der letzte, dachte er. Aber ach! ehe er den Gipfel erreichte, hemmte ein weiter Abgrund seinen Weg. Schroffe Felsenwände senkten sich in die Tiefe hinab; ein schäumender Waldstrom braußte zwischen zerrissnem Gestein und vermehrte die Schauer der Einsamkeit durch sein dumpfes Getös. Staunend sah Moritz hinab, und wieder hinauf nach den Berghöhn, die ihm das Ziel seiner Reise versteckten. Weiter vorzudringen war unmöglich. Das Unternehmen war mislungen.

Mit dem Verschwinden der letzten Hoffnung schwand auch die Kraft des Knaben. Voll Unmuths warf er sich auf den Boden; die Sonne brannte heiß; Wolken erhoben sich; in den Wipfeln der Bäume braußte der Wind, und sein Geräusch mischte sich mit dem Tosen des Waldstroms. Neue Bangigkeit überfiel den Knaben. Ich muß zurück, sagte er zu sich selbst; werde ich aber auch den Rückweg finden? und wenn ich mich verirre, wird sich in dieser Einsamkeit Jemand finden, der mich zurecht weißt?

Jetzt stellte sich auch der Hunger ein und die Besorgniß, zu spät nach Hause zu kommen. Es war keine Zeit zu verlieren. Er kehrte rasch um und beschleunigte seine Schritte. Aber der Wald wurde dichter und dichter; an mehr als einer Stelle mußte er sich durch verwachsenes Gebüsch drängen, wo Dornen ihn festhielten und bisweilen verwundeten. Endlich kam er an eine Stelle, die mit Brombeersträuchen bewachsen war. Die Beeren waren reif, und das war gut für den Durst und gegen den

Hunger zur Nothdurft. Noch aber erschien kein Pfad, und keine Aussicht nach dem See öffnete sich. Alles war mit Bergen und Bäumen gesperrt.

Bisher hatte Moritz noch immer durch Zufall die Richtung nach dem Bade befolgt; doch war er ungewiß, und sah oft, aber immer vergebens, umher, ob er nicht irgendwo Menschen sähe. Endlich hörte er ein Geräusch, wie beim Schlagen gegen Holz. Hier müssen Holzhauer seyn, dachte er. Er ging dem Schalle nach; er rief; das Geräusch hörte auf; und da er eine Weile stille stand, fing es an einer andern Stelle wieder an. Es war kein Mensch, wie er geglaubt hatte, sondern ein Specht, der mit dem Schnabel gegen die Baumstämme hämmerte.

Moritz war hierdurch von seinem Wege abwärts gelenkt worden, und gerieth in eine Tiefe, die vom Wasser ausgehöhlt schien, und in der große Wacken in wilder Unordnung über einander gethürmt waren. Auf der entgegengesetzten Seite aber öffnete sich der Wald, und ein Weg mit tiefen Gleisen, Spuren von Fuhrwerk, schimmerte durch. Das war ein erfreulicher Anblick; aber zu dem Wege zu gelangen, war nicht leicht. Er mußte von einem Felsenstück zu dem andern springen; dann kam eines, von dem er hinabrutschen mußte; und endlich eine ganze Felsenwand. Mühsam klimmte er hinauf; aber nun stand er hier auf dem höchsten Rande und sah rathlos hinab, und dann wieder nach dem Wege hin, der jetzt so nah war, und zu dem er doch nicht gelangen konnte. Auch zurück konnte er nicht. Eine unbeschreibliche Angst überfiel ihn, und er wäre in Thränen ausgebrochen, wenn

er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte. In seiner Angst sah er zum Himmel auf, und zwei Adler schwebten über ihm und drehten sich in weiten Kreisen umher, wie Raubvögel thun, wenn sie auf eine Beute stoßen wollen. Da fielen zwei Schüsse. Ein Hase fuhr aus einem Busch hervor; die Vögel stürzten nah bei dem Knaben herab zwischen die Felsen, und gleich darauf kamen mit Büchsen und Jagdtaschen zwei Scharfschützen zum Vorschein, sich ihrer Beute zu bemächtigen. Gott sey Dank! dachte Moritz, die kommen mir wie vom Himmel. Er rief. Die Jäger schauten verwundert auf. Sagt mir, Ihr guten Männer, rief er ihnen zu, wie ich da hinab komme. — Sag' uns erst, wie Du hinauf gekommen bist, antworteten die Jäger. — Das will ich Euch hernach sagen, erwiederte Moritz, dem jetzt der Muth wieder wuchs; vorher aber helft mir herunter. — Das ist leicht gesagt „helft mir herunter," versetzte der eine Jäger; aber wie? Hast wohl gemeint, es sollte Dir ein Engel vom Himmel kommen, wie zu dem großen Kaiser Maximilian an der Martinswand? Das ist jetzt aus der Mode gekommen. — Aengstige den Knaben nicht, sagte der andre Jäger; der kann halt einmal ein guter Jäger werden. Klettern hat er gelernt. — Bei diesen Worten öffnete er seine Jagdtasche, zog ein starkes Seil heraus und warf das Ende davon dem Knaben zu. Es gelang nach mehrern Versuchen. Als nun Moritz den Strick in der Hand hatte, hieß ihm der Jäger das Ende um einen hervorragenden Stein zu wickeln und fest zu binden. Auch dieß gelang. Nun, rief der Jäger, nimm Dir ein Herz, und fasse den

Strick mit beiden Händen; wir wollen Dich auffangen; wickle aber das Fazzolet *) um die Hände. So! — nun Gott befohlen!

Moritz that, wie ihm geheißen war, und hing sich mit beiden Händen an das Seil; die Beine schwebten frei in der Luft; er glitt hinab. Einige Knoten hemmten die Schnelligkeit. Die beiden Männer aber standen unten mit aufgehobenen Armen und fingen ihn auf.

Jetzt war Moritz unten, aber die Knie zitterten noch unter ihm, und er brauchte einige Minuten, ehe er zu Athem kam, und seinen Rettern danken konnte. Wie weit ist's nun bis zum Bade? fragte er. In einer kleinen Stunde sind wir dort, antwortete der Jäger; Du kannst mit uns gehn. Moritz war sehr froh. Der Weg war jetzt bequem, und wurde durch das Gespräch der Begleiter und ihre Erzählungen verkürzt. Was hat Dich aber nur, fragte der Eine, für ein Satan geplagt, daß Du Dich so allein in diese Wildniß verlaufen hast? Du hättest zehnmal den Hals brechen können, und ohne uns hättest Du dort oben gesessen, bis die Posaunen zum jüngsten Gericht geblasen hätten.

Es soll mich doch nicht gereuen, sagte Moritz, wenn ich auch gleich die Felsenzacken da hinten nicht erreicht habe.

Also dorthin wolltest Du? sagte der Jäger und lachte laut auf. — Nun ja; warum denn nicht? — Da mußt Du erst bei den Gemsen in die Schule gehn und ihre Beine borgen. Mit Beinen, wie die Deinigen, ist dort noch Niemand angekommen. — Und

*) Das Taschentuch.

nun beschrieb der Jäger die himmelhohen Klippen, die fernhin hinter dem Walde wie Spitzsäulen aufsteigen. — Wenn dem freilich so ist, sagte Moritz. Aber es soll mich doch nicht gereuen, den Versuch gemacht zu haben. Es ist schauerlich in einer solchen Waldeinsamkeit, aber schön. Und ich habe doch nun den Adler über mir fliegen sehn, und weiß, wie man es machen muß, um von einer steilen Höhe herabzukommen. Aber sagt mir, was gibt es noch sonst für Thiere in den Wäldern hier?

Diese Frage öffnete dem Gespräch einen neuen Weg. Bei den Erzählungen der Jäger vergaß Moritz Müdigkeit und Hunger, und eh' er es sich versah, waren sie an dem Ufer des See's, aber an einer ganz andern Stelle als von wo er ausgegangen war. Athemlos kam ihm der Diener entgegen, den die Abwesenheit des Knaben in die größte Angst gestürzt hatte. Sind die Eltern aus dem Bade zurück? fragte Moritz. — Noch nicht, Gottlob! antwortete der Diener. — Daß Du mich nicht verräthst, sagte Moritz. Wenn Du schweigen kannst, will ich Dir erzählen, wo ich gewesen bin und Du wirst Dich wundern. Jetzt aber geh und schaffe mir etwas zu essen; denn ich bin sehr hungrig. Dann sollst Du Wunder hören.

Fortsetzung.

Die Badezeit ging zu Ende und der Tag der Abreise war festgesetzt. Moritz war sehr betrübt. Es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er diese schöne Gegend verlassen sollte, ohne Alles

gesehn und Alles versucht zu haben, wozu sie einlud. Vorzüglich lag ihm ein Wunsch im Sinne, der ihm durchaus keine Ruhe ließ.

Ohngefähr in der Mitte des Sees erhob sich ein kleines Eiland, aus den Spitzen von Felsen gebildet, die in der Tiefe wurzelten. Schon bei mäßigem Winde brachen sich die Wellen an den steinigen Ufern, beim Sturm aber spritzte der Schaum bis an die Wipfel der Bäume hinauf, die aus dem Gebüsche hervorragten, das die Insel bedeckte. Sie war die Freistatt der Wasservögel, die sie oft in großen Schaaren umkreis'ten, und wenn sie den Tag über den See nach allen Richtungen durchschwommen hatten, am Abend mit lautem Geschrei in ihre Wohnung und zu ihren Nestern zurückkehrten.

Moritz hatte während der ganzen Badezeit diese Insel in den Augen gehabt. Bei jeder Gelegenheit hatte er den Wunsch ausgesprochen, sie besuchen zu dürfen; dieser Wunsch fand bei seinen Eltern kein Gehör. Der Vater, der einstmals beim Baden in Todesgefahr gerathen war, hatte seitdem einen Abscheu gegen das Wasser behalten; und die Mutter, von Natur furchtsam und ängstlich, beschwor ihren Mann, weder sich selbst dem tückischen Element auf einem der gefährlichen Nachen anzuvertrauen, die auf jenem See das gewöhnliche Fahrzeug sind, noch viel weniger aber die Bitte des tollkühnen Knaben zu erfüllen. Dieses Verbot betrübte den Knaben sehr; seine Sehnsucht wuchs, und es kam ihm vor, als ob von Allem, was die Umgegend Reizendes bot, jenes Inselchen der eigentliche Mittelpunkt und gleichsam der Inbegriff seyn müsse. Wie heimlich, dachte er, mag es nicht in

jenem Gebüsche seyn! Wie herrlich muß es seyn, in dem Schatten der Bäume zu liegen, wenn von allen Seiten die Wellen rauschen. Gewiß ist da auch eine Felsengrotte, mit Epheu und Farrenkräutern umwachsen, wie ich das in Beschreibungen gelesen habe! Und dann sind sicher alle Büsche voll Nester. Wie mögen die Nester aussehn? Was für ein Gewimmel mag da seyn! Ach, wenn ich nur eine Viertelstunde dort seyn könnte!

Wenn ein Mensch den Blick an eine verbotene Frucht hängt, so greift bald auch die Hand darnach. Moritz war durch das Abentheuer im Walde nur noch dreister geworden; und er sann jetzt auf nichts, als wie er das Verbot der Eltern umgehen möchte. Die Gelegenheit dazu fand sich erst am Tage vor der Abreise.

Der Wagen war gepackt. Der Vater war auf dem Landhause des Grafen von B. zur Tafel; die Mutter hielt sich still im Zimmer, um ihre Kräfte für die bevorstehende Reise zu schonen; der Diener war mit seinem Herrn gegangen; Moritz sah sich allein. Jetzt, dacht' er, oder nie. Der Augenblick ist erwünscht. Man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen. — Und ohne sich weiter zu bedenken, flog er an den See. Ein Nachen lag am Ufer und ein Knabe schaukelte sich müssig darin. — Kannst Du rudern? fragte Moritz den Knaben. — Dieser sah ihn lachend an. Ich werde wohl nicht rudern können? sagte er. — Nun so fahre mich nach der Insel hin; aber besinne Dich nicht lange; ich habe nur wenige Zeit. Hier hast Du Geld.

Der Fischerknabe, vergnügt über den unerwarteten Gewinn

am Schlusse des Tages, ließ nicht auf sich warten. Der Kahn war schnell losgebunden; Moritz saß ein, und sah sich bald in der Mitte des See's. Zwar war das Wasser bewegt und der Himmel trübe; aber der Knabe zog seine zwei Ruder mit Kraft und Geschicklichkeit, und in weniger als einer Viertelstunde stieg Moritz an dem ersehnten Ithaka aus. Der Nachen wurde angebunden und beide Knaben durchliefen das Inselchen nach allen Richtungen. Nichts Merkwürdiges zeigte sich. Die geflügelten Bewohner des Eilands waren schon meist zu ihrer Herbstreise abgezogen; nur hier und da flatterte ein Sandläufer auf, oder eine schüchterne Eidechse rauschte durch das Gebüsch; aber von dem Leben, das Moritz erwartet hatte, von dem Gewimmel kleiner Vögel umher war nichts zu sehn. Endlich rief der Fischerjunge: Halt, dort oben ist ein Elsternnest. Die müssen jetzt Junge haben. Könnte ich einen davon kriegen, der müßte mir sprechen lernen.

Moritz sah jetzt das Nest auch. Er wollte es in der Nähe sehn und versuchte den Baum zu erklettern. Aber noch an dem Stamme hängend, packte ihn ein heftiger Windstoß, wie in Gebirgen oft plötzlich einer ganz unerwartet aus den Schluchten hervorbricht, so daß er mehr fallend als gleitend auf die Erde zurückkehren mußte. Dem Fischerknaben gelang es besser. Er erreichte die Zweige des schwankenden Baumes, das Elsternpaar purrte von dem Neste auf und flog dem See zu; der Knabe blickte ihm nach; plötzlich aber schrie er mit einem Tone des Entsetzens: Maria Joseph! der Kahn!

Der Windstoß, durch den Moritz so eben von dem Baume

herabgeworfen worden war, hatte das morsche Seil, womit der Kahn an dem Ufer nur locker befestigt worden war, zerrissen; das leichte Fahrzeug war gegen ein hervorragendes Felsenstück gestoßen und umgeschlagen, und die starke Bewegung des Wassers hatte ihn schon eine Strecke abwärts in den See getrieben. Blaß vor Schrecken und mit lautem Geschrei war der Knabe von dem Baume herabgesprungen und nach dem Ufer gelaufen. Moritz folgte ihm. Der umgestürzte Kahn entfernte sich schaukelnd immer weiter; ihn durch Schwimmen zu erreichen war unmöglich; auch ging das Wasser zu hoch, und brach sich schäumend an den Klippen. Der Knabe schrie in größter Verzweiflung; riß die Mütze vom Kopf; griff mit beiden Händen in die Haare und warf sich endlich zur Erde auf's Gesicht. Moritz stand stumm und blaß neben ihm. Mit Entsetzen sah er, daß sich der Kahn immer weiter hinaus trieb; kein andrer war zu sehn, und das Ufer war viel zu fern, um durch Rufen Hülfe herbeizuziehn. Der Abend näherte sich. Die Dämmerung brach ein und keine Hoffnung der Befreiung war da. Könntest Du Feuer machen, sagte Moritz, so könnten wir ein Zeichen geben. — Der Knabe hatte keines. — Oder wenn wir ein weißes Tuch an eine Stange bänden. — Es fehlte an Allem. — Weißt Du denn gar kein Mittel? — Der Knabe gab keine Antwort. Von Zeit zu Zeit aber hob er den Kopf in die Höhe und sah seinem fluthenden Kahne nach, und jedesmal brach er dann von Neuem in ein klägliches Wehklagen aus. Moritz lief auf und ab; er dachte an die Schrecknisse der Nacht, die ihn erwarteten, und verwünschte seine Verwegenheit.

In dem Wirthshause war indeß Alles in Bewegung. Der Vater, der bei der Rückkehr nach Hause den Knaben nicht fand, schalt den Diener aus; der Diener entschuldigte sich mit den Geschäften der Abreise; und da man überall herumgeschickt hatte, und der Knabe nirgends zu finden war, fürchtete die Mutter ein unheilbares Unglück, und machte sich Vorwürfe, ihn nicht fest auf dem Zimmer gehalten zu haben. Der Vater wollte beruhigen; aber Alles, was er thun mochte, reichte nicht hin, auch nur den Schein einer Beruhigung zu geben, von der er selbst weit entfernt war. Nach vielem Umfragen erfuhr man endlich, daß Moritz am Ufer gesehn worden, und daß auch ein Fischerknabe mit seinem Kahne vermißt werde, und das Zusammentreffen dieser Umstände machte nur allzu wahrscheinlich, daß sich Moritz in das Wasser gewagt habe. Dieß minderte die Angst der Eltern nicht. Alle Fischer wurden aufgeboten, den See zu durchsuchen. Der Vater wollte selbst mit hinaus; aber die Mutter gestattete es nicht. Einige fuhren mit Fackeln an dem Ufer hin; ein Kahn, auf dem sich der Diener befand, nahm die Richtung nach der Insel. Die Fahrt ging langsam; das Wasser ging hohl und der Wind trieb es den Ruderern entgegen. Plötzlich stieß etwas mit Gewalt gegen sie; der Nachen schwankte und drohte umzuschlagen. Beim Scheine der Laterne sahen sie, daß sie an einen umgestürzten Nachen gestoßen waren. Die Fischer sahen sich bedenklich an. Franz, der Diener, deutete ihre Blicke. Erbarm' es Gott! rief er aus; wenn der Moritz hier ein Unglück gehabt hätte! Das wäre der Tod meiner Herrschaft und ich stürzte mich selber nach.

Während dieser Klagen, und indem die Fischer den umgeschlagnen Nachen umfuhren, war es ihnen, als ob sie aus weiter Ferne menschliche Stimmen hörten. Sie strengten sich von Neuem an, und ruderten der Richtung nach, die der vernommene Ton anzudeuten schien. Sie hatten nicht geirrt. Moritz hatte den Schein der Laterne wahrgenommen. Er rief; der Fischerknabe begleitete den Ruf und pfiff auf dem Finger. Kurz darauf schallte ein antwortender Ruf von dem See her. Moritz jauchzte; sein Begleiter aber verstummte; denn ihm war bang vor der väterlichen Züchtigung.

Der Kahn landete jetzt, nicht ohne Schwierigkeit, und nahm die Knaben auf. Als sie einstiegen, leuchtete einer der Schiffer dem Fischerjungen in's Gesicht und erkannte seinen jüngern Bruder, und schon hatte er das Ruder aufgehoben, um ihn zu züchtigen, als ihm Moritz in den Arm griff und treuherzig alle Schuld auf sich nahm. — Beim Vater kömmst Du so gut nicht weg, sagte der Schiffer. Meinst Du, es sey ein Spaß, dem Kahn nachzufahren? Hat der Dummkopf noch nicht gelernt, einen Kahn anzubinden?

So froh nun Moritz bei der Ankunft seiner Retter gewesen war, und daß er nun die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen durfte, so stumm und niedergeschlagen saß er doch jetzt da, als ihm Franz eine Schilderung von der Angst seiner Eltern machte. Er erkannte sein Vergehn und gelobte sich in der Stille für die Zukunft größere Folgsamkeit. Diese Vorsätze beruhigten ihn etwas. Als sich aber der Kahn dem Ufer näherte, und Moritz

schon aus der Ferne die ängstliche Stimme des Vaters hörte, der den Kommenden entgegenrief: Bringt Ihr ihn mit? — da verließ ihn der Muth. Zitternd stieg er an's Land, warf sich nieder und umfaßte des Vaters Knie. Unbesonnener, wahnwitziger Bube, rief dieser ihm zu, wenn Du in Deiner Tollkühnheit das eigne Leben nicht schonst, so schone wenigstens das Leben Deiner kranken Mutter. Stehe auf, eile zu ihr und reiße sie aus ihrer Angst. Sie beweint Dich für todt.

Mit diesen Worten zog er den weinenden Knaben fort. Die Mutter hatte seine Rettung schon vernommen und flog ihm entgegen. Das mütterliche Herz siegte über den Zorn. Als sie aber den verloren Geglaubten wieder in ihren Armen hatte, sank sie, von dem Wechsel der Gefühle überwältigt, ohnmächtig nieder. Moritz war außer sich. Er warf sich über seine Mutter jammernd her und badete ihr erblaßtes Gesicht mit seinen Thränen. Sie kam wieder zu sich. Die Abreise aber mußte einige Tage verschoben werden.

Nach der Rückkehr aus dem Bade theilte mir die Familie, mit der ich in Verbindung stand, die Abentheuer ihres Moritz mit — denn auch die Felsenreise hatte er bekannt — und frug mich um Rath, was zu thun sey. Ich rieth, den Knaben in eine Aufsicht zu thun, wo der wilde Strom in sichre Ufer gefaßt werde, und er lerne, über die ungebändigte Lust an Gefahr durch geregelte Uebungen Herr zu werden; und da Salzmann's Institut damals das einzige war, in welchem mit dem wissenschaftlichen Unterrichte wohlgeordnete Leibesübungen unter der Aufsicht

eines einsichtsvollen Lehrers vereinigt waren, und überhaupt die möglichste Freiheit durch strenge Ordnung und Regelmäßigkeit beherrscht wurde, so stimmte ich dafür, den Knaben dieser Anstalt anzuvertrauen. Mein Rath wurde angenommen und hatte guten Erfolg. Moritz blieb immer ein muthiger Knabe, von tollkühnen Unternehmungen aber entwöhnte er sich. Als er heranwuchs, widmete er sich dem Handel und machte große Reisen, anfänglich als Diener eines Handelshauses, dann auf eigne Hand aus Neigung zu den Naturwissenschaften. An Gefahren fehlte es dabei nicht; aber er suchte diese nicht mehr mit Vorliebe auf. So hatte er mehrere Jahre Länder und Meere durchreißt, als er zu Hause, indem er sich auf eine längere Reise vorbereitete, bei einer kurzen Landfahrt mit dem Wagen umgeworfen wurde und an den Folgen dieses Unfalls starb. Dieß ist das menschliche Loos, und man wird bisweilen versucht den Alten Recht zu geben, wenn sie sagen, der Mensch sey ein Ball und Spielwerk des Glücks. Ulysses kehrt unverletzt aus dem Schiffbruch und der Unterwelt zu der ersehnten Heimath zurück, und der Stich eines giftigen Fisches tödtet ihn hier. Die Mücke besiegt den Löwen, und während sie triumphirend von dannen fliegt, bleibt sie in dem Netze einer Spinne hängen. So bringt oft das, was ein Mensch am meisten fürchtet, ihm keine Gefahr, und er geht unter in dem, woran er nie gedacht hatte.

11.

Die Heumacher.

Wer dem Andern Schaden thun will, sagt Jesus Sirach, dem kommt es wohl selber über sein Haupt.

Nicht weit von Mainau wohnten zwei Pachter. Der eine, rechter Hand, war ein emsiger Mann, stand früh auf und ging spät zu Bette, und den Tag über legte er die Hände auch nicht in den Schooß; der Nachbar linker Hand aber ließ es an sich kommen und machte sich gern einen guten Tag; und da er beim Nichtsthun es nicht so weit brachte als der Andere mit seinem Fleiße, war er voll Neid gegen ihn, und fing bald diesen bald jenen unnützen Handel mit ihm an. Einstmals fiel nun zur Heuernte schlechtes Wetter ein. Es regnete Tag für Tag, und das Gras wuchs gewaltig in die Höh'; aber es konnte nicht gehauen werden und es war doch die höchste Zeit. Endlich änderte sich der Wind gegen Abend, und wer sich auf die Witterung verstand, konnte einen guten Tag erwarten. Der Pachter zur Rechten hatte es gleich weg, und bot auf der Stelle Schnitter auf, daß sie den andern Morgen auf seine Wiese kommen sollten und

versprach einen guten Lohn. Der Andere aber hatte von dem Wetter nichts gemerkt, denn er saß im Wirthshause und trank, und da er in der Nacht nach Hause ging, sah er auch nicht nach dem Himmel; und erst am Morgen erfuhr er, daß es nicht mehr regnete. Heute ging es nun mit dem Heumachen, dachte er bei sich; wenn ich nur gleich Leute hätte. Und indem er so dachte, kamen die Schnitter, die sein Nachbar gedungen hatte, mit den Sensen auf den Schultern vor dem Fenster vorüber und sangen ihr Morgenlied. Da rief sie der Pachter an und fragte: Wohin? — Auf die Klosterwiese, antworteten sie, zum Herrn Andres. — Wie Jener das hörte, dacht' er gleich: Dem Andres will ich einen Possen spielen, daß er an mich denken soll; und dann sagte er laut: Ihr Leute, bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar gibt, das geb' ich auch und noch sechs und dreißig Kreuzer drüber. Besinnt Euch nicht lange und kommt mit. — Da die Leute das hörten, dachten sie: Das klingt nicht schlecht. Die Arbeit ist Eins; das Geld aber ist besser. Und gingen den Handel ein, eine Wittwe ausgenommen, die sagte: Ich bin eine arme Frau und habe nichts zu verschenken, und sechs und dreißig Kreuzer auf und ab machen mir einen Unterschied. Ich habe aber in der Schule gelernt: Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, und der Gerechte hat's besser als der Ungerechte. Es ist aber nicht recht etwas versprechen und das Versprochne nicht thun. — Und so ging sie allein rechts, während die Andern sich links schlugen, und kam auf die Klosterwiese, wo der Pachter Andres mit seinen beiden Knechten an der Arbeit war. Da er sich nun wun-

derte, daß sie von den sechs Gedungenen allein kam, erzählte sie ihm Alles, wie es sich begeben hatte; und der Pachter sagte: Es soll Euer Schade nicht seyn. Da gingen sie nun rasch an's Werk, und die Frau brachte mehr vor sich als drei Andere; denn sie war stark von Körper und unermüdlich, und dachte wie der Prediger Salomo sagt: „Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, und er vergißt seine Sorgen unter der Arbeit." Wie nun der Pachter ihren Fleiß sah, dachte er: Der armen Wittfrau will ich heute eine Freude machen, wie sie wohl lange nicht gehabt hat; und dem Nachbar, dem Tuckmeiser, soll's auch nicht wohl bekommen, was er mir heute anthut. So kann ich zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen. Und als der Abend kam, gab er ihr einen blanken Friedrichsdor und sagte dazu: Das ist dafür, daß Du Dein Wort redlich gehalten hast. Geh nun und sag' es den Andern. — Das hätte nun die Frau auch ungeheißen gethan vor großer Freude; und so lief sie spornstreichs zu den Andern auf die Jacobswiese, und zeigte ihnen was sie bekommen hatte. Da sagten sie unter einander: Ist uns nicht versprochen worden soviel als Herr Andres der Nachbar gäbe und sechs und dreißig Kreuzer mehr? Und damit gingen sie insgesammt zu dem Pachter und verlangten die Erfüllung seines Versprechens. Der aber lachte sie aus und sagte: Ihr seyd wohl verrückt? Ihr bekommt den gewöhnlichen Taglohn und 36 Kreuzer darüber. Ist das nicht genug? — Mit nichten, sagten die Heumacher; denn Ihr habt heut morgen anders gesagt. — Wie nun Jener von einem solchen Arbeitslohne nichts wissen wollte, und beim Wortwechsel

noch obendrein arg schimpfte und drohte, kam die Sache vor's Gericht, und das Gericht sprach gegen den Pachter. So mußte dieser Jedem der Arbeiter einen Friedrichsdor geben, und noch 36 Kreuzer obendrein, und erkannte jetzt zu spät, daß „wer dem Andern einen Schaden thun will, ihn auf sein eignes Haupt bekömmt.“

12.

Gastfreundschaft.

Als ich eines Tages am Ufer des Inn durch das Engadin-Thal wanderte und von der Nacht überrascht wurde, kehrte ich in dem Hause eines Bauern ein, das in kleiner Entfernung vom Ufer des Flusses im Schutze eines Felsen lag, von beiden Seiten durch uralte Nußbäume beschattet, die rund um bis an die Zweige hinauf mit üppigem Epheu umsponnen waren. Vor dem Hause breitete sich der reinliche Hofraum aus, in dessen Hintergrunde eine dichte Laube von Weinreben beinah die ganze Vorderwand des einstockigen Hauses einnahm. Hier saß der Eigenthümer des Hauses auf der hölzernen Bank, der Hofhund zu seinen Füßen, ein spinnendes Mädchen an seiner Seite; in einiger Entfernung ein Knabe, der an einem Netze strickte. Als ich zur Hofthür eintrat, erhob sich der Hund, sah mit vorgestrecktem Kopfe nach mir aus, und bellte einigemal, aber so leise, daß man wohl sah, er wolle nur das herkömmliche Zeichen geben, wie seine Pflicht war. Auch mir war das ein gutes Zeichen, und ich dachte augenblicklich an das Wort eines alten Dichters, daß man beim Eintritt in ein

Haus gleich aus der Weise des Hundes die Aufnahme schätzen könne. Auch diesesmal täuschte das Anzeichen nicht. Ich wurde auf das freundlichste begrüßt, in das Haus geführt, mit Speis' und Trank reichlich bewirthet, und endlich in ein Bett gebracht, hoch wie ein Berg und geräumig genug, um noch drei Andere, wär' es nöthig gewesen, aufzunehmen. Da war es mir fürwahr, als wär' ich in die Zeit entrückt, wo die Hausväter an der Straße saßen, und wenn ein Wandrer vorüberzog, oft wetteifernd mit einander ihn unter ihr Dach einluden und an ihrem Heerde bewirtheten, ohne auch nur zu fragen, wo er herkäme, was er für Geschäfte treibe, und wie lange er zu weilen gedenke. Gerade so, wie ich, tritt ja Ulysses unerkannt in den Hof des Eumäus, seines alten Dieners. Dieser sitzt auch im Vorhause „in dem umschatteten Platze," weißt die Hunde zur Ruhe, und nachdem er dem Fremden einen hohen Sitz von weichen Fellen bereitet hat, heißt er ihn Platz nehmen, und setzt ihm Wein und Speise vor. Und da sich Ulysses der freundlichen Bewirthung erfreut, und dem Geber Segen dafür wünscht, sagt dieser: „Es ist mir nicht gestattet, auch wenn ein schlechterer Mann als Du hierher käme, einen Fremden zu verachten; denn alle Fremde und Arme stehen unter Obhut der Götter." So dachte auch mein wackrer Wirth im Engadin-Thal. Und als ich mich bei Tages Anbruch zur Abreise anschickte, faßte er meine Hand mit den Worten: Warum wollt Ihr schon wieder von dannen ziehn? Weilet bei mir und seyd willkommen. Und als ich erwiederte: Ich sage Euch Dank für den guten Willen, den Ihr mir beweißt; aber

ich würde Euch zur Last fallen. Da ergriff er meine Hand von Neuem, führte mich in seine Speicher voll aufgeschütteten Korns und Waizens; in die Gewölbe, mit Vorräthen aller Art angefüllt; in die Keller voll alten und jungen Weines; in die Ställe endlich, wo zwei Reihen stattlicher Kühe aus vollen Krippen fraßen; und da ich das Alles mit Bewundrung betrachtet hatte, sagte er: Jetzt hast Du Alles gesehn. Ist es nicht genug, um Dich zu bewirthen, und Viele andre Deines Gleichen, wenn sie mein Obdach begrüßen? Bleibe also, so lange Du kannst; und je länger Du verweilst, desto mehr werd' ich es Dir Dank wissen.

So freundlichen Worten zu widerstehn vermocht' ich nicht. Ich blieb eine ganze Woche hier; durchzog am Tage die Gegend umher, und ward jeden Abend bei der Rückkehr mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen. Nach Verlauf dieser Zeit, als ich ernstlich Abschied nahm, drückte mir der Alte die Hand und sagte: Es wäre mir ganz recht, wenn Ihr es Euch länger bei mir gefallen lassen wolltet; denn Ihr seht, daß Ihr uns nicht lästig seyd. Aber so ist unsre Weise: Wir nehmen den Gast mit Liebe auf, und wenn er scheiden will, halten wir ihn nicht wider Willen zurück. — Das war nun wieder recht nach homerischer Weise, wo Menelaus zu dem scheidenden Telemachus sagt: Ich werde Dich nicht länger hier halten, da Dich nach der Rückkehr verlangt; denn gleich unrecht ist es, den Fremden wegzutreiben, und ihn aufzuhalten, wenn er gehn will. — Damit nun aber auch das Ende homerisch wäre, tauschten wir Gastgeschenke aus; er verehrte mir das Abbild seines Hauses und der Gegend, die ein

deutscher Mahler bei ihm aufgenommen und in Chur hatte in Kupfer stechen lassen; und ich ihm dagegen ein Gebetbuch in romanischer Sprache, von meinem Freund Conradi in Andéren verfaßt, das ich in Como gekauft, und woran mein frommer Wirth Wohlgefallen gezeigt hatte.

13.

Recepte gegen Unbesonnenheit.

Meine Schwester Caroline — sie starb in ihren besten Jahren — war ein höchst liebenswürdiges Mädchen; gutmüthig, hilfreich, arbeitsam, auch unterhaltend und witzig; Niemand aber im Hause wurde so oft gescholten, denn Niemand im Hause versah so viel als sie. Die Ursache war, daß sie die Gedanken nie beisammen hatte. Statt an das zu denken, was sie eben that, dachte sie immer an das, was sie nachher thun wollte; und da sie von einem höchst lebhaften Geiste war, so kam ihr das, was sie nicht that, immer viel erfreulicher und angenehmer vor, als das, was sie unter den Händen hatte. Indem sie also Dieses übereilte, um Jenes anzufangen, verdarb sie Vieles, und mußte oft von vorn anfangen, wenn sie hätte fertig seyn können. Wurde sie dann gescholten, so glaubte sie im ersten Augenblicke wohl, es geschähe ihr Unrecht, und verging sich dann in Worten gegen die, welche sie schalten; und wenn sie ihr Unrecht einsah, was meist nach kurzem Besinnen erfolgte, so war ihre Reue noch heftiger als ihr Unmuth. Dann weinte sie und klagte sich selbst an, und

jammerte über sich, und faßte die besten Entschließungen; vergaß sie aber schnell und fiel immer wieder in denselben Fehler.

Mein Vater, der das herzensgute Mädchen mit der größten Zärtlichkeit liebte, und wohl sah, daß ihre Mängel tief in ihrer Natur gewurzelt waren, tröstete sie oft über sich selbst und lehrte sie, was sie thun müßte, um über ihre Zerstreuung obzusiegen. Vor allen Dingen, mein Kind, sagte er unter andern, nimm Dir nie mehr als Eine Sache auf einmal vor. Hast Du mehreres zu besorgen, so wähle von diesen Geschäften dasjenige aus, was das Nothwendigste ist, oder, wenn dieß gleichviel gilt, das, was Du am liebsten thust, und dann nöthige Dich, Deine Gedanken auf das Eine zu richten, was Du Dir gewählt hast. Ehe Du es aber wirklich zur Hand nimmst, so denke an Alles, was dabei zu thun ist, wenn es gelingen soll, und in welcher Ordnung es geschehn muß. Hast Du dieß bei Dir festgesetzt, so thue Eins nach dem Andern, und frage Dich bei Jedem, ob Du auch bei der vorherbestimmten Ordnung geblieben bist. Auf diese Weise wirst Du Dich in den meisten Fällen vor Uebereilungen sichern, und ist es Dir doch begegnet, wie es im Anfange wohl geschehn kann, daß Du etwas versiehst, so wirst Du genau wissen, was daran Schuld gewesen ist, und wirst so bei einer Wiederholung desselben Geschäftes den begangenen Fehler sichrer vermeiden können. Wirst Du aber in einem solchen Falle getadelt, so wird Dich der Tadel weniger zum Zorne reizen, eben weil Du schon von Dir selbst weißt, daß Du einen Fehler begangen hast. Uebrigens, mein liebstes Kind, gilt auch von den gewöhnlichen Ge=

schäften des Lebens, daß sie mit Gottes Hülfe gethan werden müssen. Glaube nicht, daß für ihn etwas gering ist, was der Verstand eines Menschen beginnt. Du weißt, wie es in der Bibel heißt: „Ich sitze oder stehe auf, Du weißt es, o Gott. Ich gehe oder liege, so bist Du um mich, und siehst alle meine Wege.“ Gott sieht aber nicht bloß die Wege der Menschen, sondern sein Aug' ruht mit Wohlgefallen auf denen, die vor ihm wandeln, das heißt, die recht thun und bei dem, was sie thun, seiner eingedenk sind. Denke also früh und spät an ihn, eh' Du an Dein Geschäft gehst, und wenn Du es vollbracht hast. Du kennst das Gebot, das immer in dem Munde unsrer Väter war: Bete und arbeite! Du wirst es erfüllen, wenn Du auf die rechte Weise arbeitest, und Deine Arbeit wird selbst ein Gebet seyn. Dann wirst Du Gottes Hülfe in der größern Besonnenheit spüren, mit der Du Deine Geschäfte vollbringen wirst. Thue das Deine, so wird Dir Gott entgegen kommen. Denn er hilft denen, die sich selbst helfen.

Diese Lehre schlug Wurzel. Mein Vater beobachtete sie noch genauer als vorher, kam ihr zu Hülfe, ohne daß sie es merkte, und wehrte oft den Fehler ab, eh' er begangen war. Sie bekam jetzt wieder Zutrauen zu sich selbst; ihre Arbeiten gingen ihr leichter und sichrer von der Hand; sie wurde seltner gescholten und öftrer gelobt. Allmählig war sie von dem frühern Fehler ganz geheilt, und brachte dann mehr zu Stande, als irgend ein Andres. Wenn man sich dann darüber wunderte, und es ihr zu erkennen gab, pflegte sie zu sagen: Gott hilft mir; ich gebe nichts dazu als den Willen, und auch der kömmt von ihm.

14.

Die Temperamente.

Ueberall werden wir in der Natur eine zwiefache Bestrebung gewahr; erstlich nach Gleichförmigkeit, dann nach Verschiedenheit. Sie hat für alle Gattungen von Dingen, die sie in ihrer großen Werkstatt schafft, gewisse feste Modelle, die sie immer und immer wiederholt, und zwar mit so großer Sorgfalt und Genauigkeit auch in dem Kleinsten, daß wer Eines recht angesehn hat, dieselben Zeichen auch bei dem Tausendsten wiederfindet. Ob sie nun aber gleich nie von der allgemeinen Vorschrift abweicht, die sie sich gegeben zu haben scheint, so sorgt sie doch auch wieder für Unterschiede, und wirft gar nicht Alles, was zu Einer Art gehört, auch in Eine unabänderliche Form. Das Blatt des Apfelbaumes ist nicht wie das Blatt des Pflaumenbaumes; aber Jedermann weiß, was an den einen und was an den andern Baum gehört; und doch ist wiederum an demselben Baume kein Blatt dem andern in allen Theilen gleich. Bei dem Menschen ist es nicht anders. Oft herrscht bei einer zahlreichen Familie in allen ihren Gliedern eine gewisse Aehnlichkeit, die sich nicht bloß in der

ganzen Gestalt und den einzelnen Zügen, in dem Tone der Stimme und in der Bewegung, in Gang und Mienen kund gibt, während sich doch Jedes durch eben so viele Eigenthümlichkeiten von dem Andern unterscheidet. Den größten Unterschied aber macht hier doch das Innere, die Fähigkeiten des Geistes, die Neigungen und was man das Temperament und den Character nennt. In der ersten Familie, von der wir wissen, gab es einen Abel und einen Kain; und in der zweiten, die das Geschlecht der Menschen erneute, verdiente sich der eine Sohn den Segen, der andre den Fluch des Vaters. Aus derselben Kinderstube und derselben Erziehung geht ein Weiser und ein Thor, ein Gelehrter und ein Pinsel hervor, und nichts ist gewöhnlicher, als daß neben einem Peter dem Großen ein blödsinniger Iwan aufwächst. Wo aber der Unterschied auch nicht so schreiend ist, wie bei Weiß und Schwarz, findet man doch oft in demselben Hause und derselben Familie eine ganze Reihenfolge verschiedenartiger Schattirungen, die oft grell genug von einander abstechen, oft aber auch in einander übergehn und verfließen. Diese Verschiedenheit erschwert die Erziehung, und, wenn der Erzieher, im Widerstreite gegen die Natur, Alles nach Einer Form modeln will, können die größten Misgriffe geschehn; von der andern Seite aber vermehrt sie die Lust daran. Und eben das ist auch wohl Gottes Absicht dabei. Denn wie ich mir Gott gern menschlich denke, so meine ich, er muß Freude an der Verschiedenheit seiner Kinder haben, wie ein Gärtner an seiner Tulpen= und Nelkenflor, und will, daß auch die Menschen Freude daran haben, und Jedes nach seiner Weise

hegen und pflegen, und sich unter einander, selbst um der Unähnlichkeit willen, desto mehr lieben sollen.

* * *

Einer meiner Nachbarn in M. hatte drei Knaben. Der älteste, Karl, war still, furchtsam und in sich gekehrt. Von Kindheit an zeichnete er sich durch Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit aus; er schonte seine Kleider besser als die Andern, und was er sonst hatte, bewahrte er sorgfältig. Der zweite, Wilhelm, war immer guten Muthes, that, was ihm einfiel, und kümmerte sich wenig um die Folgen davon; Adolph endlich, der jüngste, stand in seinem Wesen zwischen beiden. Alle drei aber waren von Herzen gutmüthig und folgsam, auch liebten sie sich unter einander recht sehr, ob sie sich gleich fast jeden Tag einmal oder das anderemal entzweiten.

Eines Morgens waren alle drei im Garten. Wilhelm lief den Schmetterlingen nach, fiel beim Verfolgen mehrmals auf die Nase, und wenn er einen fing, ließ er ihn fliegen. Karl suchte Käfer im Grase, und steckte sie an, um sie in seine Sammlung zu thun. Adolph holte Futter für seine Raupen, und freute sich, als er einige in der Verwandlung fand. Hierauf pflückte Wilhelm einen Strauß für seine Schwester; Adolph steckte Kerne in die Erde und begoß seine Pflanzen; Karl las Frühbirnen im Grase auf und trug sie in das Haus. An der Thür sprach ihn ein armer Mann um ein Almosen an; er schenkte ihm einen Kreuzer, den er in der Tasche hatte, schob aber gleich den Riegel vor, damit der Bettler, der ja auch ein Dieb seyn könnte, nicht

wieder mit seinem Hunde in das Haus käme. Dann ging er in seine Kammer, legte die gesammelten Birnen der Reihe nach in das Fenster und überzählte sie. Es waren ihrer dreizehn. Das ist eine ungeschickte Zahl, dachte er; es sollte wenigstens ein volles Mandel seyn; und hierauf lief er wieder in den Garten, um das Mandel voll zu machen. Unterwegs aber fand er ein leeres, ledernes Beutelchen, das der Bettler verloren hatte. Karl hob es auf, wusch es am Brunnen ab, rang es aus und steckte es bei.

Desselben Morgens bekamen die Knaben ihr Taschengeld, jeder dreißig Kreuzer in fünf Silberstücken. Karl steckte die seinigen in das Beutelchen, das er vorher gefunden hatte, und that auch sein Erspartes von den vergangenen fünf Wochen dazu. Dann setzte er sich vor die Thür auf einen Stein, schüttete sein Geld aus, zählte es hin und her, that es dann wieder in den Beutel und rasselte damit. So trieb er es eine ganze Weile.

Während er so saß und sich an seinem Schatze erfreute, kam ein Pudel die Straße her, immer mit der Nase auf der Erde, wie Hunde thun, die Verlohrnes suchen, und als er zu dem Knaben kam, blieb er vor ihm stehn, und sah ihn mit unverwandten Augen an, indem er von Zeit zu Zeit leise bellte. Karl hatte seinen Beutel noch in der Hand, und schüttelte ihn ohne Arges dem Hunde entgegen, um ihn zu necken. Dieser fuhr zu, riß den Beutel weg, und lief spornstreichs auf den Weg zurück, den er gekommen war. Umsonst verfolgte ihn der Knabe mit Geschrei, je lauter dieser schrie, desto schneller lief der Hund, so daß er ihm bald aus dem Gesichte war. Und weder der Pudel, noch der Bett=

ler, sein Herr; weder der Beutel noch das Geld wurden je wieder gesehn.

Unterdessen war Wilhelm auf den Markt gegangen, noch ungewiß, wie er sein Geld anlegen wollte. Da er aber an einen Beckerladen kam, aus dem ihm ein angenehmer Duft entgegen kam, sprach er hier ein, und las von dem appetitlichen Backwerk ein Stück nach dem andern für zwei Sechskreuzer Stücke aus. Ein Mädchen, das an der Thür saß, und mit geflochtnen Wännchen handelte, bot ihm eines davon zum Verkauf an. Das kam ihm eben recht; denn er wußte mit seinem Backwerke nicht wohin; er kaufte ein Wännchen für sechs Kreuzer, ob es gleich nur die Hälfte werth war, und füllte es mit der erhandelten Waare an, von der er aber kaum die Hälfte verzehrt hatte, als er schon übersatt war. Den Rest wollte er mit sich nach Hause nehmen. Da kam er vor dem Schulhause vorbei; die Schule war eben aus, und eine ganze Schaar stürzte sich lustig durch die enge Thür auf die Straße. Unter ihnen waren auch Bekannte von Wilhelm. Ei, sagte der Eine, das sind ja prächtige Sachen; da bekömmt man Appetit. — Greif zu, sagte Wilhelm. Mehrere kamen nun herbei; Wilhelm ließ Alle gewähren, und schnell war die Wanne geleert. Während es sich nun die lustige Bande schmecken ließ, erblickte Wilhelm einen Bauerjungen, der mit Käfigen umgeben auf den Stufen des Brunnen saß. In den Käfigen waren Vögel aller Art, Hänflinge und Zeisige, Stieglitze und Grasemücken, und hüpften auf ihren Stängelchen umher, pipten und zwitscherten, daß es eine Lust war. So einen grünen Zeisig, wie den da,

sagte Wilhelm, hab' ich mir lange gewünscht; frug nach dem Preise und gab dafür was gefordert wurde. Der Vogel schlüpfte nun aus dem Käfig in seine beiden Hände, und sah mit dem niedlichen Köpfchen und den hellen Augen gar munter aus der Hand hervor. Indem ihn Wilhelm aber liebkoste, und seine Gedanken und Augen nur bei dem Vogel hatte, gerieth er unter einen Kram irdner Töpfe und Schüsseln, die auf der Straße feil standen, stolperte und fiel in die zerbrechliche Waare hinein, wobei der schöne grüne Zeisig der geöffneten Hand entflog, und, der unverhofften Freiheit froh, das Weite gewann. Beim Fall aber hatte Wilhelm einige Schüsseln zerbrochen. Die Weiber, denen sie gehörten, fielen mit Scheltworten über ihn her, und er war froh, sie durch das Opfer seines letzten Silberstücks zum Schweigen zu bringen. So kehrte er verdrüßlich und mit leeren Händen nach Hause zurück.

Adolph war nicht so eilig gewesen, sein Geld anzulegen. Ich brauche im Grunde nichts, dachte er bei sich, als etwas Zeichenpapier, Reißkohle und Kreide; das will ich mir morgen holen; vielleicht fällt mir bis dahin noch etwas Anderes ein. — Dabei steckte er sein Geld in die Tasche und dachte nicht weiter daran.

Den folgenden Morgen machte er sich auf nach der Stadt — denn der Vater wohnte den Sommer über auf einem Vorwerke — um sich Zeichenmaterial zu kaufen; was Anderes war ihm nicht eingefallen. Der Weg ging über eine hölzerne Brücke. Auf dieser stand die Magd des Nachbars, sah in das Wasser hinein, und stieß von Zeit zu Zeit ein Jammergeschrei aus. Adolph stand still, und fragte das Mädchen, was ihm fehle. Ohne zu antworten

schrie diese immer fort: Ach Gott, ach Gott! das Unglück! — Und da Adolph noch einmal fragte, was für ein Unglück ihr begegnet sey, rief sie in noch kläglichern Tönen: Ach, mein Herr schlägt mich todt; ich darf meinem Herrn nicht wieder vor die Augen kommen. — Wenn Du mir nur sagtest, was Du gethan hast! fiel Adolph ein. Wenn es nicht etwas gar zu Schlimmes ist, so will ich zu Deinem Herrn gehn, und eine Bitte für Dich einlegen. — Das wird nichts helfen, erwiederte das Mädchen. Er ist gar zu schlimm, wenn er böse ist. Ich hatte Waare aus der Stadt geholt für unsern Kram, und trug sie so auf dem Kopfe. Da müssen gerade zwei Postillone geritten kommen, und ein lustiges Stückchen auf ihren Hörnern blasen; und wie ich auch gern lustig bin, kann ich's nicht lassen, und tanze darnach. Und wie ich eben den letzten Sprung thue, fällt mir das Bündel vom Kopfe, und rollt gleich in das Wasser hin, und im Wasser geht es auf, und der Pfeffer und der Anis und der Schnupftabak und Alles fließt heraus und über das Wehr. Ach du lieber Gott, was fang' ich nur an? Wenn ich mich nur gleich auch in das Wasser gestürzt hätte! Und nun fing sie wieder an noch jämmerlicher zu weinen als vorher. — Nun, sagte Adolph, laß doch das Lamentiren sein; es wird sich ja wohl noch Rath finden. Wie viel war denn die Waare werth? — Das Mädchen nannte die Summe. — Das ist gerade so viel als ich habe, dachte Adolph. Ob ich es ihr wohl gebe? Warum nicht? Mit dem Papier hat es schon noch Zeit, und das Mädchen reiß' ich aus der Noth. Da, Lieschen, sagte er, und reichte ihr das Geld. Jetzt lauf und

kaufe wieder ein; vertanze aber die Waare nicht wieder. — Und damit drückte er ihr das Geld in die Hand und eilte nach Hause zurück, und das Mädchen sah ihm mit offnen Munde nach, und wußte nicht wie ihm geschehen war.

Adolph sagte zu Hause nichts von dem Vorgange; sein Vater aber erfuhr es doch, so wie er auch von den andern Knaben erfuhr, wie sie ihr Geld angewendet hatten. Mit Adolph war er am meisten zufrieden. Dieser hatte zwar von seinem Gelde für sich eben so wenig gehabt als seine Brüder; aber er hatte sich ein dankbares Andenken in einem menschlichen Herzen gestiftet. Dazu gibt es nicht immer Gelegenheit. Lieschen aber ging nie über die Brücke, ohne an ihren Unfall und an ihren Wohlthäter zu denken, und begegnete diesem nie, ohne ihn mit einer Miene zu grüßen, auf der die dankbare Erinnerung an seine gutmüthige Hülfe zu lesen war.

Aus diesem und ähnlichen Vorfällen erkannte der Vater die Eigenthümlichkeit seiner Knaben, und gab ihnen darnach die Richtung zu ihrer Bestimmung. Karl wählte den Handel, und wurde ein rechtlicher Kaufmann; hielt das Seinige mit Bedacht zusammen, und vermehrte es langsam, aber mit Sicherheit. Wilhelm wurde Soldat, lernte durch die Zucht des Dienstes Besonnenheit, und da er dadurch nichts von seiner Munterkeit verlor, war er bei seinen Vorgesetzten geachtet, bei seinen Untergebenen beliebt, und mit seinem frohen und frischen Muthe der erheiternde Schutzgeist seiner Compagnie bei den Beschwerden des Marsches oder in den Stunden der Gefahr. Adolph widmete sich den Wissenschaften,

und wurde Schulmann. Wie er als Knabe in seinem Garten gethan hatte, so that er auch in seinem Berufe; streute guten Saamen aus, und pflegte die jungen Keime mit gewissenhafter Sorgsamkeit. Seine Schüler liebte er wie seine Kinder, und wurde von ihnen wie ein Vater geehrt. Mit Freuden erfüllten sie seine Vorschriften; denn sie wußten, daß er nichts verlangte, was nicht zu ihrem Besten war, und aus der Freude, die er an ihrem Gedeihen hatte, erkannten sie, daß es ihm Ernst mit ihrer Wohlfarth war. Alle drei Brüder leben noch, und wenn einem von ihnen diese Blätter einmal in die Hände kommen sollten, so wird er sich der Geschichten erinnern, und auch an den denken, der sie niedergeschrieben hat.

15.

Die Glücksfälle.

Ihr habt mancherlei Geschichten von großen und mächtigen Feien gehört, wie sie auf der Erde umherziehn, und besonders die Kinder auf die Probe stellen; wie zum Beispiel die gute Fei Wohlgesinnt vor das Haus einer Wittwe kam, worin drei Töchter waren, und demüthig um Brod oder um ein Almosen bat, weil sie fast stürbe vor Hunger, und die beiden ältesten zum Fenster heraus auf sie schimpften, und sie ein unverschämtes altes Bettelweib nannten, und dann die Fenster zuschlugen; die jüngste aber ihr nachlief, und sie mit freundlichen Worten tröstete, und ihr ein Ei brachte, das ihr Huhn eben gelegt hatte — sie hatte weiter nichts als das Huhn und das Ei — und wie die Fei die kleine wohlgemeinte Gabe mit vielem Danke annahm, und den Tag darauf nicht mehr als eine alte Bettlerin, sondern als eine schöne reichgekleidete Dame in einem kostbaren Wagen wiederkam, und ein schöner Prinz ihr zur Seite saß, der sich gleich in die jüngste der drei Schwestern sterblich verliebte, und sie heirathete, worüber die beiden andern vor Neid so gelb wurden wie Quitten, und auch

so blieben ihr Lebelang. — Das Geschlecht der Feien ist schon lange erloschen, und man hört nichts mehr von ihnen außer in Mährchen; aber auch ohne sie geschieht es noch bisweilen, daß eine gute Handlung, die ohne Absicht gethan worden ist, recht unerwarteter Weise belohnt wird. Etwas von der Art trug sich vor etwa fünf und zwanzig Jahren in London zu, wie mir ein Reisender erzählt hat, der von dort her kam; auch hab' ich es nachher in den Zeitungen, aber mit einiger Veränderung, gelesen.

Ein armer Officier, der durch mancherlei Unfälle in Schulden gerathen, sonst aber ein wackrer und ehrenfester Mann war, ging eines Tages in London durch eine abgelegene Straße, als dort gerade die Schule aus war. Da war nun mitten auf der Straße eine ganze Schaar von Schulbuben versammelt, die jubelnd und tobend einen alten Mann umringten, der auf dem Pflaster mehr lag als saß, und sich vergebens gegen das Raufen und Werfen der unbändigen Rotte zu schützen suchte. Daß er kein Sohn des Glücks war, sah man ihm an seiner Kleidung an; desto mehr ergrimmte der Officier, der denn auch unverzüglich unter das wilde Gesindel fuhr, den einen dahin, den andern dorthin warf, und wo die Hände nicht ausreichten, mit dem Stocke darein schlug, und dazwischen hinein rief: Fürchtet ihr euch keiner Sünde, ihr ruchlosen Buben, einen so armen und unglücklichen Mann zu mißhandeln? — Die andern liefen nun davon, einige lachend, andre schimpfend; einer aber blieb in der Ferne stehn und rief: „Weder arm ist er, noch unglücklich, sondern ein Geizhals. Das wissen wir eben; darum reiben wir uns an ihm." — Der Officier ach-

tete aber wenig darauf, weil er meinte, es sey das nur eben auch wieder eine schlechte Lüge, um die andre Schelmerei damit zu bemänteln; hob dann den alten Mann von der Erde auf, und da er von seinem Falle hinkte, unterstützte er ihn, und wollte ihn nöthigen, Geld für einen Lohnwagen anzunehmen, um sicher nach Hause zu kommen. Der Alte wehrte aber das Anerbieten aus allen Kräften ab: „Ich komme nun schon so nach Hause, sagte er; die Entfernung ist gering, und der Schmerz an meinem Fuße giebt sich schon. Ihre gute Absicht aber werde ich nie vergessen, so wenig als die geleistete Hülfe. Nie werde ich wieder nach der Stadt kommen; aber Sie beschwöre ich, Ihre Wohlthat dadurch zu krönen, daß Sie mich in meinem Hause in Fulham*) besuchen. Es ist das einzige grün bemalte Haus an der Ecke der Paternosterstraße, und nicht zu fehlen. Lassen Sie diese Bitte nicht unerfüllt. Es wird Sie nicht gereuen."

Der Offizier achtete zuerst wenig auf diese Worte, sondern wünschte dem Alten glücklich nach Hause zu kommen und entfernte sich. Als er aber nachher wieder daran dachte, kam es ihm sonderbar vor, daß ein Mann von so geringem Ansehn ihn so dringend um einen Besuch bat; und je mehr er seine Worte erwog, desto größer wurde die Neugierde in ihm. Endlich dachte er: Ich muß doch Wunders halber sehn, was der Alte damit meint! und so ging er am achten Tage nach dem Vorfalle nach Fulham, und nahm seinen Weg durch die Paternosterstraße, und ehe er

---

*) Fulham, ehemals ein Dorf in der Nähe von London, jetzt mit der Stadt vereinigt.

noch an das Ende davon kam, sah er schon das grüne Haus und auf der Bank vor dem Hause den alten Mann, nicht anders als ob er ihn erwartete. Und so war es auch. Denn sobald der Alte den Offizier erblickte, ging er ihm entgegen, und dankte ihm mit großer Herzlichkeit, daß er seine Bitte erfüllt hätte. Ich fürchtete schon, setzte er hinzu, Sie möchten das Wort eines armen Mannes allzu gering geachtet haben. Dann führte er ihn in das Haus, und drei Treppen hoch in ein Stübchen, das eben nur mit dem nothwendigsten Geräthe versehen war, und bat ihn Platz zu nehmen. Hier entdeckte er ihm nun, daß er vormals auf einem bessern Fuß von seinen Renten gelebt habe; sein Unstern aber habe gewollt, daß er ohn' Unterlaß bestohlen worden sey, nicht anders als ob es alle Diebe in Alt-England auf sein Geld abgesehen hätten. Und nicht bloß auf sein Geld, auch auf sein Leben wären sie aus gewesen, und immer hab' er es nur irgend einem außerordentlichen Zufalle zu verdanken gehabt, daß man ihn nicht erwürgt oder die Kehle abgeschnitten habe. „Dieser Zustand immerwährender Angst, fuhr er fort, wurde mir zuletzt unerträglich. Ich bin von Natur furchtsam; die häufigen Schrecknisse, die ich eben durch meinen Unstern erfahren habe, sind nicht geeignet gewesen, diesen Naturfehler zu mindern, der in einer körperlichen Hülflosigkeit und Schwäche begründet ist. So bin ich also auf keine Weise geeignet, mich gegen Angriffe mit Erfolg zu vertheidigen, und nicht immer ist ein so großmüthiger Retter zur Hand, als Sie sich mir vor acht Tagen bewiesen haben, als jene Buben es, wie ich überzeugt bin, auch auf mein

Leben abgesehen hatten. Ich hatte einmal einen Diener zu mir genommen; aber auch dieser bestahl mich, und ich glaubte an sichern Zeichen zu erkennen, daß er mit verdächtigen Leuten zusammenhielt. Ich schickte ihn fort, und da ein neuer Versuch vielleicht noch übler ausgefallen wäre, beschloß ich nach vieler und reifer Ueberlegung, hierher zu ziehn, wo mich niemand kennt, und meine Sicherheit unter dem Scheine der Armuth zu suchen. Dieß ist mir bisher ziemlich gut gelungen. Seit mehrern Jahren hab' ich diesen Ort nicht verlassen; in London glaubte ich vergessen zu seyn, und so wagte ich es, nach langer Zeit zu Besorgung eines nothwendigen Geschäftes dahin zu gehn. Sie wissen mit welchem Erfolge. Aber ich segne mein Mißgeschick, das mir die Bekanntschaft eines wackern Mannes und meines künftigen Erben verschafft hat. Ja, meines künftigen Erben! Denn in jenem Augenblicke, wo Sie sich meiner so thätig annahmen, und mir das Leben retteten, beschloß ich, nicht anders als ob eine höhere Stimme mir zuriefe, mich Ihnen dankbar zu erweisen; und da ich anfing zu fürchten, Sie möchten meine Bitte verachten, hab' ich nicht aufgehört mir Vorwürfe zu machen, mir nicht wenigstens den Namen meines Wohlthäters erbeten zu haben. Mein Testament ist niedergeschrieben; nichts als ein Name fehlt darinne; so bald Sie die Güte haben, mich mit diesem bekannt zu machen, wird ihm nichts zur vollkommnen Giltigkeit mangeln."

Man wird leicht glauben, daß diese Erklärung dem Offizier höchst unerwartet kam; denn ob es gleich in England mehr sonderbare Leute gibt als irgendwo sonst, so war ihm doch eine

Sonderbarkeit dieser Art noch nicht vorgekommen. Die Aussicht auf eine Erbschaft, mochte sie auch nicht von großem Belange seyn, kam ihm bei seinen Umständen ganz und gar nicht unerwünscht; dennoch fragte er den Alten, wie es einem rechtschaffnen Manne zukam, ob er denn keine Verwandten hätte, denen er seine Person anvertrauen und sein Vermögen hinterlassen könnte. — Niemanden auf der Welt, antwortete er mit großer Lebhaftigkeit, dem ich verpflichtet wäre; wohl aber Manche, die, wenn sie der Erbschaft gewiß wären, nichts unterlassen würden, um recht schnell in ihren Besitz zu gelangen. — Es war jetzt offenbar, daß eine so traurige Stimmung des Gemüthes zu bekämpfen, vergebliche Mühe gewesen wäre; auch der wiederholte Versuch, ihn zu einer andern Lebensweise zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Der Gedanke, die gewünschte Sicherheit nur unter dem Schilde der Armuth und Dürftigkeit genießen zu können, hatte allzu tiefe Wurzel bei ihm geschlagen. Er war nicht davon abzubringen.

Wenige Monate vergingen, während denen der Offizier den alten Mann noch einigemal besuchte, als er plötzlich starb. Er hinterließ ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund, mehr als Jemand bei dem alten, abgetragenen und melancholischen Manne zu finden erwartet hatte. Sein Erbe war nun mit einemmal ein reicher Mann, bezahlte seine Schulden und heirathete ein armes Mädchen, das er seit langer Zeit geliebt hatte. Am Tage seiner Hochzeit besuchte er mit seiner Braut den Platz, wo er sich durch eine in seinen Augen ganz werthlose Handlung einen wunderlichen Mann verpflichtet hatte, und die Gedanken, die das

junge Ehepaar da hatte, kann Einer leicht errathen, wenn er weiß, daß der Offizier nicht nur ein braver, sondern auch ein frommer Mann war. Wenigstens ging er nie nachher an jener Stelle vorbei, ohne Gott im Stillen zu danken, der Alles auf eine so wunderbare Weise zu seinem Glücke gefügt hatte.

* * *

Hier ist noch eine andre Geschichte von einem Manne desselben Standes.

In dem Gasthofe zum heiligen Patrick in Dublin wurde eines Abends Pharo gespielt. Ein Offizier auf halben Sold trat in das Zimmer, um nach einem Bekannten zu fragen, und da dieser nicht gegenwärtig war, stellte er sich an den Spieltisch und sah zu; denn selbst mit zu spielen fehlte es ihm an Geld. Unter den Spielenden war auch ein reicher Engländer, der am höchsten setzte, und während die andern verloren, fast allein gewann. Dieser strich eben unter Scherz und Lachen einen Haufen blanker Goldstücke in seinen Beutel, als er hinter seinem Stuhle eine Stimme hörte, die ganz leise und kaum vernehmlich sagte: Wie glücklich wär' ich mit der Hälfte dieses Geldes! — Der Engländer warf einen flüchtigen Blick hinter sich, und da er eine rothe, ziemlich abgetragne Uniform sah, und daraus auf das Uebrige schloß, sagte er: „Nehmen Sie es ganz!" und reichte dabei den Beutel hinter sich. „Nehmen Sie es auf mein Wort, sagte er ohne sich weiter umzusehn, und Gottes reichen Segen dazu!" und dabei ging er zur Thür hinaus und ließ den schweren Beutel in der Hand des Andern. Dieser sah nun dem Weggehenden mit

offnem Munde nach, und hätte er nicht den Beutel mit dem Golde in den Händen gehabt, er hätte Alles für einen neckenden Traum gehalten. Auch die übrige Gesellschaft war erstaunt, und einer sah den andern verwundert an, alle aber wünschten dem Beschenkten Glück, ob er gleich mit ihrem Gelde beschenkt worden war; denn alle kannten ihn als einen wohlwollenden und rechtschaffnen Mann, der sich mit seinem halben Solde, einer Mutter und zwei armen Schwestern kümmerlich behalf.

Eine lange Zeit, Jahre auf Jahre waren vergangen, und wer von der Spielgesellschaft zum Wirthshaus des heiligen Patrick noch lebte, dachte wohl kaum noch an den verschenkten Beutel, am wenigsten der, welcher ihn verschenkt hatte. Dieser war seitdem noch reicher geworden, hatte aber mit der Jugend den jugendlichen Leichtsinn abgelegt, und saß als ein vornehmer Lord und Landbesitzer im Oberhause. Eines Tages, da er auf eine Rede studirte, die er im Parlament halten wollte, klopft es an seine Thür, und ein unbekannter Mann mit einem unbekannten Namen tritt bei ihm ein. „Ich komme, sagte der Unbekannte, eine alte Schuld abzutragen, und mich eines alten Dankes zu entledigen, der mir fast zu schwer werden will." Ihr werdet nun wohl schon merken, wer der Fremde war; der Lord aber merkte noch nichts, sondern sagte mit Verwunderung: er erinnere sich nicht, daß er je die Ehre gehabt habe, ihn zu sehn, noch viel weniger aber ihn zu seinem Schuldner zu machen. — In Dublin war es, erwiederte der Fremde, im Gasthof zum h. Patrick am Pharotisch. Sie hatten Glück im Spiel gehabt, und machten da-

mals einen höchst bedrängten Mann glücklich, den Sie nicht kannten, ja, den Sie kaum angesehn hatten. Hierauf verschwanden Sie so schnell, daß ich Ihnen Ihr Geschenk nicht einmal hätte zurückgeben können — und in Wahrheit, meine Noth war damals unbeschreiblich. Der fromme Wunsch, mit dem Sie Ihr Geschenk begleiteten, hat Früchte getragen. Gottes Segen hat jede meiner Unternehmungen begünstigt, und Alles, was mir gelang, wurde mir werther durch die Erinnerung an meinen Wohlthäter und an seinen Wunsch. Ihr Geschenk habe ich von dem Augenblicke des Empfanges an immer nur als ein Darlehn betrachtet. Haben Sie die Güte, Mylord, es jetzt mit den Zinsen meines Dankes zurück zu nehmen. Ich bedarf es nicht mehr, und aus Ihrer gesegneten Hand kann es noch Vielen eine Quelle des Glückes werden.

Jetzt kehrte nun dem Lord die Erinnerung an jenen Vorfall wie aus einer dunkeln Ferne zurück. Mit zögernder Hand nahm er das dargebotene Geld und sagte: Es ist viel mehr meine Pflicht Ihnen zu danken, daß Sie sich einer Handlung erinnern, die von meiner Seite nicht das geringste Verdienst hatte, bei der ich mich jetzt aber als ein willenloses Werkzeug der Vorsehung betrachten darf, die mir das Glück gegönnt hatte, einem braven Manne nützlich zu werden.

Bei diesen Worten umarmte er den Mann, fragte ihn nach seinen Schicksalen, seinen Beschäftigungen und seinen Verhältnissen, und da er von ihm erfuhr, daß er in Kürze seine Tochter verheirathe, bat er um die Erlaubniß bei der Hochzeit zu seyn.

Ihr werdet leicht glauben, daß ihm diese nicht versagt wurde. Der Lord kam auch wirklich, begleitete das Brautpaar in die Kirche, und saß bei der Mahlzeit an der Seite der Braut. Diese fand unter ihrem Teller einen Schmuck von großem Werthe, von dem Niemand wußte, woher er kam. Es war aber nicht schwer zu rathen, und alle Augen wendeten sich nach dem Gaste, der aber that als merkte er nichts. Nach Tische aber küßte er die schöne Braut auf beide Wangen, wie es in England Sitte ist, und da konnte man es ihm an den Augen ansehn, daß dieser Dank, den er sich selbst nahm, ihm lieber war als Alles, was man ihm mit Worten über seine Großmuth hätte sagen können.

16.

Der Staar.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max. Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kömmt, der wird von diesem Könige Vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er Jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zum Herzen gehn als von Andern. Früh schon und eh' er hoffen konnte irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande, und gewann die Herzen Aller, die ihm nah kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere kleiner wird, das wiederfuhr dem guten Max. Joseph nicht; sein Herz blieb wie es gewesen

war ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reicher als zuvor unter dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich heraus zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehn, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam, und der offne Wagen langsam durch das Gedräng fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwieß, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erführe, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging, und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu, oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt, und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte, und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehn wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahndung von Unwohlsein ging vor ihm her; aber Niemand war besorgt, so wenig als er selbst; kein Arzt ward gerufen; kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen

Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derselben Stellung, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß; die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaißter Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde, nebst vielen andern Dingen, auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte; viele seltne Thiere mannichfaltiger Art, auch überseeïsche Lori's, Papageien und deutsche Staare. Von den Letztern waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte, und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte; wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräthe fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau worden war, stumm umhergeht, und sich grämt, daß er das Alles überlebt. Als nun der alte unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot Niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei oder viermal angeboten hatte, und Alles schwieg, wurde der Käfich mit dem Staare in eine Ecke bei Seite gesetzt, und andre Dinge ausgerufen. Auf einmal schallt es aus der Ecke: Max Joseph! Vater Max! — Alle Köpfe wen-

deten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. Wer ist's? Wer ruft? fragten Viele; und da Einer, der dem Käfich zunächst stand, sagte: Es ist der Staar, der weggesetzt worden ist; da riefen Alle, wie aus Einem Munde: Den Staar, den Staar her! So kam der unscheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren; weil es eben Jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar selbst aber, da Alles um ihn her so lebendig wurde, und alle Anwesenden ihn liebkoßten und lobten, wurde nun auch ganz munter, und rief in einem fort: Max Joseph! Vater Max! nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun Jeder den beredt-gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Staar so theuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die Andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten.

17.

Ottmar.

Wie aus einem kleinen Saamenkorne hohe Bäume wachsen, so wachsen böse Thaten auf aus geringen Anfängen. Der Weg von dem ersten Fehltritt bis zu dem Verbrechen, das auf das Blutgerüst führt, scheint weit, aber der Raum wird ausgefüllt durch wachsende Dreistigkeit, steigende Begierden, und das Bedürfniß der Befriedigung eines Hanges, der bei seinem ersten Beginnen nicht so gefährlich schien. Der Stammbaum der meisten Verbrechen geht wie der Stammbaum der edelsten Geschlechter von einem unscheinbaren Anfange aus. Das Gute, wie das Böse, erzeugt sich nicht auf einmal; Beides verlangt seine Zeit; Jenes zu fördern, Dieses zu vermeiden, und Beides in seinem Keime zu erkennen, fordert Aufmerksamkeit und Vorsicht. Welcher Mensch aber ist zu jeder Zeit vorsichtig genug, um nie den Fuß auf ungeprüftem Boden nieder zu setzen? Oder wer achtet so streng auf sich selbst, um jede Regung zu verhüten, die zur Leidenschaft aufwachsen könnte? Gewiß Niemand. Niemand könnte es, wenn es auch ersprießlich wäre; so wie auch kein Auge scharf genug ist,

so tief in das Verborgene oder so weit in die Ferne zu sehn. Nur das Auge Gottes vermag es; und nur seine Obhut kann unsre Schritte leiten, daß sie nicht einen schlüpfrigen Abhang betreten. Darum, meine Kinder, unterlaßt nie jeden Morgen mit Andacht zu beten: Führe uns nicht in Versuchung! und wenn ihr am Abend, in Euern Gedanken, den Weg zurückmeßt, den ihr zurückgelegt habt, ihm zu danken, daß er Euch vor Verirrungen und Fehltritten behütet hat, die Ihr bereuen müßtet. Dieses wird ein Vertrauen in Euerm Gemüthe wurzeln lassen, das von einer bessern Art und fester ist, als das Vertrauen auf Eure eigne Kraft, die Euch wohl allzu oft verlassen möchte, wenn Ihr sie am meisten nöthig habt. Ohne diese religiöse Grundlage gleicht das Leben einer Pflanze ohne Wurzel, die sich nur in stiller Luft aufrecht hält; aber auch dann nur auf eine kurze Zeit; frisches Leben und frohes Gedeihn ist nicht in ihr. So hat mich die Erfahrung meines Lebens gelehrt. Fast immer, wenn ich Leute von Erziehung und guten Anlagen in Verbrechen und bösen Thaten enden sah und der Kette ihrer Vergehungen nachspüren konnte, hab' ich gefunden, daß ihr erster Ring irgend eine Neigung war, die sie, eben aus Mangel einer religiösen Grundlage, zur Herrscherin in sich hatten aufwachsen lassen. Sie hatten sich verzärtelt, und ihr Ohr der Stimme der Warnung verschlossen. „Wer sich nicht warnen läßt, sagt die Schrift, der ist schon auf der Bahn der Gottlosen; wer aber Gott fürchtet, der nimmt die Warnung zu Herzen. Wer aber noch überdieß trotzet, dem steht Gott fern, und ein kluger Mensch merkt, daß er untergehn will.“ Da geschieht dann,

daß, wie man zu sagen pflegt, ein Solcher gleichsam muthwillig in sein Verderben rennt. Der Hang, der ihn beherrscht, reißt ihn fort, daß er den Abgrund vor seinen Füßen nicht sieht; und wenn seine Augen sich öffnen, ist es zu spät. Er muß hinab, und weil er seinem Fuße nicht Stillstand gebot, als es Zeit war, muß er nun dem gleitenden Fuße zum Untergange folgen.

Es steht mir hierbei das Schicksal eines unglücklichen Jünglinges vor Augen, dessen Vater ich gekannt habe. Dieser Mann hatte in seiner Jugend durch Unvorsichtigkeit den Tod eines Freundes verschuldet, und dieses Unglück hatte über sein Leben eine Düsterheit verbreitet, die seinen starken und reichbegabten Geist in allen seinen Bestrebungen hemmte. Vielleicht war hiervon etwas auf seinen Sohn übergegangen; gewiß aber lag in seinem Gemüthe nicht wenig von dem Character seiner Mutter, einer Frau von stolzen Ansprüchen, und darum mit der Beschränkung ihrer äußern Lage unzufrieden. Ihren Sohn, ihr einziges Kind, liebte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit; und da er lebhaften Geistes war, träumte sie Großes von ihm. Das war der mütterlichen Eitelkeit leicht zu verzeihen; aber daran that sie übel, daß sie den Knaben mit den Träumen ihrer Einbildungen unterhielt und seine Zukunft mit dem Schimmer äußrer Ehre ausmalte, der einst, wenn er das Seinige thäte, unfehlbar auf ihn fallen würde. Ottmar, so hieß der Knabe, glaubte diesen Verheißungen leicht. Die Stellung seines Vaters in der Nähe des Hofes einer kleinen Residenz brachte ihn frühzeitig mit den Kindern adeliger Häuser in Verbindung. Diese Verbindungen nährten seine Eitel=

keit; er fing an sich ihnen gleich zu stellen und ahmte ihnen nach. Nun war damals in dieser Classe ein trauriger Hang zum Spiele eingerissen. Die Söhne thaten, was sie ihre Väter thun sahn; Spiel war der Zweck und der Mittelpunkt ihrer Gesellschaften, und diese Art der Unterhaltung, dem jugendlichen Alter und seiner Entwickelung so unangemessen, weckte Leidenschaften der niedrigsten Art. Ottmar nahm Anfangs keinen Theil daran. Er kannte die Regeln des Spiels nicht, und hatte kein Geld. Aber jene lernte er bald, und zum Gelde mußte die Mutter helfen. Es ist kränkend für mich, sagte er zu ihr, so allein den untheilnehmenden Zuschauer zu machen, und wenn sie mich zur Theilnahme auffordern, und ich mich weigern muß, was kann ich antworten? Sie sehn mich dann nicht für voll an, und ich muß erwarten, daß sie mich nicht mehr einladen. Das würde mir aus einem solchen Grunde sehr empfindlich seyn.

Diese Klagen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mutter gab das wenige Geld, das sie hatte, her, und Ottmars erster Versuch war vom Glücke begünstigt. Er kam um die Hälfte reicher nach Hause. Die bethörte Mutter theilte seine Freude, und ließ ihm Alles; der Vater aber, jedes Spieles Feind, erfuhr nichts davon. Auch das zweite und dritte Mal war der Erfolg nicht weniger günstig; und so schlug was ein Glück schien, zu seinem Verderben aus. Einige Knaben jener Gesellschaft, älter als er, und über ihr Alter erfahren und verderbt, schlossen sich enger an ihn an. Man kam öftrer zusammen, und spielte bei

verschloßnen Thüren in engerm Kreis. Aus dem Vergnügen war ein Bedürfniß geworden.

Das Glück im Spiele ist wie ein leichtsinniges Weib; wankelmüthig und falsch. Zuerst begünstigend, nährt es die Leidenschaft; hält dann mit wechselnder Gunst die Hoffnung wach; ergreift zuletzt plötzlich die Flucht, und spottet der Verzweiflung, die umsonst die letzte Kraft erschöpft, um es zur Rückkehr zu nöthigen. Ottmar erfuhr dieß nur allzufrüh. Der frühere Gewinn ging fort; er blieb seinen Mitspielern schuldig; seine Ehre stand auf dem Spiel; er mußte sich seiner Mutter entdecken; und diese kannte die strenge Verpflichtung der Ehrenschulden zu gut, um nicht die Verlegenheit ihres Sohnes zu theilen. Sie half ihr durch schmerzliche Opfer ab, ließ sich aber zugleich ein feierliches Versprechen geben, das Glückspiel zu meiden, ohne doch deshalb, was ihr ausführbar schien, mit seinen Freunden zu brechen.

Acht Tage lang hielt Ottmar Wort; die Verführer aber rasteten nicht. Lockungen aller Art, Bitten und Schmollen, Hohn und Spott ward versucht. Die alte Leidenschaft half von innen heraus auch mit, und erhob ihre Stimme, erst leiser, dann lauter und immer lauter. Nun, sagte er endlich, noch Einmal will ich mit Euch spielen; aber dann laßt mich in Ruhe.

Die falschen Freunde fielen ihm jubelnd um den Hals. „Also heut Abend! Und Du gibst uns Dein Ehrenwort, daß Du nicht ausbleibst." — Früher als gewöhnlich kamen sie zusammen. Ottmar war der letzte. Das Herz war ihm schwer. Hätte ich doch, dachte er, der Mutter das Versprechen nicht gegeben! oder hätte

ich mich nicht bereden lassen! Soll ich nun hingehn und sagen: Ich darf nicht spielen; Mutter hat's verboten? Unmöglich. Ich müßte vor Scham vergehn.

Er wußte, daß er Unrecht that; aber er meinte, er könne nicht anders. Die freudige Begrüßung der Versammelten heiterte ihn nicht auf. Er erwartete Unglück. Es ging aber anders als er gedacht hatte; denn nie war ihm das Glück günstiger gewesen. Die guten Karten fielen ihm nur so zu, und er strich einen ansehnlichen Gewinnst ein. Die Mitspieler jammerten. Wann kommen wir wieder zusammen? hieß es beim Aufbruch. — Wann Ihr wollt, antwortete Ottmar; aber nicht zum Spiel. Ihr wißt, was ich Euch gesagt habe. — Nicht zum Spiel? riefen Jene wie aus Einem Munde. Das wäre uns eine feine Manier. Andern das Geld abnehmen ohne Revanche zu geben! Ein so malhonnettes Spiel sind wir nicht gewohnt. Wir sind Leute von Ehre.

Durch diese Worte fühlte sich Ottmar tief verletzt; der Vorwurf seiner geringern Abkunft entging ihm nicht; und da er dem Spielergebrauche und seinen Anforderungen nichts entgegensetzen konnte, ward eine neue Zusammenkunft bestimmt. Der zweite Bruch des gegebnen Wortes kostete weniger Kampf als der erste; die beschönigenden Gründe hatten sich vermehrt, und bald war das Versprechen ganz vergessen. Alles ging wieder den vorigen Gang. Abwechselnd schwankte das Glück; eines Tages aber fielen die Karten so unglücklich gegen ihn, daß er mit einem ansehnlichen Rest in Schuld blieb. Die nächste Sitzung fiel nicht glück-

licher aus. Er ahndete Betrug. Ich spiele nicht mehr mit Euch, sagte er, in dem Aufwallen bittern Verdrusses gegen seine Mitspieler und sich selbst; ich spiele nicht mehr mit Euch. Ihr plündert mich wie Straßenräuber. — Wie Du willst, antworteten die Gauner. So Einen wie Dich finden wir überall wieder. Wenn Dich aber Dein lumpiger Verlust so grimmig macht, daß Du Dich von uns lossagst, nachdem Du doch so oft von uns gewonnen hast, so wisse, daß Du binnen zweimal vier und zwanzig Stunden bezahlen mußt. Wo nicht, so erklären wir Dich bei allen unsern Bekannten für einen ehrlosen Schuft. Das Plündern und die Straßenräuber behältst Du gut für ein andermal.

Ohne Abschied und voll Ingrimms ging Ottmar fort. Er lief einige Straßen auf und ab; aber so wie er kühler wurde, drängte sich auch seine Verlegenheit gewaltiger vor. Wie sollte er zahlen? Sollte er von neuem Hülfe bei seiner Mutter suchen? Er wußte, daß sie nicht so viel hatte, als er bedurfte; hätte er das aber auch nicht gewußt, ihr den Bruch des gegebnen Wortes zu bekennen, das kränkte seinen Stolz zu sehr. Er fand keinen Rath. Die zugestandene Frist war kurz; aber auch bei einer längern wäre er nicht besser berathen gewesen.

Tiefsinnig, verzagt, mit sich und seinem Schicksal entzweit, ging er im Hause umher, die Nacht brachte ihm keinen Schlaf; auch der folgende Tag ging zu Ende, und noch einer; und mit ihm floß die gesetzte Frist ab. Seine Angst stieg von Stunde zu Stunde. Um sich zu zerstreuen, ging er auf das Zimmer seines Vaters, um ein Buch zu holen. Das Zimmer war leer, aber

der Schreibtisch stand offen, und auf diesem lag Geld. Soll ich davon nehmen? dachte Ottmar. Da wär' ich ja gleich aus der Noth. Er streckte die Hand aus — zog sie wieder zurück; fuhr noch einmal zu, und mit einem scheuen Blicke nach der Thür erfaßte er ein Dutzend aufgesetzter Thaler und floh hinaus. Niemand war ihn gewahr worden.

Die Verfassung des Gemüthes zu schildern, mit der Ottmar dem Hause zueilte, wo er seine Mitspieler versammelt wußte, möchte schwer, wenn nicht unmöglich seyn. Der augenblicklichen Noth abzuhelfen, war das Mittel gefunden. Aber welch ein Mittel? Um seine Ehre bei den Spielern zu retten, hatte er sich mit Schande bedeckt; und um eine Schuld zu lösen, hatte er sich in ein Verbrechen gestürzt, vor dessen Folgen er bebte. Sein Herz zitterte vor Angst. Indem er nun so, in Gedanken versunken, ohne zu sehn und zu hören, seinen Weg fortsetzte, klopfte ihn einer seiner ältern Bekannten auf die Schultern, daß er zusammenfuhr und sich mit erblaßtem Angesicht umwendete. Lachend sagte Jener: „Was hast Du denn vor, Ottmar? Ich gehe schon, ich weiß nicht wie lange, hinter Dir her, und Du wirst es nicht gewahr. Du gehst ja wie Einer, der seinen letzten Kreuzer verspielt hat und vor seinen Gläubigern läuft."

Bei diesen zufälligen Worten erschrak Ottmar noch mehr, als ob ihm seine That vorgeworfen würde, faßte sich aber und sagte: O ich spiele gar nicht mehr. Du kannst mir glauben. Ich habe mich von der Cameradschaft losgesagt. — „Da hast Du wohl daran gethan, sagte der Andre. Sie sind Schelme von Haus aus,

und mit allen Wassern gewaschen. Sie haben es gar kein Hehl, daß sie Dich betrügen; aber Du wärst ein Schaaf, sagen sie, und gingst so dämisch Deines Weges fort, als ob es gar keine Wölfe gäbe.“ — Haben sie so geprahlt? sagte Ottmar zitternd vor Wuth. — „Du kannst mir glauben,“ versetzte der Andre; „ich hab' es von guter Hand, und nahm mir gleich vor, Dich zu warnen. Nun, scheint es, ist es nicht mehr nöthig, da Du selbst zur Einsicht gekommen bist.“

Unter diesem Gespräche war Ottmar an die Thür des Hauses gekommen, wo sich die Spieler zu versammeln pflegten. Eilig stürzte er die Stiegen hinauf, und riß das Zimmer auf, wo die Spiel-Sitzungen gehalten wurden. Die Verschworenen, in leisem Gespräch unter einander begriffen, fuhren aus einander, als Ottmar so rasch eintrat. Daß er kommen würde, seine Schuld zu entrichten, hatte keiner geglaubt. Da trat er, wie gesagt, herein, warf das Geld auf den Tisch, daß die Karten umherflogen, und rief ihnen mit zitternden Lippen zu: Da habt Ihr Eure Beute! aber verflucht sey, wer diese Räuberhöhle wieder betritt.

Diese Worte in grimmigem Zorne gesprochen, betäubten die Bande. Sie waren wie verstummt; Keiner wagte dem Wüthenden in die Augen zu sehn. Als er ihnen aber den Rücken wendete und die Thür in der Hand hatte, kehrte ihr Muth zurück. Unverschämter! schrien sie ihm nach: Meinst Du, es wäre uns soviel an Deinem elenden Gelde gelegen, daß wir uns ungestraft von Dir beleidigen ließen? Haben wir Dich Elenden nicht schon allzu lange unter uns geduldet? Geh, packe Dich zu

Deines Gleichen; und wenn Du wagst, uns gegen irgend einen Menschen Räuber zu nennen, wie Du jetzt in Deiner Dummheit thust, oder zu sagen, wir hätten Dich betrogen, so wisse, daß Du ein verlorner Mensch bist."

Während dieser drohenden Anrede hatte sich Ottmar wieder zu ihnen gewendet. Wie? sagte er mit funkelnden Blicken und einem Tone schneidenden Hohnes: Wie? ich soll nicht sagen, daß Ihr Betrüger seyd? Habt Ihr es doch selbst gesagt und mit Eurer Schlechtigkeit geprahlt. Wagt es zu leugnen, wenn Ihr könnt!

Du bist ein unverschämter Lügner! rief ihm einer aus der Bande zu, und Alle stürzten mit geballten Fäusten auf ihn ein. Er that Widerstand. Ein wüthender, aber ungleicher Kampf entzündete sich. Ottmar unterlag und wurde die Stiegen hinabgeworfen. Schäumend vor Wuth kehrte er nach Hause zurück.

* * *

Während dieser Zeit war in dem väterlichen Hause ein Sturm schlimmerer Art ausgebrochen. Wenige Augenblicke nach dem begangenen Diebstahl, als Ottmar kaum mit seinem Raube auf die Straße getreten war, kehrte der Vater in sein Zimmer zurück, und vermißte beim Einpacken des Geldes die fehlende Summe. Er war überzeugt, daß kein Irrthum von seiner Seite obwaltete; sie mußte entwendet seyn. Der Diener war beim Aufzählen des Geldes gegenwärtig gewesen; er konnte in das Zimmer zurückgekehrt seyn und den Diebstahl verübt haben. Niemand war sonst, auf den der Verdacht hätte fallen können. Der Diener wurde gerufen, und da er nicht zu finden war, wuchs der Verdacht.

Denn was lag näher als die Vermuthung, daß er ausgegangen sey, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen? Als er zurückkam, und sein Herr ihn mit Heftigkeit fragte: Wo er gewesen? und was er auswärts gethan habe? und der verschüchterte Mensch in der Bestürzung, oder aus einem andern Grunde, nicht gleich zu antworten wußte, stieg der Verdacht in den Augen seines Herrn zur Gewißheit. Der unschuldige Diener wurde mit Ungestüm fortgejagt, und da er bestürzt und scheu um ein Zeugniß bat, erhielt er die Antwort: er möchte Gott danken, daß ihm das Zeugniß nicht von der Polizei geschrieben würde.

Dieser Akt der Justiz — ein Akt der ungerechtesten Leidenschaft — war eben vollbracht, als Ottmar zurückkam. Er fand Alles verstört; Vater und Mutter in der heftigsten Aufregung; den Vater düstrer als je. Mit klopfendem Herzen hörte er den Vorfall aus dem Munde der Mutter. Sich selbst sah er freilich dadurch vom Verdachte befreit; aber eine andre Last, nicht weniger schwer und drückend, fiel auf sein Herz. Er wußte, und Niemand als er, daß dem Diener Unrecht geschah; und es war nur allzu wahrscheinlich, daß dieser arme Mensch, von Natur scheu und blöde, bei dem Mangel eines Zeugnisses vielleicht lange ohne Dienst und hülflos umher irren müßte. Der Gedanke an die Mißhandlungen, die er so eben erlitten hatte, trat in den Hintergrund; und die Stimme des Zorns, die kaum noch so laut in ihm gewesen war, verlor sich in dem lautern Schrei des bösen Gewissens. Seine innere Verstörung war unbeschreiblich. Als er nun am Abend mit den Eltern bei Tische saß, und Niemand ein Wort

sprach, schöpfte er sich ein Herz und sagte: Es könnte ja aber doch vielleicht seyn, daß Heinrich unschuldig wäre. In dem halben Jahre, daß er bei uns dient, ist ja nie ein Verdacht gegen seine Ehrlichkeit aufgestiegen. Und wenn er so ohne Zeugniß umherirren muß — — Schweig, sagte der Vater, der nur allzuwohl fühlte, daß er nicht den gesetzmäßigen Weg gegangen war, und nun um desto weniger an die Ehrlichkeit des fortgejagten Dieners glauben wollte: Schweig, mit Deiner unzeitigen Rechtfertigung, wenn ich nicht glauben soll, daß Du selbst der Dieb bist.

Dieses Wort schlug den Schuldbewußten wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Die Mutter bemerkte es, und betroffen von der Härte des Vaters, hielt sie das Erröthen der Schuld für die Farbe des Unmuthes über den schmählichen Vorwurf. „Ottmar meinte es doch gut, sagte sie zu ihrem Manne. Einem edeln Gemüthe, wie das seinige ist, muß es freilich unmöglich scheinen, etwas so Schändliches zu thun."

Ottmars Gesicht erglühte jetzt noch heftiger. Er ergriff die Hand seiner Mutter mit Ungestüm und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Die Mutter zog ihn an ihre Brust. Gott gebe, sagte sie mit weicher Stimme, daß Du Dir immer gleich bleibst!

Durch diesen Glauben an seine Güte war Ottmar wie vernichtet. Das Geständniß der Schuld hatte sich schon zu seinen Lippen gedrängt; aber es jetzt auszusprechen war ihm unmöglich. Hätt' er sich auch selbst nicht geschont, aber wie sollte er das vertrauende Herz seiner Mutter durch ein solches Bekenntniß brechen?

Die Nacht, die auf diesen Abend folgte, war noch qualvoller

als die vorigen. Sein Lager war wie mit Dornen bedeckt; und die Dornen des Gewissens sind glühenden Pfeilen gleich. Umsonst suchte er die Vergessenheit im Schlaf. Der Schlaf floh ihn; und wenn er die Augen schloß, traten verworrene Bilder vor seine Seele, Bilder erlittener Mißhandlungen und künftiger Strafen; höhnende Gespenster und ein endloses Gewirr von Schmach und Schande. Auch den unglücklichen Heinrich sah er, wie er unter der Last eines Verbrechens, an dem er keinen Theil hatte, dienstlos umherirrte; von der Gesellschaft der Menschen als ein Dieb der schlechtesten Art ausgestoßen, und vielleicht durch die Noth zu dem Verbrechen gezwungen, für das er jetzt unschuldig litt! Was sollte er thun? Es gab nur einen Weg aus diesem Irrsal, und sein beßrer Geist rief es ihm zu: Geh! wirf Dich Deinem Vater zu Füßen! Bekenne Deine Schuld und rette den Unschuldigen! — Dieses Mittel verwarf sein Stolz. Halb wahnsinnig in Angst und Verzweiflung rief er sich zu: Ich kann mein Leben zu seiner Rettung opfern; aber meine Ehre nicht. Ich kann die Schrecknisse des Todes besiegen; aber Erniedrigung und Schande zu ertragen — wer vermöchte das?

Ich will, fuhr er, sich selbst betrügend, in seinem Selbstgespräch fort: Ich will kein Mittel unversucht lassen, dem Menschen zu helfen. Ich will arbeiten — ich will hungern, wenn es seyn muß — ich will jedem Vergnügen, jedem Genuß entsagen, um ihm Beistand zu leisten.

So rief ihm sein böser Geist zu, und diese nichtigen Worte prahlender Selbstopferung sollten ihm Beruhigung geben, und die

Last seiner bösen That aufwiegen! Eitle Täuschung! Die Lügenworte des Stolzes gleichen einem betäubenden Tranke bei unheilbaren Uebeln. Weit entfernt das Uebel zu heben, vermehrt er es. Ottmar verschloß sein Ohr der innern Stimme, die ihn zur Rückkehr aufrief, und indem er die Büßung von sich stieß, die allein Rettung gewähren konnte, verfiel er immer mehr dem Betrug eines durch Eitelkeit und Stolz verwirrten Gemüthes.

Nach einer qualvollen Nacht bringt schon das Licht des Morgens Trost; und so wie ein Tag nach dem andern verschwand, und jeder still und ohne neue Aufregung verfloß, verzogen sich auch die trüben Gedanken vor Ottmars Seele wie trübes Gewölk, so daß er nach wenigen Tagen meinte, er habe die Sache zu schlimm genommen und sich ohne Ursache so arg gequält. Die Noth, glaubte er, entschuldige seine That; und da er von dem Heinrich nichts weiter höre und sehe, so sey es wahrscheinlich, daß er an einem andern Orte ein Unterkommen gefunden habe.

* *
*

Wenige Wochen nach diesen Vorfällen trat in Ottmars Leben eine neue Periode ein, die seinen Untergang beschleunigte. Seit der Zeit, wo er sich dem Spiele ergeben, hatte sein Vater einen Stillstand in seinen wissenschaftlichen Fortschritten bemerkt. Unbekannt mit dem eigentlichen Grunde dieser Erscheinung, schloß er auf Erschlaffung oder auf Abneigung gegen Wissenschaft, oder Mangel an Fähigkeiten, und hatte, um allen dem entgegen zu arbeiten, in einer benachbarten militärischen Erziehungsanstalt, die wegen der darin herrschenden Zucht in gutem Rufe stand, eine

Stelle für ihn ausgemacht. Ottmars Neigung sagte der Bestimmung seines Vaters zu. Er kannte den Soldatenstand nur nach der äussern Erscheinung. Er sah die Achtung, die dieser Stand vor andern genießt, die feste und sichere Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft behauptet; den Sieg, möchte man sagen, den seine Ansprüche fast in allen Verhältnissen davontragen; Alles das hatte ihm die Neigung des eiteln Knaben gewonnen, welcher sich nicht einfallen ließ, daß der Weg zu diesem glänzenden Ziele anders als leicht und ergötzlich seyn könnte. Gern und mit lachenden Hoffnungen ging er zu seiner neuen Bestimmung ab; kaum aber war er mit den Einrichtungen des Hauses bekannt geworden, als er sich durch die strenge Regelmäßigkeit, die in Allem herrschte, vor Allem aber durch den gebieterischen Ton, mit dem das Gesetz hier gehandhabt wurde, verletzt fühlte. Wachen und Schlafen, Lernen und Müssiggehn, selbst das Vergnügen und die Erholung war an die Uhr gebunden; die geringste Verletzung der festgesetzten Ordnung war mit Strafen bedroht, und jeder Ausspruch eines Vorgesetzten galt für Gesetz. So ein Befehlen und einen solchen Gehorsam hatte er noch nicht gekannt. Er meinte in einem Gefängniß zu seyn; und der Gedanke an Kerkermeister und Mitgefangene wurde noch lebendiger in ihm, wenn die ganze Anstalt zur gesetzten Stunde, in Begleitung ihrer Aufseher, Paar und Paar, in streng geordnetem Zuge auf die vorgeschriebnen Spaziergänge ausgetrieben wurde. Von diesem Gedanken lag der Wunsch zu fliehn nicht fern. Aber die Thüren waren wohlverschlossen bei Tag und bei Nacht, und

wären sie es auch nicht gewesen, wohin hätte er fliehn, zu wem hätte er sich wenden können?

Einige Monate waren ihm so trüb' und düster genug vergangen, als auf einem der regelmäßigen Umzüge der Schule sein Nebenmann zu ihm sagte: Wie kömmt es, daß Sie immer so stumm und trübsinnig sind? Gefällt es Ihnen nicht bei uns, oder ist Ihnen etwas unangenehm hier? — Ottmar seufzte ohne zu antworten. — Ich verstehe Sie, sagte der Andre. Als ich hierher kam, ging es mir, wie es Ihnen zu gehn scheint. Im väterlichen Hause war ich der Freiheit gewohnt; hier kam ich in die Sclaverei. In den ersten Wochen hatte ich täglich einigemal die größte Lust mich in das Wasser zu stürzen. Dann besserten sich die Zeiten, und ich suchte mir auf eine weniger halsbrechende Weise zu helfen. Jetzt tanze ich zu der Musik meiner klirrenden Ketten. — Ich glaube gern, antwortete Ottmar, daß Zeit und Gewöhnung viel vermag; aber so wie ich jetzt fühle, habe ich wenige Hoffnung, daß es mir je so wohl werden wird. — Warum nicht? sagte der Andre. Zeit und Gewöhnung thut etwas; die Hauptsache aber ist immer was Jeder selbst dabei thut. Wenn man einmal Ketten tragen muß, wie wir, so muß man sie sich leicht und bequem machen. — Aber wie ist das möglich? sagte Ottmar. Wie das möglich ist? versetzte der Nebenmann. Das läßt sich nicht so gleich sagen; am wenigsten hier. Haben Sie aber nicht gehört, was uns neulich Professor Endrös von einem Fuchs erzählte, der auf einem Edelhofe an der Kette lag? Jede Nacht zog er den Kopf aus dem Halsbande, mit dem er ange=

schlossen war; revierte keck und wohlgemuth in der Gegend umher; machte freundschaftliche Besuche in den Hühnerställen und war jeden Morgen wieder an seiner Kette.

Wovon sprechen Sie denn so eifrig? fragte einer der begleitenden Aufseher. — Wir repetiren die Naturgeschichte, Herr Lieutnant, antwortete Ottmars Nebenmann mit unbefangner Keckheit. — Schön, schön! sagte der Lieutnant; wer es gut bei uns haben will, muß die Zeit benutzen. — Gewiß, erwiederte Jener. Ich hab' es mir zum Gesetz gemacht, keinen Augenblick zu verlieren; und wenn ich dann meine Zeit recht angewendet habe, so fühle ich mich so frei, so wohl! Auch darüber sprach ich mit meinem jungen Cameraden hier, der noch nicht die rechte Idee davon hat. Es wird aber schon werden, wenn er mir folgt und gute Lehre annimmt.

Der Lieutnant entfernte sich unter großen Lobsprüchen. Ottmar staunte. Solche Dreistigkeit, eine so gewandte Schelmerei war ihm noch nicht vorgekommen.

* * *

Ottmar dachte jetzt Tag und Nacht an die Worte seines Cameraden; er brannte vor Begierde nach Erklärung ihres verborgnen Sinns; und da an den nächsten Tagen die Witterung den gewohnten Spaziergang verbot, suchte er auf andern Wegen Gelegenheit ihn allein zu sprechen. Jener aber kam ihm dabei nicht entgegen, ja, er schien einer Erklärung aus dem Wege zu gehn. So vergingen mehrere Tage, während denen Ottmar nirgends Ruhe fand. Seine Knechtschaft, wie er es nannte, kam

ihm jetzt noch weit unerträglicher vor, da ihm von fern ein Schimmer von Hoffnung erschienen war. Es war ihm zu Muthe wie dem Schiffbrüchigen, der auf dem nackten Felsen sitzend, seine Blicke auf das öde Meer aussendet, und nach langem Harren am fernen Horizont die Segel eines Schiffes sieht. Er hofft Rettung davon. Er ruft so laut seine Kräfte vermögen; er bewegt sich auf alle Weise; aber während er ruft, während er Zeichen gibt, gleitet das Schiff unaufhaltsam fort auf seiner Bahn und verschwindet am fernen Horizont.

Ottmars Zustand war den scharfen Augen seines Cameraden — er hieß Hugo — nicht entgangen. Absichtlich hatte er ihn durch Räthsel gereizt, und schob nun eben so absichtlich ihre Erklärung hinaus, um des Gelingens seiner Plane gewisser zu seyn. Endlich erschien der günstige Augenblick. Einige Unregelmäßigkeiten von geringer Bedeutung, die man bisher unbeachtet gelassen hatte, waren zur Sprache gekommen; weitläufige Untersuchungen waren angestellt worden; die Aufsicht wurde geschärft und ein neues Strafedikt bekannt gemacht. Nun, was dünkt Ihnen, sagte Hugo, als er sich während der Erholungsstunde in Ottmars Nähe fand, was dünkt Ihnen von dem, was wir heute erlebt haben? — Daß wir noch mehr Sclaven geworden sind, antwortete Ottmar, und unsre Ketten noch kürzer und schwerer. Ich halte es bei Gott nicht lange mehr aus. Denn Ihre Kunst, die Fesseln bequem und leicht zu machen, entdecke ich doch nie.

Haben Sie denn Hoffnung, fragte Hugo, von dieser Galeere los zu kommen? In dem ersten Jahre, wo ich hier war, und

eh' ich klüger wurde, bestürmte ich meinen Vater mit Klagen und Bitten. Ich fand kein Gehör; ja, ich wurde hart gescholten und zur Ruhe verwiesen. Wird Ihr Vater nachgiebiger seyn als der meinige?

Dazu hab' ich nicht die geringste Hoffnung, antwortete Ottmar. Schon die leisen Anklänge von Klagen, die ich mir in Briefen erlaubt habe, sind mit harten Verweisen erwiedert worden. Meine Mutter wäre wohl nachgiebiger, aber sie darf es sich nicht merken lassen. Mit Einem Worte, es gibt keine Erlösung für mich, als durch die Flucht, und hierzu —

Und hierzu fehlt Ihnen der Muth? sagte Hugo.

Nicht das gerade, fuhr Ottmar fort. Aber wo soll ich hin? Meinem Vater dürfte ich nicht unter die Augen treten.

Hugo schwieg hierauf und sah vor sich hin. Auch Ottmar schwieg. Er hatte auf Mittheilung gehofft, und diese schien auch jetzt auszubleiben. Endlich brach Hugo das bängliche Schweigen. Sie haben mir, sagte er, ich weiß selbst nicht wie, sogleich beim Eintritt in diesen Kerker eine Neigung eingeflößt, die durch die Gleichheit unsrer Gefühle noch verstärkt worden ist, und mich fast zwingt, mich Ihrer anzunehmen. Können Sie schweigen?

Ich bin stumm, wie das Grab, antwortete Ottmar, wenn es die Sache eines Freundes gilt, oder wenn ich mein Wort gegeben habe.

Gut, sagte Hugo: Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nie, und unter keinerlei Umständen etwas von dem verrathen

wollen, was ich Ihnen mittheilen werde. — Ottmar versprach Alles. — Wohlan denn, sagte Hugo. Geben Sie morgen Krankheit vor; ich will dasselbe thun. So kommen wir auf die Krankenstube. Das Weitere wird sich dann zeigen.

Ottmar spielte seine Rolle besser, als er sich selbst zugetraut hatte. Die Bangigkeit, mit der er der Aufklärung des Geheimnisses entgegen sah, das unwillkührliche Zittern, das ihn bei der Anzeige von seinem erdichteten Uebelbefinden überfiel, der Wechsel der Farbe dabei — Alles das gab seinem Vorgeben einen Anstrich von Wahrheit. Auch hegte Niemand Verdacht. Denn da Hugo für den musterhaftesten Schüler der ganzen Anstalt gehalten wurde, so bewirkte die Freundschaft, die er gegen Ottmar zu hegen schien, auch für diesen ein günstiges Vorurtheil.

Alles ging nach Wunsch. Die Krankenstube lag am Ende eines langen Ganges in einem Flügel des weitläuftigen Gebäudes, wo nur wenige Lehrer wohnten, die gewöhnlich, wenn die Abendglocke in den Schlafsaal rief, einige Stunden in der Stadt zubrachten. Hugo wußte das, so wie er jede Einrichtung des Hauses und seine Gelegenheiten auf das Genaueste kannte. Sobald also das Zeichen zum Schlaf gegeben und Alles im Hause ruhig war, zog Hugo eine Blendlaterne hervor, faßte seinen Freund bei der zitternden Hand und zog ihn mit sich fort. Der lange Weg führte zu dem Fenster des Thürstehers. Dieses öffnete Hugo mit einem leisen Drucke, langte den Schlüssel heraus, und öffnete die Hauptthüre, die nach der Straße führte. „Sieh, flüsterte er seinem Begleiter zu, indem er ihn hinaus auf die Straße schob; so zieht der Fuchs

den Kopf aus dem Halsbande." Und zugleich verschloß er die Thür von Außen und steckte den Schlüssel bei.

Jetzt, sagte Hugo, sind wir für drei Stunden frei, und diese Zeit soll nicht unbenutzt bleiben. — Wo führen Sie mich hin? fragte Ottmar, den das Ungewöhnliche der Sache und das Gefühl ihrer Strafbarkeit in banger Besorgniß hielt. — Seyn Sie getrost, antwortete Hugo, indem er seine Schritte beschleunigte; wir sind gleich am Ziele. Aber wir müssen uns Du nennen; schon von jetzt an sind wir Brüder und werden es bald noch mehr seyn.

Nach wenigen Schritten standen sie vor der niedrigen Thür eines schmalen Hauses. Hugo zog die Schelle; die Thür sprang auf, und öffnete ihnen einen langen engen Gang, der durch Geräthe mancherlei Art zu beiden Seiten noch mehr eingeengt wurde, und sich dann nach einer andern Richtung hin wendete. Der Boden war feucht und ungleich; das matte Licht der Laterne täuschte oft; und Ottmar mußte sich öfters an der Wand fest halten, um nicht zu fallen. Endlich standen sie an der Thür eines Hinterhauses. Drei leise Schläge daran öffneten sie. Jetzt gib mir die Hand, sagte Hugo; sechs Stufen gehen hinab; dann sind wir an Ort und Stelle. Trotz der Warnung glitt Ottmar aus, und riß seinen Begleiter im Fall mit sich nieder. Die Laterne erlosch. Aber bei dem Geräusche, das der Fall verursachte, sprang eine Thür auf; mehrere Stimmen fragten zugleich nach der Ursache, und einige unverständliche Worte, die sie zwischen den Lippen murmelten, wurden von Hugo beantwortet. Im nächsten

Augenblicke waren alle verschwunden, und Ottmar blieb allein in der Dunkelheit. In dieser Lage vergingen ihm fast die Sinne vor Furcht. Er warf sich die Unbesonnenheit vor, einem ungeprüften Freunde gefolgt zu seyn, ohne zu wissen, wohin und wozu; und in diesem Augenblicke wäre ihm die Knechtschaft, die er kaum erst verwünscht hatte, lieber gewesen. Nur ein Rest von Stolz und Schaam hielt ihn ab in Thränen auszubrechen. Endlich öffnete sich die geheimnißvolle Thür von Neuem. Zwei dunkele Gestalten traten hinter einem schwarzen Tuche hervor, womit die Oeffnung verhängt war, verbanden dem Zitternden die Augen, und zogen ihn bei den Armen hinein. Tiefe Stille herrschte um ihn her. Nach einigen Minuten aber wurde ein Klirren vernommen, wie von zusammengeschlagenen Waffen, und dieses wurde dreimal in abgemessenen Zwischenräumen wiederholt, worauf eine düstere Grabesstimme eine unverständliche Formel aussprach, die von sechs oder acht Stimmen in gleichem Tone dreimal wiederholt wurde. Dieser Vorbereitung folgte eine Anrede voll mystischen Unsinns, in welcher nichts verständlich war, als der Ruhm der erhabnen Zwecke des geheimen Vereins, dessen Mitglieder versammelt wären, ein neues Bundesglied unter sich aufzunehmen, wenn es sich durch einen feierlichen Eid zum ewigen und unverbrüchlichen Geheimniß verpflichten wollte. „Jetzt, hieß es am Schlusse der Rede, jetzt stehst Du auf dem Scheidewege. Die Rückkehr ist Dir gestattet. Aber wisse, daß, wenn Du diese heiligen Hallen verläßt, ohne ihr belebendes und erquickendes Licht mit Augen gesehen zu haben, Dein ganzes übriges Leben, wie das eines Feig-

lings, mit düsterm Gewölk belastet, jeder Deiner Schritte unsicher und die Freude fern von Dir seyn wird. Verbindest Du Dich uns, so hast Du Freunde auf Leben und Tod; Dein Weg wird eben, und sein Ziel mit Kronen der Ehre bedeckt seyn. Dem Verrath aber folgt augenblicklicher Tod."

Bei diesen Worten klirrten die Waffen noch einmal zusammen. Ottmar leistete den Eid. Die Binde wurde jetzt von seinen Augen weggenommen. Er sah, daß er vor einer Tafel stand, die mit einem schwarzen Tuche, weißen Kreuzen und Todtenköpfen bedeckt war; um sie her acht Bundesglieder, das Gesicht mit schwarzem Krepp verhüllt, funkelnde Dolche in den Händen schwingend. Alle erhoben sich jetzt, begrüßten und umarmten den neu aufgenommenen Bruder, und führten ihn zu dem Platze, den er künftig unter ihnen einnehmen sollte. Einige kurze Reden endigten den ersten Akt des schauerlichen Possenspiels.

Der zweite Akt war fröhlicher. Die Todtenköpfe verschwanden; das schwarze Tuch wurde zusammengerollt und mit anderem Geräthe, das bei der Feierlichkeit gedient hatte, in einen verborgnen Schrank eingeschlossen, und aus diesem Weinflaschen und was sonst zu einem fröhlichen Bacchanale gehört, hervorgeholt. Der feierliche Ernst verschwand, die Gläser wurden angestoßen, der neue Bruder mit Jubel begrüßt, und vorzüglich auf den glücklichen Erfolg des heiligen Vereins fleißig angestoßen.

Ottmar war noch weit entfernt, diese Fröhlichkeit zu theilen. Das Dunkel des Geheimnisses, das fremde Ansehn des Ortes, wo er sich befand, der mehr einem Stall als einem Versammlungssaale

glich; die Unbekanntschaft mit den Menschen, denen er sich so rasch durch die engsten Banden verknüpft hatte — Alles das lastete auf seiner Seele, und weder der Wein, noch die Trinklieder der neuen Brüderschaft konnten das Gewölk zerstreuen, das über ihr hing. Doch gab er sich Mühe, herzhafter zu scheinen als er war; und die Gewalt, die er sich anthat, blieb nicht ohne Erfolg. Er gewann Muth genug, seinen Nachbar zu fragen, was mit kurzen Worten der Verein bezwecke, dessen Glied er geworden sey? — Der Zweck des Vereins? antwortete der Befragte, ein Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren. Was anders als der Genuß des Lebens; Rettung von Tyrannenketten, wie der göttliche Schiller sagt; Umsturz aller Kerker, in denen die Freiheit schmachtet; gerechtere Vertheilung der Güter des Lebens; Gleichheit überall, und darum Untergang der Willkühr und vermeßner Gewalt. Wer den Muth hat, dem folgt der Sieg; darum muß die Jugend voran; denn sie hat Kraft und Vertrauen zu sich selbst. Die Völker seufzen nach Freiheit; aber feig und scheu müssen sie unter dem Drucke finstrer Zwingherrschaft den Wunsch des Herzens verbergen. Wir wollen ihm eine Stimme geben; und wenn die Stunde schlägt, rufen wir die Losung des Glücks durch die Welt und werden von ihr als ihre Retter gepriesen.

Der Redende sprach diese Worte mit lauter Stimme und im feierlichsten Ton. Seine Augen funkelten, und sahen sich in dem ganzen Kreise nach Beifall um. Alle jauchzten. Das Räuberlied wurde angestimmt und zweimal wiederholt. Dann fiel einer dem andern in die Arme; die Stunde der Trennung schlug; die Sitzung

ward aufgehoben, und indem sie sich das Losungswort des Tages zuriefen, gingen sie durch verschiedene Auswege in tiefer Stille von einander.

Diese Nacht entschied über das Schicksal des unglücklichen Jünglings. Er hatte Dinge gehört, von denen er sich nie hatte träumen lassen; und so wenig er auch noch die wahre oder erheuchelte Begeisterung der neuen Brüderschaft theilte, so lag doch in der Sache selbst Etwas, das seinem Hange zur Ungebundenheit schmeichelte, und in die traurige Einförmigkeit seines Schullebens Wechsel brachte. Das Gelingen des ersten Versuchs lud zur Wiederholung ein; und außerdem, daß es Hugo nicht an Aufregungen fehlen ließ, boten die Räthsel des Vereins, von dem er noch so wenig begriff, und die Freude an der Ueberlistung seiner ahndungslosen Zuchtmeister, wie er sie nannte, mannichfaltige Reizungen dar.

Die nächtlichen Ausflüge wurden noch einigemal wiederholt. Hugo war unerschöpflich an Mitteln des Betrugs; der bestochene Thürsteher hörte und sah nicht; bald wurde auch Ottmar dreist. Der Verein wuchs; neue Brüder wurden aufgenommen; Schüler, Studenten und junge Praktikanten, die eben erst in ihre Laufbahn eingetreten waren und vorwärts strebten. Die Mittel des Vereins traten immer deutlicher hervor; an sich nichtig, waren sie auf Hoffnung gebaut. Man hoffte, in den benachbarten Städten ähnliche Verbindungen zu bewerkstelligen, und wenn sich diese, wie man gar nicht zweifelte, mit der Schnelligkeit des Feuers verbreiteten, so mußte nothwendigerweise das veraltete Sparrwerk aller

Obmacht und Herrschaft von der Flamme vernichtet werden. Da der Zweck des Bundes, hieß es, das Höchste der Menschheit sey, so würden auch gewaltsame Mittel gerechtfertigt, ja geheiligt, wenn sie gegen Tyrannenknechte und bekannte Feinde der Freiheit gewendet würden. Engherzige Vorurtheile gestatte er nicht; und was der heilige Zweck gebiete, müsse ohne Bedenken vollbracht werden. Noth kenne kein Gesetz. Die höchste Noth aber sey das Joch der Knechtschaft, und dieses Joch zu brechen wären Mittel nöthig. Auf jedem Wege dürften diese gesucht werden, selbst auf dem, durch welchen Sparta seine Jugend zu den Gefahren des Krieges vorbereitete.

Mit so räthselhaften Worten hatte Hugo bisher das Geheimniß des Bundes angedeutet; es offen auszusprechen hatte er immer noch Bedenken getragen. Da geschah es nun, daß an einem Tage, an welchem eine außerordentliche Zusammenkunft des schwarzen Bundes verabredet war, bei dem gewöhnlichen Spaziergange der Schule ein Bettler, welcher harrend am Wege gestanden hatte, zu Ottmar trat, und ihn um ein Almosen ansprach. Sie werden mich wohl nicht mehr kennen? sagte der Mann, der das Bild des Elendes war. — Heinrich! rief Ottmar aus, indem er ihn scharf in die Augen faßte. Heinrich! um Gotteswillen! — Und bei diesem Ausrufe fiel er blaß, sprachlos und einer Ohnmacht nah in Hugo's Arme.

Durch diesen Vorfall wurde der begleitende Offizier herbeigerufen. Er redete den Bettler hart an, schalt seine Unverschämtheit und hieß ihn gehn. Da ermannte sich Ottmar. Erlauben

Sie, sagte er mit zitternden Lippen, daß ich diesem Manne ein Almosen gebe. Er ist in dem Hause meines Vaters Diener gewesen. — Und wie ist er, fragte der Offizier, in dieses Elend gekommen? Warum bettelt er? — Ottmar verstummte. Er wollte antworten — stockte — fing von Neuem an und brach endlich in Thränen aus.

Kopfschüttelnd sah der Offizier ihn an. Er wußte dieses Benehmen nicht zu erklären, das ihm etwas anders als bloße Wirkung des Mitleidens zu seyn schien. Nun machen Sie fort, sagte er zu Ottmar, und geben was Sie ihm geben wollen. Ihr aber, setzte er hinzu, sich an den Bettler wendend, kommt morgen früh zu mir; ich muß weiter mit Euch sprechen.

Zitternd gab Ottmar dem Unglücklichen was er bei sich hatte. Es war nicht viel; die Beiträge für den geheimen Bund hatten seine kleine Kasse fast erschöpft. Du sollst, sagte er mit leiser Stimme, mehr bekommen, wenn ich in bessern Umständen bin.

Hugo war über das Benehmen seines Freundes nicht weniger verwundert, als der Offizier, und suchte Gelegenheit ihn allein zu sprechen; denn auf dem übrigen Wege war ihm kein Wort abzugewinnen. Unter vier Augen entdeckte er ihm Alles. Seine Verwirrung dabei, seine Schaam, seine Verzweiflung war unbeschreiblich. Wie hätte ich denken können, sagte er, daß meine Unbesonnenheit, daß ein Schritt, zu dem ich mich in der äußersten Noth entschloß, diesen unschuldigen Menschen in solches Unglück stürzen würde! Und nun bin ich arm, so arm! Wenn ich ein

Mittel wüßte ihn zu retten, nichts in der Welt sollte mir zu theuer seyn.

Das Mittel ist bereit, sagte Hugo, dem die Bewegung seines Freundes höchst erwünscht kam; fasse Muth; Dein Wunsch wird erfüllt werden. — Und nun entdeckte er ihm das dunkle Geheimniß des Bundes, der jetzt durch die Thätigkeit einiger seiner Glieder so weit gediehen sey, daß er zur Ausführung seiner hohen Zwecke kräftige Mittel anwenden könne. Nicht ohne Bestürzung hörte jetzt Ottmar, daß der Bund sich mit Schleichhändlern und Gaunern in Verbindung gesetzt hatte, durch die er Nachricht bekam, wo Geld und Kostbarkeiten zu finden waren. Alles war geordnet. Das erbeutete Geld sollte in die gemeinschaftliche Kasse kommen; einige Procente davon sollten unter die Mitglieder vertheilt werden, einige andre den Hehlern zufallen, die für den auswärtigen Verkauf der geraubten Gegenstände sorgen sollten. Das ganze verruchte Geschäft war bis in das Kleinste voraus bedacht; es war für Alles gesorgt, und wenn die entworfenen Plane mit Besonnenheit und Muth ausgeführt wurden, so war, wie Hugo versicherte, der Erfolg ganz unfehlbar. Einige kleinere Versuche waren schon gemacht worden, und ihr glücklicher Erfolg schien das Gelingen der übrigen zu verbürgen, die der Bund beschlossen hatte.

Das erste große Unternehmen dieser Art sollte in der kommenden Nacht ausgeführt werden. In einem Garten nahe bei der Stadt wohnte ein reicher Juwelirer, mit einer alten halbtauben Magd und zwei Gesellen, von denen der eine bei dem Bunde war. Durch ihn hatten die Verbündeten Kunde von Allem;

Alles war durch ihn vorbereitet, und während er sich mit seinem Meister auf der Messe befand, sollte der Raub ausgeführt werden. Der zweite Gesell, welcher das Haus bewachen sollte, pflegte immer einen Theil der Nacht bei seiner Braut zuzubringen; die Magd schlief; eine Leiter war im Garten zu finden, und von einem bezeichneten Fenster war der Riegel inwendig weggezogen. Die Vorbereitungen waren sicher und bestimmt. Man brauchte nur zuzugreifen.

Alles das vernahm Ottmar aus Hugo's Munde, der sich von diesem Unternehmen goldne Berge versprach, und kaum die Stunde der Ausführung erwarten konnte. Jede Einwendung wurde mit siegreicher Beredtsamkeit widerlegt, vor allen Dingen aber das Elend des unglücklichen Heinrichs geltend gemacht, das nur durch dieses Mittel erleichtert oder gehoben werden könnte. Vielleicht, sagte Hugo, wirst Du gar nicht an der Gefahr, sondern nur an dem Gewinne Theil nehmen. Nur vier sind nöthig. Werner, der in dem Hause Bescheid weiß, wird einsteigen; Rupert wacht an der Leiter; zwei andre werden als Wächter auf den Weg gestellt. Diese werden durch das Loos gewählt. Vielleicht trifft Dich das Loos nicht, und trifft es Dich — so läufst Du nicht die geringste Gefahr.

So wie die Sache stand, mußte Ottmar wohl nachgeben. Das Bild des unglücklichen Heinrich, den er durch sein erstes Verbrechen in den Abgrund gerissen hatte, stand ihm flehend vor Augen. Er verabscheute sich selbst; und dieses entsetzliche Gefühl los zu werden, gab es nur Einen Weg — Rettung des Unglückli-

chen aus seiner jetzigen Noth. Das Mittel hierzu ward ihm geboten; dieses Mittel war ein neues Verbrechen. Er entsetzte sich davor; aber die That, die er begehen sollte, lag noch in ungewissem Dunkel; und das verschuldete Unglück lastete unmittelbar auf ihm. Eine andre Rettung aus dieser Pein gab es nicht. Vor und hinter sich sah er den Abgrund offen; seine Schuld drängte ihn vorwärts, und sich aufzuhalten, hatte er weder Muth noch Kraft. Da flüchtete er wieder zu dem eiteln Beruhigungsmittel der Vorsätze jenseits der That. Gelingt das Unternehmen, dachte er, und kann ich den Heinrich retten, so trete ich dann sogleich aus dem Bunde, was auch daraus kommen mag. Was können sie mir denn anhaben? Bin ich nicht im Schutze der Anstalt? und wird mir dieser fehlen, wenn ich mich, wie gewiß geschehn soll, ihren Gesetzen streng unterwerfe?

Die verhängnißvolle Stunde schlug. Die Verbündeten waren versammelt; das Loos wurde gezogen; Ottmar's Name kam heraus und ihm war der Wachtposten am Hause zugefallen.

Anfänglich ging Alles nach Wunsch. Die Nacht war umwölkt und dunkel; nichts regte sich in dem Hause, das in der Mitte des Gartens lag. Die Leiter wurde angelegt; das Fenster öffnete sich wie von selbst. Alles wurde in der tiefsten Stille vollbracht. Kaum aber war das Fenster erstiegen, als Ottmar von der Stadt her ein Gehen vernahm. Er lauschte. Das Geräusch kam näher. Er gab das verabredete Zeichen und floh. Hastige Schritte und ein lautes Rufen und Drohen verfolgte ihn.

Der Nahende war kein andrer, als eben der Gesell, der zur

Bewachung des Hauses von dem Meister zurückgelassen war, sich aber wie gewöhnlich zu seiner Braut begeben hatte. Hier hatte ihn mit einemmal eine heftige Angst überfallen. Er dachte an die Gefahr des Hauses; an das Versprechen, das er seinem Herrn gegeben hatte; an seine Verantwortung — Alles das kam ihm mit einemmal in den Sinn und trieb ihn fort. Mit Entsetzen sah er seine Ahndung bestätigt, als er sich dem Hause näherte. Den Wächter der Thür verfolgte er nur eine kleine Strecke; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe im Hause wären. Während er aber das Haus öffnete, entkamen Jene von der andern Seite, warfen die Leiter um und ergriffen die Flucht. Auf einem Umwege und mit leeren Händen kehrten sie in ihre Herberge zurück, wo Ottmar schon angekommen war, blaß von Schrecken und tief beschämt. Die Zurückgebliebnen standen um ihn her, fragten und drangen in ihn ein; aber er gab keine Antwort. Erst als die übrigen kamen, erfuhren sie den Verlauf der Sache. Noch eine Viertelstunde Zeit und Alles wäre gelungen gewesen! Da zwangen sich die Einen zum Lachen; die Andern wünschten sich Glück unerkannt entkommen zu seyn; Alle aber verfluchten den Gesellen und die unzeitige Störung, und beschlossen neue Unternehmungen. Nur den Muth nicht verloren! rief Hugo, der von Allen der Kühnste war. Was heute nicht gelingt, muß morgen gelingen!

Im Rathe des Himmels war es anders beschlossen.

Ottmar kehrte stumm und in sich gekehrt zurück. Zum erstenmal seit langer Zeit dachte er an Gott, und ahndete in dem Fehlschlagen seiner einzigen Hoffnung ein Walten des göttlichen

Gerichtes. Kein Schlaf kam in seine Augen. Voll Angst warf er sich hin und her, und als die Nacht dem Tage gewichen war, wichen doch die bösen Geister seines belasteten Gewissens nicht von ihm. Er war krank von Reue und bösen Ahndungen.

Nicht ohne Ursache. Der nächtliche Vorfall kam bei den Gerichten zur Anzeige. Eine Brieftasche war auf dem Wege gefunden worden und diese Brieftasche war Ottmars. Befriedigende Auskunft konnte er nicht davon geben. Seine Bestürzung und sein ganzes Benehmen verstärkte den Verdacht. Anderes kam hinzu. Auch die Erzählung, die Heinrich dem Offiziere von dem Vorfall in Ottmars väterlichem Hause gemacht hatte, erregte Vermuthungen, die ihm ungünstig waren. Nach wiederholtem geheimen Verhör wurde er den Gerichten ausgeliefert. Alles kam an den Tag. Der Bund wurde zerstört und Ottmar auf ein Jahr in eine Besserungsanstalt eingesperrt.

Der Brief, durch den Ottmar's Vater von dem Vergehn seines Sohnes unterrichtet wurde, traf ihn nicht zu Hause und fiel seiner Frau in die Hände. So erfuhr sie das schreckliche Ereigniß ohne schonende Milderung, und dieser Schlag war für das Herz einer kränkelnden Mutter zu hart. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und als ihr Mann nach wenigen Tagen von der Reise zurückkam, fand er sie in den letzten Zügen.

Alle Bemühungen des unglücklichen Vaters, seinen Sohn der Strafe zu entziehn, waren umsonst. Die tiefgekränkte Ehre der Anstalt, zu der er gehört hatte, forderte Genugthuung. Ihn selbst zu sehn, konnte er sich nicht entschließen. Er schrieb ihm

einen harten Brief, der mit den Worten schloß: „Ich habe die Liebe zu Dir aus meinem Herzen gerissen und will Dich nicht wiedersehn. Einen Jahrgehalt, so viel zur Fristung Deines entehrten Lebens erforderlich ist, wirst Du von mir, aber durch fremde Hände empfangen."

Die heftigen Erschütterungen des Gemüths, die der unglückliche Mann binnen so kurzer Zeit erfuhr, zerrütteten seine Gesundheit, die schon früher gewankt hatte, bis in die tiefsten Wurzeln. Er verfiel in eine unheilbare Melancholie, die mit einem schleichenden Fieber verbunden war. Als er den Tod vor Augen sah, schrieb er noch einmal mit zitternder Hand an seinen Sohn, meldete ihm die nahe Aussicht auf einen gewünschten Tod, und wiederholte die Zusage eines Jahrgeldes. Wenige Tage darauf wurde er neben seiner Frau begraben.

Ottmar erhielt den Brief seines Vaters an dem Tage, an welchem er aus seinem Gefängnisse entlassen wurde. Ohne Rast, in halbem Wahnsinne eilte er nach seiner Vaterstadt. Hier kehrte er vor dem Thore in einem Wirthshause ein, wo ihn Niemand kannte, und das Erste, was er hier hörte, ehe er selbst noch eine Frage thun konnte, war seine eigne verunstaltete Geschichte, und die Betrachtungen der Wirthsleute über den Tod des unglücklichen Mannes, den der Gram über den ungerathenen Sohn unter die Erde gebracht habe. Schweigend verließ Ottmar das Haus und ging nach dem Gottesacker, wo ihm sogleich das Grab seiner Mutter mit ihrem Namen darauf, und daneben der frische Hügel seines Vaters in die Augen fiel. Die Nacht brach ein; blasser

Mondschein beleuchtete das Feld des Todes; Ottmar wich nicht davon. Er kniete nieder und wollte beten; aber er konnte nicht. Die Sterne des Himmels, die dem schuldlosen Menschen wie Kinder- und Engels-Augen leuchten, kamen ihm wie drohende Blitze vor, die nach seinem Herzen zielten. Er wagte nicht mehr hinaufzusehn, sondern saß mit gesenktem Haupte, die Hände über dem Knie gefaltet, einem Erstarrten gleich; und man würde ihn für ein Bild gehalten haben, wären nicht Thränen ihm unbewußt über seine Wangen geströmt. Auf einmal, wie er so auf den Grabeshügeln saß, kam es ihm vor, als bewegten sie sich unter ihm. Erschrocken sprang er auf, und glaubte zwei düstere Gestalten zu sehn, welche abwärts von ihm zu schweben schienen, und aus dem Bereiche seiner Augen verschwindend in Nebel zerflossen. Da fiel er nieder auf den Boden, sein Gesicht gegen die Erde gedrückt, die Arme ausgebreitet nach der Gegend hin, wo die Schatten verschwunden waren. Bis an den Morgen lag er so, da fand ihn der Todtengräber fast erstarrt. Er hob ihn auf, führte ihn in sein Haus, erwärmte ihn, und sprach ihm freundlich zu. Wo seine Heimath sey, wollte er nicht sagen. „Ich habe keine Heimath mehr, antwortete er. Niemand lebt auf Erden, den ich mein nennen dürfte; und die unter der Erde liegen, wachen auf, um vor mir zu fliehn. Ich habe die Geister von Vater und Mutter gesehn; sie wendeten sich ab von mir; der Zorn gegen ihren Mörder ist mit ihnen in das Grab gestiegen, und lebt in ihrem zerfallenden Herzen fort.“ Weiter sagte er nichts. Als aber der Todtengräber das Haus verlassen

hatte, um bei der Obrigkeit wegen des verirrten, und, wie es schien, wahnsinnigen Menschen Rath zu suchen, und auch sonst Niemand in der Stube war, ergriff Ottmar ein Messer, das auf dem Tische lag, und stieß es sich in das Herz. Der Rückkehrende fand ihn in seinem Blute und mit dem Tode kämpfend. Seine Geschichte wurde jetzt kund. Wenige beklagten ihn. Die Meisten blickten auf ihn mit Grausen als auf ein Schreckbild des göttlichen Strafgerichts. Und noch jetzt zeigen die Eltern ihren Kindern das Grab des Unglücklichen, das fern von andern Todten an der Mauer des Kirchhofs ragt.

18.

Die glückliche Rückkehr.

Auf einem Dorfe am Fuße des Fichtelberges war Heinrich Richter geboren, von dem ich Euch jetzt erzählen will. Er war das fünfte Kind armer Eltern, und da er funfzehn Jahre alt war, und es zu Hause bei ihm weder Arbeit noch Brod gab, schickten sie ihn fort, sein Brod auswärts zu suchen. Beim Abschiede reichte ihm seine Mutter einen bayrischen Thaler, den er von einem Pathen geschenkt bekommen und sie ihm aufgehoben hatte, mit den Worten hin: Hier, Heinrich, hast Du all' Dein Hab und Gut. Viel ist's nicht; Mancher aber hat nicht einmal das, und ist doch durch die Welt gekommen. Du hast einen gesunden Leib und starke Arme; dumm bist Du gerad' auch nicht, und Deinen Katechismus hast Du rechtschaffen inne. Da drinne steht geschrieben: „Dem Frommen gibt Gott Güter, die bleiben, und was er bescheeret, gedeiht ihm immerdar. Denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen.“ Auch das steht in der Schrift: „Vergiß des Armen nicht, wenn Du einen fröh-

lichen Tag hast; so wirst Du auch Freude haben.“ Nachdem sie dieß und Anderes gesagt und noch viele gute Lehre beigefügt hatte, gab sie ihm ihren Segen; und als er mit nassen Augen von dannen ging, blieb sie in der Hausthüre stehn, und sah ihm nach bis er um die Ecke war; setzte sich dann auf die Bank, und weinte und betete; und auch bei der Arbeit war ihr Herz immer bei ihrem Heinrich, und stündlich dachte sie: wo mag er jetzt seyn? Denn das mütterliche Herz folgt den Kindern, wenn sie von dannen ziehn, und der Segen der Mutter waltet über ihnen vom Morgen bis zum Abend; sie träumt von ihnen und in schlaflosen Nächten betet sie für sie.

Heinrich wanderte immer fürbas von einem Orte zum andern, und fragte überall, ob sie wo einen Knecht brauchten; aber es war nirgend ein Platz für ihn, und schon waren drei Tage herum, und das Brod, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, war aufgezehrt, und er fing an zu hungern; denn den Thaler, den ihm seine Mutter so lange Jahre in ihrer Lade aufgehoben hatte, auszuwechseln, scheute er sich. Als nun der vierte Tag dämmerte und er von seinem Lager aufgestanden war, und das Heu, das an ihm hing, abgeschüttelt hatte — denn ein mitleidiger Wirth hatte ihm gestattet auf dem Heuboden zu schlafen — setzte er seine Wanderung weiter nach dem Thüringer=Walde fort, und als die Sonne durch den Morgennebel brach, lag das blaue Gebirg in voller Pracht vor ihm ausgebreitet. Er freute sich des Anblicks und dachte: Vielleicht find' ich hier was ich suche; und dann sang er sein Morgenlied still in sich hinein, und sagte, wie ihn

seine Mutter gelehrt hatte: Das walt Gott! — Bald darauf kam er auf eine große und weite Wiese, die überall von hellen Wasserfäden durchschnitten war, und dazwischen waren große Stücke grauer Leinwand ausgebreitet, was sich auf dem grünen Rasen hübsch ausnahm; und es war recht lebendig auf der Wiese von geschäftigen Leuten, Weibern und Mädchen, welche die Leinwand begossen. Da war es schön zu sehn, wie geschickt sie das Wasser in weiten Bogen zu schleudern wußten, so daß es sich wie ein Fächer ausbreitete, und die hellen Wassertropfen wie Silberfunken im Sonnenscheine blitzten und helle Regenbogen um sich her verbreiteten. Heinrich blieb stehn, und wie er so zusah und seine Freude an der Arbeit hatte, da fingen die schwarzäugigen Mädchen an ihn zu necken, und Wasser nach ihm hinzuspritzen, und eine der schlanksten und hübschesten Dirnen redete ihn an und sagte: Ist das auch fein, Du fauler Gesell, daß Du so da stehst und die Hände in die Tasche steckst? Aber Du kannst halt nichts. — Ei, antwortete Heinrich, das was Ihr da könnt, wird auch keine Hexerei seyn. Gebt mir nur ein Ding her! Kichernd reichte ihm nun das Mädchen den langbestielten Schöpfstutz, und da er sich mit Fleiß ungeschickt anstellte, lachten sie Alle und hatten ein großes Fest. Das dauerte aber nicht lange. Denn nachdem er sich ein Weilchen hatte verhöhnen lassen, schöpfte er ganz tief, und schleuderte einen so hohen und weiten Bogen von sich weg, daß die Mädchen allesammt vor Erstaunen die Hände emporhoben und ausriefen: Der kann's noch besser als wir. Und Heinrich, dem der Müssiggang schon längst zur Last war, arbeitete

nun trotz einem mit und erhielt großes Lob. Als nun die Zeit zum Frühstück kam, wollte Jede ihr Morgenbrod mit ihm theilen, und sie stritten sich unter einander, weil Alle dem wackern Gehülfen lohnen wollten. Das war denn wieder ein neuer Kurzweil. Denn die Bleicheröder Mädchen sind nicht nur emsig bei der Arbeit, sondern auch gewandt mit der Zunge und muntern Sinnes, wie die meisten Bewohnerinnen des Thüringer Gebirgs.

Als nun während des Frühstücks eine sagte: Der sollte hier bei uns bleiben, da hätten wir einen guten Beistand auf der Bleiche und auf dem Tanzboden einen flinken Gesellen. Du kannst doch tanzen? fragte eine. — Versucht hab' ich's halt noch nicht, antwortete Heinrich; ich denk' aber es wird schon gehn, wie mit dem Wasserschöpfen. — Da lachten Alle, und fragten wieder: Möchtest Du nicht hier bleiben? — An mir soll's nicht liegen, erwiederte Heinrich, wenn ich nicht bei Euch bleibe. Zieh' ich nicht schon lang genug in der weiten Welt umher und suche ein Unterkommen? Find' ich's hier, so ist's mir lieber als nirgends. — Da steckten die Mädchen die Köpfe zusammen und hielten Rath, und es dauerte nicht lange, so klopften sie in die Hände und riefen zusammen aus: Ja, ja, so geht's! so wird's gehn! — Und desselben Tages wurde Heinrich zu einem alten Bleicheröder Bürger gebracht, der ihn auf die Probe nahm; auf acht Tage, sagte die Frau; es ist ein gar zu junges Blut. Als aber die acht Tage vorüber waren, und Heinrich sich in allen Dingen anstellig zeigte, in Feld und Garten, im Stall und auf der Bleiche, still und ordentlich war, und ungeheißen Alles that, was er den guten

Leuten an den Augen absehn konnte, nahmen sie ihn ordentlich und auf längere Zeit in Dienst. Nun hatten diese Leute vor einigen Jahren durch ein Unglück auf der Jagd ihren einzigen Sohn verloren, und die Mutter hatte immer noch die Trauer im Herzen, und jedesmal an dem Tage, wo das Unglück geschehn war und sie ihr den Sohn todt in's Haus gebracht hatten, setzte sie sich an die Lade, in der seine Kleider aufbewahrt lagen, schlug ein Stück um das andre von einander, und vergoß heiße Thränen bei jedem. Da nun dieser Trauertag jetzt wieder einfiel, und sie sich nach ihrer Weise gehärmt hatte und die Lade wieder zuschließen wollte, da war es eben als ob Jemand zu ihr sagte: Ist's auch recht, so mit Gott und seinen Fügungen zu hadern? Was ist der Mensch, daß er den Willen Gottes meistern und sich ihm widersetzen will? Und das so nah am Grabe, und so nah dem Tage, wo Jeder Rechenschaft geben muß von allem seinen Thun und von jedem seiner Worte! Heißt es nicht in der Schrift: „Demüthigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe und aufrichte zu seiner Zeit.“ — Und damit stand sie auf, und trocknete ihre Thränen, und noch selbigen Abends sagte sie ihre Gedanken ihrem Manne, und daß sie sich des eiteln Jammers mit Gottes Hülfe entschlagen wolle. Darüber lobte sie ihr Mann und setzte hinzu: „Nicht umsonst heißt es im Psalm: Wer fromm ist, der bekommt Trost vom Herrn. Und ein andermal: Wenn wir auch Trübsal haben, es kömmt Alles von Gott, und es geschieht zu unserm Frommen.“ Und so sprachen sie noch lange über die

Sache; denn es waren fromme Leute; und beschlossen mit einander, was sie thun wollten.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — rief die alte Mutter den Heinrich in die Stube und sagte zu ihm: Geh' in Deine Kammer, mein Sohn, und lege die Kleider an und die Wäsche, die Du darinne finden wirst. Sie sollen Dein seyn. Säubre Dich also, wie es sich ziemt am Tage des Herrn, und danke in der Kirche Gott, daß er Dir Gutes durch uns bescheert; und sey ferner treu und emsig in Deinem Dienste, so wird es Dir immer wohl gehn. — Sie hatte aber einen ganzen guten Anzug ihres verunglückten Sohnes in Heinrich's Kammer gelegt, und die Kleider paßten ihm trefflich, und er wußte sich kaum zu lassen vor Dankbarkeit und Freude.

Von diesem Tage an war Heinrich wie Sohn im Hause, und die Liebe der alten Leute wuchs immerfort. Arbeit gab es nun zwar genug; aber daran war er gewöhnt; mehr Mühe machte es ihm den Zwang zu ertragen, den ihm die ängstliche Sorge seiner Wohlthäter auflegte. Diese ließen ihn auch an Sonn- und Feiertagen nicht gern aus den Augen, und wenn andre junge Bursche zum Tanze gingen, mußte ihnen Heinrich aus einer Postille oder aus Scrivers Seelenschatze vorlesen, oder zur Abwechselung aus alten Reisebeschreibungen vom Kap der guten Hoffnung oder von Westindien und von wilden Völkern. Dann kamen auch wohl die Erzählungen des alten Vaters an die Reihe, und diese waren nicht kurz und kehrten oft und viel zurück. Wenn ihm nun dabei manchmal die Geduld ausgehn wollte, dachte er: Sie thun so

vieles Gute an mir, und ich kann es ihnen mit nichts vergelten als so. Und wenn auch das nicht helfen wollte, so fuhr er mit der Hand in die Tasche und drückte das Geldstück, das er immer bei sich trug, fest in die Hand, und dachte dabei an seine Mutter und ihre Lehren. Das half denn jedesmal. Und so lebte er mehrere Jahre in stiller Eintracht mit seinem Dienstherrn, und als sie beide in einer Woche starben, und er ihnen die Augen zugedrückt hatte, fand sich in dem Testamente, daß ihm das Haus, eine Wiese und ein Stück Feld darinne vermacht war.

Heinrich war jetzt ein geborgner Mann. Nachdem er sich in seinem Eigenthume fest gesetzt hatte, heirathete er, und das Mädchen, das er wählte, war dasselbe, das bei seiner Ankunft auf der Wiese seine Geschicklichkeit zuerst auf die Probe gestellt hatte. Er legte nun selbst eine Bleiche an, fing an mit Leinwand zu handeln, bezog Märkte und Messen und machte gute Geschäfte. Bald ward er auch Vater eines hübschen runden Mädchens, das er mit dem Namen seiner Mutter Katharine nannte. Seine Mutter, die unterdessen Wittwe geworden war, nahm er zu sich, und während seine Frau vornemlich die Bleiche besorgte, wachte seine Mutter über Haus und Hof. Es war eine gar wohl eingerichtete Wirthschaft; und wie Mann und Frau ein Herz und eine Seele waren, so lebte auch die Mutter mit den Kindern in schöner Eintracht und ungestörtem Frieden. Wie sie aber in dem Hause unter einander lebten, so waren sie auch gegen ihre Nachbarn, freundlich, verträglich und hülfreich auf alle Weise. Mit den Trauernden trauerten sie, und freuten sich mit den Fröhlichen, und dem Armen

halfen sie mit Rath und That. So war denn auch Segen über ihnen und Gottes Friede wohnte unter ihnen, und wer frohe Gesichter sehen wollte und zufriedne Leute, der mußte nach Bleicherode und zu Heinrich Richter gehn.

Wie aber in dem Leben der Menschen das Gute ohn' Unterlaß mit dem Bösen wechselt, und ein Ungewitter oft in Einer Stunde niederwirft, was jahrelanger Fleiß aufgebaut hat, so sollte auch dieses Haus vom Unglück heimgesucht werden. Der Krieg mit den französischen Jacobinern war am Rheine ausgebrochen und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Da nun einstmals die deutschen Heere die dortigen Festungen räumen mußten, schickten sie ihre Kriegsgefangenen von da in das Innere, und verbreiteten durch sie, was freilich die Absicht nicht war, pestartige Fieber überall, wo sie auf ihrem Wege hinkamen. Ein Zug solcher Unglücklichen kam auch in Bleicherode an und brachte die Nacht daselbst zu. Neugierde und Mitleiden trieb Viele zu den fremden Gästen; wenige aber nahten ihnen ungestraft; die Meisten nahmen die Krankheit, Viele den Tod mit hinweg. Auch Heinrich blieb nicht verschont. Er hatte den armen, zum Theil entblößten Menschen Nahrung und Kleider gegeben; aber als sie von hinnen zogen, lag die Hälfte der Menschen darnieder und Heinrich unter ihnen. Mehrere Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod, meist bewußtlos und mit furchtbaren Phantasien im Kampf. Endlich siegte die Natur. Wie aus einem tiefen Traume erwachend, erkannte er zum erstenmale die Mutter wieder, die betend an seinem Bette saß. Er ergriff sie bei der Hand

und sagte: Mutter, ist meine Frau nicht hier? — Sie schläft, antwortete die Mutter. — Gott segne ihre Ruhe, sagte Heinrich, und schlief vor großer Schwäche wieder ein. Als er am folgenden Tage die Augen wieder aufschlug, that er dieselbe Frage und erhielt dieselbe Antwort. Es war auch wirklich so, nur nicht wie es Heinrich damals verstand. Heinrichs Frau schlief den langen Schlaf im Schooße der Erde. Sie war während der ersten Tage seiner Krankheit nicht von seinem Bette gewichen; da ergriff sie dasselbe Fieber und mit solcher Gewalt, daß sie ihm schon am neunten Tage unterlag. Heinrichs Täuschung währte nicht lange, und da er vernahm, daß er das freundliche Angesicht seiner Marie nicht wieder sehn sollte, warf ihn der Schmerz von Neuem auf das Krankenlager und er war dem Tode nicht weniger nah als das erstemal. Dennoch genas er. Aber kaum hatte er wieder so viele Kraft gewonnen, um das Grab seiner Frau zu besuchen, so öffnete sich ein neues Grab neben diesem. Die alte, gute und fromme Mutter unterlag den Anstrengungen, die sie sich viele Wochen lang Tag und Nacht an dem doppelten Krankenlager zugemuthet hatte. Von einem schleichenden Fieber verzehrt, schlief sie entkräftet, aber mit hellem Bewußtseyn, in den Armen ihres Sohnes ein. Ihre letzten Worte waren Worte des Segens.

Jetzt stand nun der arme Heinrich allein mit seinem Kinde, das nun auch seine einzige und letzte Freude war. Käthchen war jetzt drei Jahre alt, und die Bildung ihres Gesichts, die Farbe ihrer Augen und ihres Haars ließ an ihre Mutter denken. Eine Nachbarin, die ihren Mann vor wenigen Jahren nach einer kurzen

und freudenlosen Ehe verloren hatte, und nun mit ihren zwei unerzognen Töchtern allein und in beschränkten Umständen lebte, hatte für das Kind, während die Krankheit in Heinrichs Hause herrschte, Sorge getragen, und es zu sich herüber genommen, und auch nach dem Tode der Großmutter hatte sie desgleichen gethan; so daß es schien, sie könne nicht leben ohne das Kind. Auch machte sie sich überhaupt in Heinrichs Hause viel zu schaffen, und sorgte für Alles, was der Frauen Geschäft ist, und ließ den armen Wittwer von äußerer Pflege nichts vermissen. Es war nun wohl nicht schwer zu errathen, worauf sie es abgesehn hatte, und es war auch Niemand in dem Orte, der nicht meinte, sie würde mit der Zeit als zweite Frau in das Haus einziehn, worin sie schon jetzt als Gehülfin waltete. Und so geschah es auch. Heinrichs Geschäfte forderten ein geordnetes Hauswesen; sein Kind konnte mütterliche Pflege nicht entbehren; für Beides schien Frau Susanna, die Nachbarin, zu genügen; und das, was sie bisher für ihn und sein Kind gethan hatte, heischte seinen Dank. Seiner Marie glich sie freilich nicht; wenn ihn aber das Gefühl des Unterschiedes zwischen beiden übermannen wollte, oder sich Unmuth und Unwille in seinem Herzen erhob, bezwang er sich, und schalt sich ungerecht und undankbar. Die Frau aber erkannte sein gutes Herz nicht, sondern nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte, und mit vollem Anspruche in dem Hause befestigt war, änderte sich ihr Wesen, und die bis dahin zurückgehaltne Herrschsucht und Hoffarth trat mit jedem Tage mehr hervor. Auch dem Kinde war sie nicht mehr was sie gewesen war. Denn als Käthchen

heranwuchs, und viel hübscher wurde als Frau Susannens eigne Töchter, und alle Leute das schöne und artige Kind lobten, aus den ihrigen aber wenig machten, wendete sich ihr Herz ganz von dem armen Käthchen ab; so daß, wenn der Vater in seinem Geschäfte abwesend war, sein Kind bei der Stiefmutter und den Schwestern keine gute Stunde hatte, als die es in der Schule zubrachte. Kam nun Heinrich wieder nach Hause von der Reise, und meinte sich seines Kindes zu erfreuen, und nahm es auf den Schoos und liebkoßte es, wurde ihm auch dieses verbittert, und es hieß dann gemeiniglich: Wenn mancher Vater wüßte, wie sein Goldtöchterchen sich aufführt, er würde ihm nicht so schmeicheln. Und dann kamen Klagen über Klagen; und wenn die Mutter schwieg, brachen die Stiefschwestern hervor und lästerten um die Wette; und Käthchen durfte sich nicht verantworten, wie Unrecht ihr auch geschah, um das Uebel nicht noch ärger zu machen. Ihre Vertheidigung bestand in Thränen und ihr Trost in dem Gedanken an ihren Vater. Denn mußt' er auch streng gegen sie seyn, so hörte sie doch durch die strafenden Worte die Töne der verhüllten väterlichen Liebe und fühlte das Herz ihres Vaters in dem ihrigen.

Auf diese Weise verging ein Jahr nach dem andern. Käthchen wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, und bei wenig Freude im Hause, war sie doch im Herzen froh, weil sie sich keiner Schuld bewußt war. Auch die Stiefschwestern wuchsen heran, und neben der Trägheit und dem Hochmuth wuchs der Neid mit ihnen auf und der unverschuldete Haß gegen die jüngere

Schwester. Die Mutter nährte beides, und mit gleicher Gesinnung erfüllt, hörte sie nicht auf, das angefeindete Stiefkind mit Arbeit zu belasten, und dann seinem stillen Fleiße noch überdieß durch harte Worte und unverdientes Schelten zu lohnen.

Das Loos des armen Kindes sollte aber noch härter werden.

Heinrich hatte in Frankfurt auf der Messe, die er regelmäßig mit seiner Leinwand besuchte, mit einem deutschen, in England einheimischen Kaufmann eine Verbindung geschlossen, und seit mehrern Jahren viele und einträgliche Geschäfte mit ihm gemacht. Der Mann schien solid, zahlte ordentlich und zur gesetzten Zeit und flößte auf alle Weise Vertrauen ein. Eines Tages nun, als er sein Conto abgeschlossen hatte, sagte er zu Heinrich: Bei uns in England ist es doch eine andre Sache mit dem Gelde als hier bei Euch. Wenn Ihr Euch das ganze Jahr mit Arbeit geplagt und viele saure und vergebliche Wege gemacht habt, und sich dann am Schlusse des Jahres ein Paar hundert Thälerchen Ueberschuß finden, so müßt Ihr glauben Wunder wie glücklich Ihr gewesen wärt; und eh' Ihr es zu einem Paar tausend Thalern Kapital bringt, geht ein ganzes Leben hin. Bei uns geht es rascher. Da fängt Mancher mit zwanzig Guineen an, die er noch überdieß geborgt hat, und nach einigen Jahren hat er über Tausende zu gebieten. Und das kann Jedem gelingen, der es versteht und sein Geld recht anzulegen weiß.

Heinrich achtete anfänglich wenig auf diese Reden; da aber der Freund öftrer darauf zurückkam, und viele Beispiele von Leuten anführte, die in kurzer Zeit durch gelungene Speculationen

reich geworden, wurde er aufmerksamer, und bedachte die Sache, und da es wohl nicht leicht einen Menschen gibt, der nicht gern schnell und mühlos reich werden möchte — ließ er sich bereden, einen Theil seiner Einnahme an das gefährliche Börsenspiel zu wagen. Der Erfolg war erwünscht. Ansehnliche Procente gingen ein, und wurden von Neuem angelegt, und, wenn einmal Ebbe eintrat, wußte der Handelsfreund die Erwartung höhern Gewinns so wahrscheinlich zu machen, daß nach kurzer Zeit ein nicht unbedeutendes Kapital in die Hände des speculativen Freundes übergegangen war.

Dieser Mann hatte sich seit einiger Zeit mit aller Leidenschaft, welche Glückspiele einzuflößen pflegen, in den unseligen Papierhandel geworfen. Der andere Handel wurde zur Nebensache; er kam auch nicht mehr auf die Messe, bezog aber immerfort Waaren aus Heinrichs Magazin, und ertheilte regelmäßige Nachrichten über den Stand der Geschäfte. Bald blieben auch diese aus. Heinrich schrieb Briefe über Briefe; keine Antwort erfolgte. Noch wollte er sich dem Mißtrauen nicht überlassen; da aber die Sache doch immer bedenklicher wurde, entschloß er sich selbst nach London zu reisen und nach seinem Gelde zu sehn. Von Frankfurt aus schrieb er dem verstummten Freunde seinen Entschluß, und bestimmte die Zeit, in der er anzukommen hoffe, um mit ihm abzurechnen. Denn daß Jener noch lebe, hatte er von Andern gehört. Nachdem er also von dem eingenommenen Gelde das, was er nicht zu brauchen glaubte, nach Hause geschickt, und auf kurze Zeit von den Seinen Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg,

und wurde nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in Harwich ausgeschifft, wo er in dem Wirthshause zur Seejungfer einkehrte. Hier wollte er eine Nacht von der Reise ausruhn. Kaum aber hatte er von seinem Zimmer Besitz genommen und es sich bequem gemacht, als ein wohlgekleideter Mensch bei ihm eintrat, und sich als einen Diener von Herrn Meyer, dem Handelsfreunde, ankündigte. Herr Meyer, berichtete er, sey auf die erhaltene briefliche Nachricht sogleich hierher gereißt, und sey im Gasthofe zum Anker eingekehrt; beim Aussteigen aus dem Wagen aber habe er sich durch einen falschen Tritt den rechten Fuß ausgerenkt und leide große Schmerzen; er lasse also seinen Freund ersuchen, zu ihm zu kommen, um die sehr angenehmen Nachrichten zu vernehmen, die er ihm mitzutheilen habe. Heinrich beklagte den Unfall seines Freundes, zog die abgelegten Kleider wieder an, und folgte, ohne Arges zu denken, dem Diener nach. Der Weg führte zuerst durch einige enge winklige Gassen, dann, um ihn abzukürzen, wie der Diener sagte, eine Strecke am Ufer hin. Wir sind sogleich an Ort und Stelle, sagte Heinrichs Begleiter, verschwand aber in demselben Augenblick, nachdem er ein Zeichen auf einer Pfeife gegeben hatte. Heinrich stand jetzt allein in der finstern nebligen Nacht; kein Stern war am Himmel zu sehn; kein Licht in der Nähe; Alles war einsam und öde; Todtenstille überall. Nur vom Meere her rauschte es wie Ruderschlag, und nach wenigen Augenblicken fühlte sich Heinrich von Menschenhänden ergriffen und festgehalten. Er rief nach Hülfe; Niemand hörte; er wollte Widerstand thun, und ward überwältigt; Stricke umschlangen ihm Arme und Füße, und

in größerer Schnelligkeit als hier erzählt wird, war er auf ein Schiff getragen, das hinter einem vorspringenden Felsen versteckt lag. Hier wurde er, gebunden wie er war, in den finstern Raum auf ein Lager von Stroh geworfen und allein gelassen. Die schreckliche Nacht ging langsam zu Ende. Gegen Morgen hörte er Bewegung über sich; die Anker wurden gelichtet, die Segel losgebunden; Alles in tiefer Stille; das Schiff setzte sich in Bewegung. Nach Verlauf einiger Stunden wurde Heinrich von seinen Banden befreit. Er fragte jetzt, was dieß Alles zu bedeuten habe; was man mit ihm beabsichtige, warum er entführt werde, und wohin? Niemand antwortete. Was war hier zu thun? Er mußte sich in sein Schicksal ergeben, und obgleich tief betrübt und von Besorgnissen niedergedrückt, dachte er doch: „Wenn es Gottes Wille ist, kann ich auch aus dieser Noth gerettet werden. Er wird doch Alles gut machen.“ Als nun das Schiff auf dem offnen Meere war, und man nichts sah als Himmel und Wasser, wurde ihm gestattet, auf das Verdeck zu steigen und sich um zu sehn; und er fing nun an mit der Bemannung Bekanntschaft zu machen, so viel Einer eben machen kann, wenn er von der Sprache der Leute wenig oder nichts versteht. So viel wurde er indeß bald inne, daß er mit Schmugglern und Banditen zu thun hatte; auch das brachte er bei fortgesetzter Fahrt heraus, daß ein Theil der Mannschaft — meist Leute von wüstem Ansehn, denen Einer nicht gern allein im Walde begegnet wäre — in einem Zustande der Abhängigkeit von den Eigenthümern des Fahrzeuges war, und nicht viel besser als Sclaven oder

Gefangne behandelt wurde. Denn so oft sich das Schiff einem Lande näherte, wurden sie sammt und sonders in den Raum hinabgetrieben, wo sie verweilen mußten, so lange das Schiff am Ufer lag. In dieser Rücksicht wurde Heinrich behandelt wie die Andern, ob ihm gleich übrigens nichts wiederfuhr, worüber er hätte klagen mögen. Nach einer Fahrt von mehrern Wochen, die durch keinen widrigen Unfall gestört wurde, kamen sie an eine große Insel; es war Jamaica, wie Heinrich später erfuhr; das Schiff legte in einer Bucht an einer öden Stelle an; Einige der Bemannung gingen an's Land und kehrten nach mehrern Stunden mit Begleitung zurück. Die im Raume Eingesperrten wurden jetzt einer nach dem andern auf's Verdeck geführt; auch Heinrich kam an die Reihe. Er wurde verkauft und mit mehrern seiner Gefährten an's Land gesetzt, wo sie nach verschiednen Gegenden hin abgeführt wurden. Heinrich folgte schweigend seinem Führer, und wurde auf eine Pflanzung gebracht, die sich am Fuße des Gebirges ausbreitete, das, mit Wäldern bedeckt, in der Mitte der Insel emporsteigt.

Heinrich erfuhr jetzt Etwas von dem Räthsel, das ihn seit dem unglücklichen Augenblicke seiner Gefangennehmung ohn' Unterlaß beschäftigt und wunderbar verwirrt hatte. Die Besitzer des Schiffes, das ihn entführt hatte, trieben Handel mit jeder Art von verbotnem Gute, Waaren und Menschen, was sich ihnen bot. Verbrecher, die in ihrem Vaterlande geächtet, die strafende Hand der Gerechtigkeit fürchteten; Unglückliche, die von ihren Gläubigern verfolgt, nirgend mehr Hülfe fanden; Schwindler und

Abentheurer, die auf bekanntem Boden Niemanden mehr betrügen konnten; diese und ähnliche Menschen verkauften sich, oft um ein geringes Handgeld, an Schmuggler solcher Art, um nach Westindien oder wohin es sonst sey, geführt, sich auf einige Zeit als Knechte verhandeln zu lassen. Diese Leute werden dann zu Arbeiten gebraucht, die von schwarzen Sclaven nicht verrichtet werden können; und wenn sich ihre Brauchbarkeit bewährt, vertraut man ihnen bisweilen die Aufsicht über die Sclaven oder andere bessere Geschäfte an; daher es denn Manchem gelingt, wenn er seinen Kaufpreis abverdient hat, sich ein Eigenthum zu erwerben, auf dem er dann als ein freier Mann leben kann. Heinrich konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß er durch einen schändlichen Verrath in die Hände dieser Räuber geliefert worden sey; es half ihm aber nichts dieses zu betheuern und seine Befreiung als ein Recht zu fordern. Man zuckte die Achseln, lächelte, gab sorgfältiger auf ihn Acht, und wieß ihm seine Beschäftigung in den innersten Districten der weitläuftigen Pflanzung an, wo an eine Flucht nach dem Meere hin nicht zu denken war.

Der Eigenthümer der Besitzung war auf einer Reise nach dem festen Lande von Amerika abwesend, und hatte die Verwaltung derselben einem klugen, ihm ganz ergebnen Manne anvertraut. Dieser Oberaufseher wurde bald inne, wie sehr sich Heinrich vor Andern seiner Art auszeichnete; wie unverdrossen und still, wie anstellig und mäßig er war; er entledigte ihn also schon in den ersten Tagen von harten Arbeiten, und vertraute ihm die Aufsicht über den Park an, der mit einem der Wohnhäuser

verbunden war. Dieß war für den armen Verbannten kein kleiner Trost. Des Gartenbaus war er kundig; in seiner Heimath war diese Beschäftigung seine angenehmste Erholung gewesen, und jetzt sah er sich zu seiner Freude auf einen Raum von weiter Ausdehnung und der mannichfaltigsten Brauchbarkeit angewiesen. Er widmete sich also diesem Geschäfte mit allen dem Eifer, den er auf ein Eigenthum hätte wenden können. In Kurzem hatte er mit Hülfe der ihm zugegebnen Sclaven in die vernachlässigte und verwilderte Anlage Ordnung gebracht, sie mit Grünstücken und Blumenbeeten ausgeschmückt, klare Bäche von den Bergen hineingeleitet, die er zum Theil über Felsen führte, wo sie durch schäumenden Absturz an den einsamsten Stellen ein frisches Leben erzeugten, erquickend in den Gluthen des Tages und für den Anblick erfreulich. Mit jedem Monate verschönerte sich der Platz; jeder Fortschritt in der Verbesserung brachte neue Plane in Gang; Heinrichs Ideen erweiterten und vervollkommneten sich während der Arbeit; er durfte mit Sicherheit auf den Beifall des Eigenthümers rechnen, wenn dieser zurückkehrte. Diese Rückkehr aber verzögerte sich, und als man sie schon mit Gewißheit erwartete, traf die Nachricht ein, daß Geschäfte von vortheilhafter Aussicht den Erwarteten veranlaßt hätten, von Rio-Janeiro aus eine Reise nach Portugall, vielleicht auch nach England zu machen.

Mehr als drei Jahre waren jetzt verflossen, seit sich Heinrich in dieser Dienstbarkeit befand. Sie war keineswegs drückend zu nennen. Für seine Bedürfnisse war gesorgt; der Aufseher wollte ihm wohl und behandelte ihn nicht als einen Untergebnen, sondern als

seinen Beistand; aber die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem verlaßnen Kinde und nach der Freiheit trieb seine Gedanken ohn' Unterlaß über das Meer, und was er auch beginnen mochte, die rechte Freude wollte nie in seinem Herzen aufgehn. Wenn er etwas von seinem Kummer spüren ließ, sagte der Aufseher: Habt Geduld bis Mr. (Mister) Anton zurückkömmt; dann findet sich vielleicht die Sache von selbst. Die nützlichen Dienste, die Ihr uns geleistet habt, seit Ihr hier seyd, werden nicht unbelohnt bleiben; darauf könnt Ihr rechnen; denn Herr Anton ist ein gerechter und gütiger Herr. Entbehren wird er Euch freilich auch nicht gern wollen. Denn wer wüßte besser als Ihr mit den Schwarzen umzugehn? sie thun ja für Euch Alles auf den Wink; und den Park, wer sollte den in der schönen Ordnung erhalten, wenn Ihr uns fehltet?

Diese Reden waren fast mehr niederschlagend als aufrichtend. Heinrich aber vertraute auf Gott und dachte: „Immer wird er das Unrecht nicht dulden, das mir wiederfahren ist. Ich will also thun, was mir zukömmt; dann wird auch wohl Hülfe von oben kommen." — Und so geschah es auch. Heinrich ließ sich jedes Geschäfte noch angelegner seyn als zuvor; unterwieß vornemlich Einige der brauchbarsten Neger in Allem, was der Gartenbau fordert, und brachte sie durch Güte und Geduld dahin, daß er ihnen jedes Geschäfte anvertrauen konnte. Kömmt nun der Herr zurück, dachte er, so kann ich ihm meine Stellvertreter vorführen, und er wird mich dann wohl nicht mit Gewalt zurückhalten.

Noch ein ganzes Jahr verfloß unter fruchtlosem Harren. Herr Anton war in O-Porto krank geworden; auch seine Geschäfte hatten mehr Anstand gefunden und sich länger verzogen als er geglaubt hatte. Endlich erschien der lang ersehnte Tag doch. Auf die Nachricht, daß der Delphin, Capitain Anderson, eingelaufen sey, und den Herrn am Bord habe, gerieth die ganze Pflanzung in freudige Bewegung. Denn er war von Allen geliebt und geehrt, nicht von den freien Leuten allein, sondern auch von den Sclaven, weil er gegen alle Menschen mild, und auch gegen die Schwarzen nicht strenger war als die äußerste Noth forderte.

Wie er nun selbst ankam und nach einem festlichen Empfange treuen Bericht von dem Aufseher vernommen hatte, und daraus sah, daß während seiner Abwesenheit Alles einen erwünschten Fortgang gewonnen hatte, wurde er sehr froh; denn, da er auch die Absicht seiner Reise in den meisten Dingen über Erwarten erreicht hatte, hatte er kaum gehofft, auch hier Alles so nach Wunsch zu finden. Selbigen Tages noch führte ihn der Intendant in den Park, wo er nicht wenig erstaunte, die ganze Anlage so verändert und verschönert zu sehn; und in dieser Freude stellte er ihm den Urheber aller dieser Veränderungen unter großen Lobsprüchen vor. „Dieser Mann, sagte er unter Andern, ist durch ein höchst sonderbares Schicksal hierher geführt worden. Ich habe keine Ursache an der Wahrheit seiner Erzählungen zu zweifeln; er ist der rechtlichste Mann und der fleißigste Arbeiter, der mir je vorgekommen ist; und er hat ein so ehrliches deutsches Gesicht und so aufrichtiges deutsches Blut, daß wohl nie eine Unwahrheit über

seine Lippen gegangen ist." — Ist er ein Deutscher? sagte Anton. Allerdings, antwortete der Intendant, und wie er nach der Weise seiner Landsleute gar sehr an der Heimath hängt, so hat er auch hier gleich in der Nähe zur Zierde für den Park ein Häuschen bauen lassen, mit Stroh bedeckt, wie die Bauerhäuser bei ihm sind, und es mit Eschen und Birken umpflanzt, wie es eben dort auch seyn mag." Während dieser Reden waren sie zusammen weiter gegangen und standen jetzt vor dem Hause. Es war gar ein freundliches und stilles Plätzchen. Jetzt faßte der Herr den Heinrich schärfer in's Aug', und redete ihn in deutscher Sprache an — denn bis dahin war Alles Englisch verhandelt worden, wie auf der ganzen Insel geschieht — und da Heinrich nach so langer Zeit die liebe Muttersprache wieder hörte, und so recht in der Mundart seines Geburtsortes, legten sich die Töne in dem fremden Lande wie alte Bekannte an sein Herz, und die hellen Thränen rollten ihm über die von der Sonne gebräunten Backen, und es dauerte einige Zeit bis er sich gebieten und sprechen konnte. Da fragte ihn nun sein Herr, dem es auch ganz weich um's Herz geworden war, über Alles aus, und hörte, daß sie aus demselben Orte am Fichtelberge, und mit einander aufgewachsen wären, und so nach einigen wenigen Fragen kam an den Tag, daß das Haus, vor dem sie standen, eben das ächte Abbild des Hauses sey, in welchem sie Beide geboren und daß sie Brüder waren. Da war nun das Erstaunen nicht gering, und sie fielen sich voll Freude und Rührung an die verschwisterten Herzen, und Jeder behauptete, er habe gleich beim ersten Anblick etwas von der Blutsver-

wandtschaft in sich gefühlt, und sie wollten sich gar nicht wieder los lassen. War nun schon vorher die Freude in der Pflanzung groß gewesen über die Rückkehr des Herrn, so wurde sie jetzt ganz ausgelassen, als die Sache bekannt wurde. Die beiden Brüder konnten nun nicht wieder von einander kommen, so viel hatten sie einander zu erzählen von der Zeit an, wo Anton in die Welt gegangen war, um sein Glück zu versuchen, und wie er durch mannichfaltige Schicksale erst nach Holland, dann nach England, und von da endlich nach Westindien gekommen war; wie er hierauf durch ganz besondere Gunst des Himmels die Aufsicht über die Plantage, und dann, nach dem Tode des Besitzers, die Hand seiner jungen Frau, dem Wunsche des Mannes gemäß, und mit der Hand ihre ganze Habe bekommen hatte. Hättest Du sie gekannt, Heinrich, fuhr der Erzählende fort, so hättest Du einen Engel gekannt, wie die Welt wohl wenige besitzt. Aber sie wurde mir im achten Jahre unsrer Ehe entrissen, die ein Himmelreich war, ob wir schon keine Kinder hatten. Nur dieses Eine schien noch zu fehlen, damit wir gar nichts mehr zu wünschen hätten. Endlich schien auch dieser Wunsch in Erfüllung zu gehn, und wir sahen dem Zuwachse unserer Glückseligkeit mit den frohesten Erwartungen entgegen. Aber nie sollten Menschen etwas mit solcher Heftigkeit wünschen oder ihr Herz an das Zufällige hängen. Es war nicht Gottes Wille, uns auf unsre Weise zu beglücken. Meine Sophie starb am Friesel in ihrem Wochenbette, und das Kind, was sie geboren hatte, folgte ihr nach wenigen Tagen in die Gruft. Ich haderte lange

mit der Vorsehung und es währte eine geraume Zeit, eh' ich mit Ergebung sagen konnte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobet! Endlich unterwarf ich mich doch dem unabwendbaren Willen des Himmels, und kämpfte gegen meinen bittern Schmerz; und mit Gottes Beistand ist mir dieß so weit gelungen, daß ich jetzt ruhiger, wenn gleich nicht ohne tiefe Wehmuth an mein Unglück denken kann. Auch die Reise, von der ich eben zurückkomme, hat zu meiner Beruhigung beigetragen.

Hast Du nie daran gedacht wieder zu heirathen? sagte Heinrich.

Nie, antwortete Anton. Ich müßte fürchten, eine zweite Frau unglücklich zu machen. Denn wie vortrefflich sie auch immer seyn möchte, ich würde doch immer an meine Sophie denken; ich würde Vergleichungen anstellen, und diese würden mich vielleicht ungerecht machen. So war meine Gesinnung schon vorher; nun ich aber Dich habe, und Du mir zur Seite stehst, und ich nicht mehr einsam und verlassen bin, kann mir der Gedanke nach einer Veränderung noch weniger in die Seele kommen. Bei diesen Worten fiel er dem Bruder von Neuem um den Hals und drückte ihn an seine Brust; dann führte er ihn in das nächste Wohnhaus, und gab Befehl, einige der besten Zimmer für ihn einzurichten, und sorgte auch sonst für Alles; und Heinrich war noch an demselben Tage so ausgestattet und eingerichtet, daß, wenn ihn der Bürgermeister von Bleicherode hier gesehn und besucht hätte, er geglaubt haben würde, in dem Zimmer seines Herzogs zu sein.

Nachdem so einige Wochen in stiller, oft wehmüthiger Freude

verflossen waren, erwachte in Heinrichs Brust die Sehnsucht nach der Heimath mit neuer Gewalt; lange aber wagte er nicht den lang gehegten Wunsch gegen den Bruder auszusprechen. Er wußte, daß er ihn damit betrüben würde; wurde ihm doch selbst bei dem Gedanken an die Trennung das Herz allzu weich. Da es nun einmal Gelegenheit gab, das Gespräch von weitem darauf hinzulenken, sagte Anton mit Thränen in den Augen: „Ich habe schon seit lange geahndet, was Dein stiller Wunsch war, und Dir im Herzen gedankt, daß Du ihn gegen mich zurückgehalten hast. Nun Du aber doch darauf hindeutest, so gewähre mir wenigstens die Bitte, daß Du bis zur Ernte wartest.“ Als nun aber die Ernte vorüber war, sagte er: „Warte nun mir und Dir selbst zu Liebe das Ende der Regenzeit ab; dann will ich Dich nicht länger zurückhalten.“ Heinrich gab nach. Als aber die Regenzeit kam, wurde Anton immer trüber und tiefsinniger; er schien gegen Alles gleichgültig zu werden, auch was ihm sonst die größte Freude gemacht hatte. Eines Tages sagte er: Wenn Du mich verläßt, Bruder, wie es nun einmal seyn muß, was wird dann aus unserm schönen Garten werden?— Da holte Heinrich die sechs Neger herbei, die er sich für das Gartenwesen zur Hand gezogen hatte, und sagte: Diese wackern Bursche hier wissen Alles; sie werden dafür sorgen, daß der Garten nicht wieder zur Wildniß wird und nichts dabei vermissen lassen.— Nichts als meinen Bruder, sagte Anton, und da er weiter sprechen wollte, erlosch ihm die Stimme. Dem armen Heinrich wurde das Herz auch immer schwerer, und es war ein solcher Zwiespalt in ihm, daß er nicht begriff, wie sich das lösen

könnte. Die Lösung kam, freilich aber anders als er gedacht und gewünscht hatte. Der Regen fiel in Strömen und überschwemmte die Erde, und die beiden Brüder saßen oft lange zusammen, ohne daß einer ein Wort sprach; denn Jeder war in seine Gedanken und Gefühle vertieft. Plötzlich kamen Briefe von Kingston mit der Nachricht, das gelbe Fieber sey dort ausgebrochen, und habe sogleich mehrere Menschen ergriffen; auch aus andern Gegenden wurden Krankheitsanfälle gemeldet. Noch war nichts davon zu Heinrichs Ohren gekommen, als sein Bruder hereintrat, ihn bei der Hand nahm, und mit größerer Lebhaftigkeit, als man seit langer Zeit an ihm gesehn hatte, sagte: „Heinrich, Du reisest in diesen Tagen ab. Das gelbe Fieber ist auf der Insel; es könnte Dich befallen; dann wäre Dein Leben in Gefahr; denn Ausländer genesen selten davon. Es wäre Sünde Dich länger aufzuhalten, und ein schlechter Dank von meiner Seite für die überschwängliche Freude, die mir Gott durch Dich bereitet hat."

Heinrich war bei dieser Rede froh und betrübt zugleich. Der Gedanke an die Heimreise weckte nichts als frohe Gefühle in ihm; an die Abreise aber konnte er nur mit Traurigkeit denken. Anton sorgte nun für Alles mit einem Eifer, als ob ihm die Abreise seines Bruders eben so am Herzen läge, als früher sein Verweilen bei ihm. Und schon war das Meiste in Stand gesetzt; das Schiff lag bereit und segelfertig; der Tag der Abfahrt war bestimmt; plötzlich aber nahte die Krankheit dem Innern, und der erste, der auf Anton's Pflanzung davon befallen wurde, war Anton selbst. Sobald sich nun die deutlichen Symptome des Fiebers an ihm

zeigten, sagte er zu Heinrich: „Ich fühle mich sehr krank; kaum kann ich hoffen wieder aufzukommen; rette Du Dich nur, und reise von dannen so schnell Du kannst. Hier hast Du den Schlüssel zu meiner Baarschaft. Nimm davon soviel Du willst; es ist Alles Dein. Mein Testament ist gemacht und in Kingston beim Stadtgericht aufbewahrt. Sterb' ich, wie ich glaube, so bist Du der Haupterbe meiner Habe. Gott segn' es Dir. Nur eile, daß Du wegkömmst von hier."

Heinrich war bei diesen Worten wie vernichtet. Die Krankheit schreckte ihn, und jetzt, wo ihm die Erfüllung seines liebsten Wunsches so nah lag, war ihm das Leben zwiefach lieb; aber seinen Bruder zu verlassen in dieser großen Gefahr war ihm unmöglich. Er dachte: „Vielleicht hilft ihm Gott — Verzagtheit ist, wie ich höre, eine der ersten Folgen dieser schlimmen Krankheit und ihr erstes sichres Anzeichen; ich hoffe also, daß sein Gefühl ihn täuscht. Kömmt er dann wieder auf, so wird es ihm lieb seyn, wenn ich seinen Willen nicht gethan habe. Mein Leben steht in Gottes Hand; gebietet er über mich — nun sein Wille geschehe; ich aber will thun was mir mein Herz eingibt." Er blieb also, und sorgte für Alles Tag und Nacht, hielt sich aber verborgen vor seinem Bruder, damit sich dieser nicht ängstigen möchte. Die Krankheit rückte schnell vor; die Fieberhitze stieg von Stunde zu Stunde; ein furchtbares Erbrechen kündigte die Katastrophe an. Am siebenten Tage entfloh ihm das Leben. Das letzte Wort, das von seinen Lippen kam, war der Name seines Bruders.

Heinrichs Trauer über den Tod dieses guten Bruders war groß und tief; alle seine Hausgenossen, Freie und Sclaven, theilten sie mit ihm. Mehrere waren nun auch von der Krankheit befallen worden; einige starben; die meisten aber wurden gerettet. Heinrich blieb zu aller Verwundrung gesund, und sorgte mit unermüdlichem Eifer für Jeden, wer er auch seyn mochte. Die Pflanzung war jetzt sein Eigenthum; aber ihr sein Leben zu widmen, fühlte er keinen Beruf. Er verkaufte sie also, nachdem er diejenigen seiner Sclaven, die sich am treuesten erwiesen hatten, frei gegeben und mit Geschenken entlassen hatte; dann verließ er die Insel unter den Segnungen Aller, die mit ihm auf irgend eine Weise verbunden oder in seinem Dienste gewesen waren.

Nach einer Fahrt von wenigen Wochen landete Heinrich zum zweitenmale auf den Küsten von England. Hier fand er in dem Wirthshaus zur Seejungfer seinen Koffer wieder, unberührt und wie er ihn vor sieben Jahren hier verlassen hatte; denn der Wirth war ein ehrlicher Mann, und dachte, wie der deutsche Reisende plötzlich abhanden gekommen sey, als habe ihn die Erde verschlungen, so könnte er auch plötzlich wieder wie vom Himmel herabfallen. Heinrichs erster Gang aber war nach der Stelle am Ufer, wo er geraubt worden war, und hier stürmte die Erinnerung an das, was ihm in dieser Zeit wiederfahren war, Böses und Gutes — und des Guten so viel mehr! — gewaltsam auf ihn ein. Er warf sich nieder auf seine Knie; heiße Thränen benetzten den Sand; und sein Herz zerfloß in Dank und unendlicher Rührung. Dann ging er nach London, und suchte dort vor allen den Pfarrer

der lutherischen Gemeinde auf, um über den vormaligen treulosen Handelsfreund Nachrichten einzuziehn. Hier hörte er die Bestätigung dessen, was er früher vermuthet hatte. Jener unglückliche Mann hatte in den letzten Jahren seines Lebens rechtlichem Handel ganz entsagt, und sich, als ihn in dem heillosen Papierspiele das Glück ohne Rücksicht verließ, den unsinnigsten Schwindeleien hingegeben. Das Geld, das Heinrich ihm anvertraut hatte, war mit dem seinigen verloren gegangen, und da er darüber weder Rechnung ablegen, noch viel weniger aber das, was er ihm wirklich schuldete, erstatten konnte, war ihm die Ankündigung von Heinrichs Reise nach England wie ein Donnerschlag gekommen, der ihn zu Boden warf. Ihm, dem redlichen Manne, mit seinem schuldbewußten Herzen unter die Augen zu treten, schien ihm unmöglich; die Verzweiflung trieb ihn wie einen Verdammten umher, und da er durchaus keinen Rath bei sich fand, kam ihm der verruchte Gedanke in den Sinn, die strafbaren Verbindungen, in denen er mit Schmugglern stand, zur Entfernung des furchtbaren Gläubigers anzuwenden. Er veranstaltete also jene Entführung, indem er Kundschafter aufstellte, die Heinrichs Ankunft belauern mußten; bezahlte die Ueberfahrt nach Westindien, und meinte genug gethan zu haben, wenn er jenen Räubern glimpfliche Behandlung ihres Gefangenen empfahl. Nach diesem Verbrechen sank er immer tiefer. Seine Verbindung mit Schmugglern setzte er fort, fertigte Banknoten auf eigne Hand und betrog viele Leute. Endlich kam Alles an den Tag und er wurde zum Strange verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung bekannte er seinem

Beichtvater Alles, auch was er vor Gericht nicht eingestanden hatte; wobei er oft betheuerte, daß von allen seinen Verbrechen keines sein Gewissen so quälte, als der Verrath, durch den er das Unglück des redlichsten Mannes verschuldet habe.

Heinrich verweilte in London nicht länger als nöthig war, um sein mitgebrachtes Kapital in der Bank nieder zu legen; schiffte sich dann nach Rotterdam ein, und eilte von da ohne weitern Verzug der geliebten Heimath zu. Wie klopfte sein Herz, als er das liebe blaue Gebirg wieder sah, und als er nun gar die Höhen unterscheiden konnte, hinter denen sich das kleine Städtchen mit seinen rührigen Bewohnern verbarg. Eh' er ankam, hatte sich die Sonne hinter den Rand der Berge versenkt; der ganze, von Tannenwäldern umgebene Ort lag von Dunkel bedeckt, und Heinrich, der sein Fuhrwerk im nächsten Dorfe gelassen hatte, trat unbemerkt durch das unbewachte Thor in die enge Straße.

* * *

Desselben Abends sagte Jacob Helm, der älteste Rathsherr von Bleicherode, zu seiner Frau: Jetzt werden sie wohl bald den alten Bürgermeister zu seiner Ruhestätte bringen. Ich hätte ihm gern die letzte Ehre erwiesen, wie es auch meine Pflicht gewesen wäre, da muß mich aber gerade das Podagra heimsuchen. Der Mann hatte seine Fehler wie jeder Mensch, besonders war er zu sehr auf seiner Meinung erfessen, und hörte nicht genug auf uns andre; im Ganzen aber war er ein braver Mann, der redlich für das Beste der Stadt sorgte, Niemanden drückte und doch auf Ordnung hielt. Ich hatte sonst immer gemeint, Heinrich Richter sollte

sein Nachfolger im Amte werden; aber Gott weiß was aus dem geworden seyn mag. So etwas ist wohl in der Welt noch nie erhört worden, daß ein Mensch abhanden kömmt, und Niemand weiter von ihm hört; und noch dazu ein solcher Ehrenmann. Ich habe immer gehofft, er soll sich einmal wieder einfinden. Aber jetzt — nach so vielen Jahren! Nun bei Gott ist indeß kein Ding unmöglich.

In der ersten Zeit, fuhr die Frau fort, murmelten die Leute, er möchte sich wohl ein Leid gethan haben, und wär' er nicht ein so frommer Mann gewesen, ich hätt' es selbst geglaubt. Seine Frau — die zweite mein' ich — nun sie ist todt, und von Todten soll man das Beste reden — aber sie war ein wahrer Drache und durch und durch von Hochmuth besessen, so daß sie Niemanden neben sich für etwas gelten lassen wollte. Sie mag mit ihren gottlosen Töchtern dem ehrlichen Heinrich das Leben sauer genug gemacht haben. Nach seiner Entfernung kam das immer mehr an den Tag. Nun da freilich —

Freilich, fiel der Rathsherr ein, Sirach sagt wohl mit Recht: Lieber bei Löwen und Drachen will ich wohnen, denn bei einem bösen Weibe.

Wenn er aber, fuhr die Frau fort, wie es den Anschein hat, in die Welt gegangen ist, um das harte Joch los zu werden, so war es doch nicht recht von ihm, daß er sein Kind in den Händen der Stiefmutter ließ, die es schlechter behandelte, als ein Christ sein Vieh behandelt, und ihm noch obendrein das schöne Vermögen entzog und es ihren gottlosen Rangen zuwendete. Nun

es hat denen auch keinen Segen gebracht. Aber der Vormund, der es mit ihr hielt, und ihr die Anschläge dazu gegeben hat, und der Richter, der bei dem Handel durch die Finger sah, die müssen, wenn nicht in dieser Welt, doch in der künftigen dafür büßen.

Es war ein schändlicher Handel, fuhr der Rathsherr fort, und es sind dabei mehr falsche Eide geschworen worden, als seitdem Bleicherode steht. Von dem Heinrich aber war es auch nicht recht gethan, eben wie Du sagst, daß wenn er einmal fort wollte, er nicht vorher bessere Anstalten traf und für sein Kind sorgte. Es käme das unserm Ulrich auch zu Statten.

Hierin, versetzte der Alte, kann ich Dir nicht Unrecht geben; aber Gott weiß Alles zum Besten zu wenden. Wäre Käthchen nicht so unter der harten Hand der Stiefmutter aufgewachsen, wäre sie nicht so gut und fromm geworden; und wäre sie reich gewesen, so wäre sie wohl unserm Ulrich nicht zugefallen.

Wenn ich freilich bedenke, erwiederte der Rathsherr, wie schwer wir es dem armen Ulrich gemacht haben, und wie ungern wir zu der Heirath stimmten, so muß ich auch sagen wie Du: Gott weiß Alles zum Besten zu lenken. Ganz Unrecht hatten wir aber auch nicht. Wir wollten mit dem Ulrich, weil er ein so hübscher und wackrer Mensch war, etwas höher hinaus; und da das Mädchen so ganz um das Seinige gebracht worden war, und unsre Umstände auch noch nicht so waren, wie sie jetzt mit Gottes Hülfe geworden sind, so dachten wir, es könnte nicht gut gehn. Auch meinten wir damals: jetzt ist das Mädchen unter dem Drucke; kömmt sie aber zur Freiheit, wer weiß, ob sie es

dann nicht auch macht, wie ihre hoffärtigen und liederlichen Stiefschwestern. Böse Beispiele, heißt es in der Schrift, verderben gute Sitten. Darum waren wir nicht ganz ohne Grund gegen die Heirath. Recht gescheit waren wir aber doch nicht, und jetzt sind wir ja ärger vernarrt in unsre Schnur als es damals der Ulrich war.

Bei diesen Worten lachte der alte Mann recht herzlich in sich hinein und seine Frau stimmte bei. Freilich waren wir nicht recht gescheit, wie Du sagst. Wir meinten, das Geld allein macht' es aus; und bedachten nicht, daß wir ja auch gar klein angefangen hatten. Nun, wenn sind denn die Rathsherrn am klügsten?

Nu, nu, sagte der Alte und drohte mit dem Finger, nichts gegen die Rathsherrn —

Es ist ja nicht auf Dich gemeint, erwiederte die alte Mutter; daß es aber auf das Geld nicht ankömmt, kann man alle Tage sehn. Wir wollten damals, Ulrich sollte sich eine Frau auf dem Pachthofe suchen. Jetzt ist nun der reiche Pachter ein armer Mann, und sein Sohn lebt mit seiner Frau, die ihm das unrecht erworbene Gut zubrachte, auf eine Weise, daß der ganze Ort davon zu reden hat. Sie hat weniger gute Worte von ihm als gute Schläge, und es ist auch kein Wunder. Ihr Geld ist verthan; die Mittel sind fort, und der Hochmuth ist da geblieben; es soll noch immer so gehn, wie sonst, im Saus und Braus; und wenn der Mann Einwendungen macht, und auf den leeren Beutel weißt, ist der Vorwürfe und des Zankes kein Ende. Sie

möchte ihrem Manne auch so mitspielen, wie sie sonst Käthchen mitgespielt hat; der ist aber so geduldig nicht. Neulich hört' ich den Stadtschreiber sagen: es müßte mit dem Hause bald zum Verkaufe kommen. Wenn nun der Heinrich Richter wieder käme, und fände sein Haus in fremden Händen!

Besser, sagte der Rathsherr, als wenn er die gottlose Stieftochter noch im Hause hätte. — Aber Gott weiß, wo jetzt seine Gebeine ruhn! — Wirst Du aber wohl glauben, Mutter, fuhr er nach einer kurzen nachdenklichen Pause fort, wirst Du wohl glauben, daß es mir oft, wenn ich nicht schlafen kann, gar schwer auf das Herz fällt, daß ich damals so hart gegen den Ulrich gewesen bin? Den Abend insbesondere kann ich nicht vergessen, wo ich vom Felde kam, und ihn von fern schon mit Käthchen am Brunnen stehn sah. Ich ging vorbei als säh' ich sie nicht; gar wohl aber war ich gewahr geworden, daß sie beide über und über roth geworden waren. Da er nun nach Hause kam, und sich draußen Allerlei zu schaffen machte, nur um mir nicht unter die Augen zu kommen, rief ich ihn herein, und ließ ihn mit solchen Worten an, als ob er ein Bubenstück verübt hätte. Es war nicht recht von mir.

Freilich war es nicht recht, fiel die alte Mutter ein, und das Allerschlimmste war, daß ich auch mit half und Oel ins Feuer goß. Ich sagte unter Andern — ich weiß es noch wohl, und hab' es tausendmal bereut; wie kannst Du nur, sagt' ich, ein Wohlgefallen an der blassen Käthe haben? Sie sieht ja nach Nichts aus und hat auch Nichts.

Ich sagte noch viel härtere Dinge, fuhr der Alte fort, ganz unverantwortliche Dinge, so daß dem armen Jungen die hellen Thränen über die Backen liefen und er endlich sagte: „Vater, wenn Ihr es durchaus nicht wollt, daß ich glücklich seyn soll, so muß ich freilich Euern Willen thun. Wie ich es aber anfangen soll Käthchen zu sehn und ihr zu begegnen und mit ihr zusammen zu kommen, und zu thun als kennt' ich sie nicht, davon seh' ich die Möglichkeit nicht ein. Ein Unkraut reißt man leicht aus, weil es nur oben auf an der Erde hängt; meine Liebe aber ist mir tief im Herzen gewurzelt, und wollt' ich sie ausreißen, so ginge das Herz mit. Soll's also durchaus dabei bleiben, wie Ihr sagt, so laßt mich von Euch. Es gibt jetzt überall Krieg — da wird mir Käthchen wohl aus dem Sinne kommen auf die eine oder die andre Weise.“

Wir dachten nun damals, fuhr der alte Rathsherr fort, das sind eben nur Drohungen; man wird nicht gleich Soldat. Wir müssen uns nur hart stellen, so gibt er schon nach. Und so sagt' ich denn: Es bleibt dabei wie ich gesagt habe. Aus der Sache wird nichts. — Acht Tage gingen so hin. Ulrich ging herum wie ein Schatten; sprach nicht und aß nicht. Mir ging es auch gewaltig im Kopfe herum; und es wollte auch bei Dir mit dem Essen und Sprechen nicht recht fort. —

Wie konnt' es denn anders seyn? sagte die Mutter. Wenn ich den armen Schelm ansah, erstickten mich die Thränen fast, und ich durfte sie doch nicht ausbrechen lassen, sondern mußte mich herzhaft stellen; sonst hättest Du mich ausgescholten. Es

war eine rechte Jammerzeit. Ich will daran denken, so lang' ich lebe.

Mit meiner Herzhaftigkeit war es auch nicht weit her, sagte der Rathsherr; und ich glaube, es war mir in den acht Jammertagen nicht viel besser zu Muthe als dem Ulrich selbst. Ich konnte aber nicht mit mir fertig werden. Am achten Tage endlich — es war ein Sonnabend — als ich hinaus auf's Feld ging, kam mir der Cantor nach; und nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing er an: Was geht nur mit Euch vor, Herr Gevatter? Ihr seyd gar nicht mehr der Mann wie sonst. Ihr geht so nachdenklich vor Euch hin, und seht weder rechts noch links, und wenn Euch Jemand anredet, antwortet Ihr ihm kaum. Man sollte meinen, es wär' Euch ein großes Unglück zugestoßen, und doch weiß ich von nichts. Und mit Euerm Ulrich stehts auch nicht viel besser, wenn nicht noch schlimmer. Man kennt ihn kaum, so elend sieht er aus und so tiefsinnig geht er umher. Nun wir sind alte Freunde und Gevatterleute — laßt mich also offenherzig mit Euch sprechen. Es liegt mir wie eine Last auf dem Herzen; ich hätte aber doch noch geschwiegen, damit Ihr mich nicht für vorlaut hieltet. Gestern Abend aber saß ich im Garten unter dem Apfelbaume auf der Bank. Da kam Euer Ulrich am Zaun her, wo Richters Käthchen Gras für ihre Ziegen abschnitt. Euer Sohn blieb bei ihr stehn und sagte: Käthchen, lebe wohl zum letztenmal. Du siehst mich nun wohl nicht wieder. Die Eltern wollen's so. Uebermorgen geh' ich in die Stadt und ziehe die Montur an. — Dabei brachen ihm die Thränen aus, und er hielt das

Tuch vor's Gesicht und schluchzte. Käthchen aber, wie sie so bei der Arbeit kniete, sah zu ihm auf, sagte aber nichts, sondern gab ihm stillschweigeud die Hand; aber da er um die Ecke herum war, ließ sie die Sichel zur Erde fallen, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte laut. Ich kann Euch sagen, Gevatter, ich war auch nicht weit vom Weinen. Was sagt Ihr aber dazu? Wißt Ihr denn um sein Vorhaben? und geschieht's mit Euerm Willen? — „Der Junge ist toll, sagte ich. Gedroht hat er schon damit; aber ich hielt es nicht für Ernst." Und nun erzählte ich dem Cantor die ganze Sache, wie sie stand, und warum ich nicht nachgeben wollte. — Der Cantor hörte Alles stillschweigend an; und als ich fertig war, schüttelte er den Kopf und sagte: „Gevatter, bedenkt was Ihr thut. Ihr seyd ja immer ein kluger und guter Mann gewesen; und der Ulrich ist Euer einziger Sohn, und ein Mensch, der Euch keine Schande macht. Denkt, daß er im Felde bliebe, oder daß er in dem wüsten Soldatenleben umschlüge, was vielleicht noch schlimmer wäre, würdet Ihr Euch je zufrieden geben? Treibt ihn nicht auf's Aeußerste. Ihr seyd nicht reich, aber Ihr seyd auch kein armer Mann, und wenn schon ein Heirathsgut nicht zu verachten ist, so ist doch Fried' und Liebe im Hause mit Gottes Segen mehr werth als Zwietracht bei allem Mammon. Wäre Alles gegangen, wie es von Gott und Rechtswegen hätte gehen sollen, und wäre der brave Heinrich Richter nicht so wunderbarer Weise abhanden gekommen, so wäre Käthchen jetzt in Bleicherode die beste Partie. Aber auch so, glaubt mir, der Mann, der Käthchen nach Hause

führt, der hat einen Schatz an ihr. Ihr werdet es mir wieder sagen."

Da hat der Cantor als ein wahrhafter Prophet gesprochen, sagte die Mutter. Wir haben's wohl erkannt. Mög' es ihm Gott vergelten!

Seine Worte schlugen auch stark an mein Herz, fuhr der Rathsherr fort; ich dachte den ganzen Tag und die ganze Nacht darüber nach, wie ich wieder einlenken sollte, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen. Der Sonntag brach an und ich war noch eben so unschlüssig als zuvor. In der Kirche aber predigte der Pfarrer über das Evangelium vom ungerechten Haushalter, und machte eine schöne Beschreibung von einem christlichen und guten, und von einem bösen und heidnischen Hauswesen, und sagte dabei mit den Worten der Schrift: „Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sey reich oder arm, so ist's ihm ein Trost. Wenn aber das Weib den Mann reich machet, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach." — Bei diesen Worten war mir nicht anders zu Muthe, als ob sie an mich gerichtet wären. Ich dachte an unser eignes Hauswesen, Gretchen, und schlug an meine Brust. In diesem Augenblick war mein Entschluß gefaßt.

Gleich nach der Kirche und nicht lange nach mir trat Ulrich in die Stube. — Du willst morgen in die Stadt, Ulrich? sagte ich. — Er wurde über und über roth. — Du willst Soldat werden? fuhr ich fort. Vater, sagte er in großer Bestürzung, woher wißt Ihr das? Ich hab' es keinem Menschen gesagt. —

Einem doch, erwiederte ich, und faßte ihn scharf in die Augen. Deiner Braut hast Du es gesagt, und meiner Schnur.

Als ich dieses Wort aussprach, sah er mich mit großen Augen an; dann, wie Einer, der nicht recht gehört hat, trat er mir zwei Schritte näher und sagte: „Vater, hab' ich Euch recht verstanden? Meint Ihr's im Ernste so, oder treibt Ihr Spott mit mir? Soll Käthchen Eure Schnur seyn?" — Muß ich nicht Deinem harten Kopfe nachgeben? sagte ich halb im Scherz, halb im Ernst. — Sagt nicht so, Vater, antwortete er; nicht meinem Kopfe, sondern meinem Herzen und Gottes Fügung. Sagt mir's noch einmal, Vater; soll ich Käthchen zur Frau haben? Ich nickte mit dem Kopfe. Da stürzten ihm die Thränen aus den Augen; er fiel mir um den Hals, und lief mit der frohen Botschaft, als ob er Flügel an den Füßen hätte, zu Dir hinaus in die Küche. Nun, warum erzähl' ich das Alles? Du weißt es ja.

Ach, sagte die alte Mutter, wenn Du mir es auch tausendmal erzähltest, es geht mir jedesmal an's Herz, und ich danke Gott jedesmal, daß er uns nach wenigen Regentagen der Trübsal einen so schönen Sonnenschein gegeben hat. Wäre aber unser Ulrich nicht so treu und fest in seiner Liebe gewesen, oder hätte ihn das schnöde Geld auch so bethört, wie manchen Andern, hätten wir jetzt wohl einen solchen Himmel auf Erden? Es ist doch gewiß eine rechte Gnade Gottes, daß wir unsere letzten Lebensjahre in solcher Zufriedenheit genießen können? So ein Sohn, so eine Schwiegertochter! und nun noch das englische Kind dazu! —

Gott erhalt' es so, sagte der Rathsherr. Aber war mir nicht, als pochte Jemand an die Hausthüre? Sieh doch zu, Alte. Es wird doch kein Unglück passirt seyn!

* * *

Heinrich war also unbemerkt durch das Thor hereingekommen. In der engen Straße war Alles still; der Ort war wie ausgestorben; auf dem Markte aber und um das Rathhaus her war viel Bewegung. Laternen und einige Fackeln gingen hin und wieder, und als er näher kam, zeigte sich ihm ein Zug schwarzgekleideter Männer, der sich vom Rathhause aus nach der nächsten Straße bewegte. Er frug, was es gäbe, und erfuhr, daß man eben den ersten Bürgermeister zu Grabe trage. Hierauf ging er weiter, und in der nächsten Straße kam ihm Gesang entgegen, und die wohlbekannte Weise des Liedes: Nun danket alle Gott. — Er stand still, entblößte sein Haupt und sang leise mit. Nach geendigtem Liede fragte er den Wächter, der es gesungen hatte, was sich denn hier Gutes zugetragen habe. „Ei, antwortete der Dorfwächter, die Frau ist so eben eines Kindes genesen, und da ist es hier der Gebrauch so, daß ein Lied vor dem Hause gesungen wird. Es ist auch große Freude drinnen; denn die Leute haben seit sieben Jahren auf den Ehesegen geharrt, und meinten schon, er würde ganz ausbleiben. Nun ist denn doch ein Knäblein zur Welt gekommen.“ — Sieben Jahre, dachte Heinrich; das ist gerade so lange als ich von hier weg gewesen bin; und sie werden wohl auch geglaubt haben, ich würde ganz ausbleiben. Und nun bin ich doch durch Gottes Fügung wieder hierher gekommen. Gott

sey gedankt dafür. Hierauf ging er weiter und kam an sein eignes Haus. Mit klopfendem Herzen schlug er an die Thür. Niemand öffnete. Während er nun wartend vor dem Hause stand, besah er es, so gut man ein Haus in der Nacht bei blassem Sternenscheine besehn kann. Der Anblick war nicht erfreulich. An mehr als einer Stelle waren von der Bekleidung große Stücken abgefallen; die Fensterscheiben waren zum Theil zerbrochen, zum Theil mit Papier verkleistert; vor dem Hause waren ganze Berge von Unrath aufgehäuft. Nach einiger Zeit ließ sich etwas inwendig hören. Eine Weiberstimme erscholl mit scharfen gellenden Tönen vom Hofe her, und zwischen durch schallte, wie mit einzelnen Donnerschlägen, ein männlicher Baß. Offenbar war ein häuslicher Zank im Gange. Heinrich klopfte stärker an. Das Fenster wurde aufgerissen. Was lärmt hier noch so spät? rief die Weiberstimme. Ein Reisender, antwortete Heinrich, der hier ein Obdach sucht. Hier ist kein Wirthshaus, rief die Mannsstimme aus der Stube heraus, und das Fenster wurde mit Gewalt zugeschlagen. Heinrich klopfte noch einmal. — Nun ist's noch immer nicht alle? schrie das Weib. Pack' er sich fort wo er hin gehört. — Ich habe etwas an Heinrich Richters Frau zu sagen, versetzte der Reisende. — Da scher' er sich 'naus auf den Kirchhof, war die Antwort; da ist sie zu Hause. — Dem erschreckten Heinrich schauderte. Sie hatte eine Tochter, fuhr er mit zaghafter Stimme fort; sie soll Käthchen heißen; ist die auch auf dem Kirchhofe, oder wo wohnt sie? — Mit der haben wir nichts zu schaffen, rief das Weib; hier wohnt sie nicht. Packt Euch.

So von seinem eignen Hause weggewiesen, ging Heinrich weiter, um im Wirthshause Nachfrage nach den Seinigen zu halten. Auf dem Wege dahin aber kam er bei einem Hause vorbei, das mit Weinranken und Epheu wie übersponnen war, und zwischen dem dunkeln Geflechte sahen die blanken Fensterscheiben, in denen sich das Licht der Sterne spiegelte, wie freundliche Augen heraus. Heinrich trat näher, und hörte leisen Gesang und die Melodie eines alten Wiegenliedes. Als der Schluß gesungen war:

Schlummre, liebes Kind,
In der finstern Nacht
Gottes Auge wacht.
Schlaf in süßer Ruh!
Engel decken Dich
Mit den Flügeln zu —

da klopfte Heinrich leise an das Fenster und rief Hola! Das Fenster wurde sogleich geöffnet; ein junger Mann sah heraus, zog die Mütze ab und fragte, was zu Diensten stände? — Ich bin fremd hier, antwortete Heinrich, und bringe Nachrichten von dem Handelsmanne Heinrich Richter an seine Verwandten, und diese kann ich hier nicht erfragen. Hättet Ihr vielleicht Kenntniß von Ihnen? — „Ihr kommt hier ganz recht, antwortete der Mann; tretet nur herein!" und dann hinter sich rufend: Käthchen, Käthchen! hier kömmt Jemand, der Nachricht von unserm Vater bringt. — Käthchen war schon aufgesprungen, als sie den Namen vor dem Fenster nennen hörte, und hatte ein Licht angezündet, und nun eilte sie mit ihrem Manne nach der Thür und ließ den

Fremden herein. Von dem Handelsmanne Heinrich Richter? fragte sie hastig. Wo ist er? wo lebt er? wie geht es ihm? warum ist er nicht selbst hier? — Er ist hier, antwortete Heinrich, der sogleich Käthchens liebes Gesicht und ihre Stimme erkannte, und wollte ihr in freudiger Ueberraschung um den Hals fallen; aber er bezwang sich und sagte: Er ist gar nicht weit, und läßt Euch, wenn Ihr zu seiner Verwandtschaft gehört, seine Ankunft melden durch mich. — Nun so tretet nur herein, sagte Käthchen, indem sie die Stubenthür weit öffnete; kommt und setzt Euch nieder, und erzählt uns, wann er kommen wird und wo Ihr ihn gelassen habt. — Während dieser Fragen kindlicher Sehnsucht hatte Heinrich Zeit, die junge Frau zu betrachten. Es war ihm eben als säh er seine Marie in verjüngter Schönheit wieder; ihren feinen Wuchs, die dunkelblauen Augen, die anmuthige Haltung und die anständige Lebendigkeit ihrer Bewegungen. — Laßt mich jetzt ein wenig zu Athem kommen, sagte er. Ich habe den letzten Theil des Weges zu Fuß gemacht, und bin etwas ermüdet vom Gehn. Hab' ich erst einige Augenblicke ausgeruht, so will ich Euch auf jede Frage Bescheid thun. — Käthchen ging nun und trug zu essen und zu trinken auf, was das Haus vermochte, und Heinrich griff zu, aß aber nur wenig. Von Zeit zu Zeit that er vorbereitende Fragen. Ihr seyd also Herrn Richters leibliche Tochter? — Ja wohl. — Wie lange ist er von Euch weg? — Ach, sieben lange Jahre. — Erinnert Ihr Euch seiner noch? — Wie sollt' ich nicht? — Würdet Ihr ihn wohl wieder kennen? — Ich denke, ja. Sieben Jahre sind freilich eine lange Zeit;

ich war aber damals doch schon zwölf Jahre alt, und ich erinnere mich an Vieles noch gar wohl. Er hatte eine große Narbe über dem linken Augenbraun, die er von einem schlimmen Falle bekommen hatte.

Heinrich strich jetzt, als ob er es ohne Absicht thäte, die Locken von der Stirn zurück. Die Narbe kam zum Vorschein. Mit einem lauten Schrei fiel Käthchen dem Vater in die geöffneten Arme.

Die Freude war jetzt in diesen drei Menschen zu groß, um sich in Reden zu ergießen. Nur einzelne Worte und Töne wurden vernommen: Vater! lieber, ersehnter Vater! — Theure Kinder! — Nach so langer, langer Zeit! — Und so unverhofft! — Und dabei hielten sie sich bei den Händen fest, und sahen sich immer von Neuem an, als zweifelten sie noch an der Wahrheit eines so großen Glücks. Hierauf führte Käthchen den Vater zu der Wiege ihres zweijährigen Knäbchens, der auch Heinrich hieß, und wie er so da lag, den kleinen runden Arm über den blonden Lockenkopf gekrümmt, und die vollen Wangen vom tiefen Schlafe höher geröthet, war er das lebendige Bild des harmlosen Kindergemüthes und froher Genüge in glücklicher Beschränktheit. Und als ob er auch Antheil nehmen wollte an der Freude umher, lächelte er im Schlafe und sah nun noch holdseliger aus. — Ulrich, sagte Käthchen jetzt, wenn es doch gleich die Eltern wüßten. Es ist mir als ob ich die Freude gar nicht in meinem Herzen beherbergen könnte und als müßten noch mehrere daran Theil nehmen. Drüben ist noch Alles wach; ich denke, wir gehn hinüber. Lieschen soll sich zum Kinde setzen und Acht haben.

Der Vorschlag wurde angenommen. Ulrich ging voraus, und während Heinrich und Käthchen auf der Straße blieben, klopfte er bei den Eltern an der Hausthür an. Die Mutter sah heraus. Nehmt's nicht übel, Mutterchen, sagte Ulrich, daß wir Euch noch so spät heimsuchen. Es ist aber eben ein Fremder gekommen, der allerhand Botschaft aus weiter Ferne bringt; und die solltet Ihr auch recht bald erfahren. Hier steht er mit meiner Frau, der er ein alter Bekannter ist. — Die Mutter trippelte nun im Dunkeln hinaus und öffnete die Hausthür, während der Rathsherr sich wunderte, wer der Fremde seyn möchte, der auch ein alter Bekannter wäre; und indem er noch darüber sann, traten alle in die Stube. — Mutter, sagte der Alte, störe das Docht in der Lampe auf, damit es heller wird und wir einander erkennen. Heinrich aber trat zu dem Lehnstuhl hin, auf dem der Rathsherr saß, streckte die Hand nach ihm aus und sagte: „Heißt Ihr mich nicht willkommen, Herr Rathsherr, der ich doch ein so naher Verwandter von Euch bin? oder seyd Ihr noch ungehalten, daß ich mich nicht zum Verlöbniß eingestellt habe? Ich sollte ja fast meiner Seits auf Euch zürnen, daß Ihr meine Tochter verheirathet, ohne meine Einwilligung abzuwarten." — Da rief der alte Rathsherr und seine Frau zu gleicher Zeit: Herr Heinrich Richter! Ist's möglich? Ja ja, er ist es! — Und dabei wollte der alte Mann vom Lehnstuhle aufstehn. Da ihn aber der Schmerz der kranken Füße zurückhielt, faßte er die Hand des neuen Verwandten, schüttelte sie und sagte: Tausend, tausendmal willkommen, Herr Richter, und abertausendmal. Woher nur des Landes

nach so langer Zeit? — Margarethe, Mutter, soll man nicht an Ahndungen glauben? Von wem haben wir denn eben gesprochen? Was sagt' ich denn eben vorhin?

Jetzt war nun die Freude aus Ulrichs Hause in das Haus seines Vaters übergegangen, und da bisher noch nichts besprochen worden war, als eben die unverhoffte Ankunft des Mannes und seine Gegenwart, so kam es nun auch zu Berichten von Heinrichs Schicksalen, wie er abhanden gekommen, wie er seinen Bruder gefunden, wie er diesem die Augen zugedrückt, seine Habe geerbt und nun von so weiter Ferne glücklich zurückgekehrt sey. Alles wurde jetzt freilich nur in allgemeinen Umrissen gegeben, und die weitere Ausführung für eine bequemere Zeit zugesagt. Mitternacht war herangekommen. Man wünschte sich eine gute Nacht; aber Keines der fünf Verwandten schlief in dieser Nacht im Zusammenhange. Die aufregende Freude war noch zu lebendig in ihnen. Auf dem Wege nach Hause stießen sie auf die zurückkehrende Leichenbegleitung. Ulrich theilte Einigen im Vorübergehn die frohe Nachricht mit, die nun schnell von Munde zu Munde ging, so daß als am Morgen die Sonne über Bleicherode aufging, Niemand im ganzen Orte war, der nicht von Heinrich Richter und seiner Rückkehr sprach. Manche wußten nun auch schon von großen Reichthümern zu erzählen, die er aus der neuen Welt mitgebracht hätte, und da zufällig um dieselbe Zeit einige schwer bepackte Lastwagen im Wirthshause angekommen waren, so war kein Zweifel, daß dieß die mitgebrachten Schätze, und seine Verwandten also glückliche und beneidenswerthe Leute wären. Heinrichs Stieftochter und ihr

Mann, die ihn bei seiner Ankunft so schnöde von der Thür gewiesen hatten, bereuten es jetzt zu spät, und warfen sich gegenseitig Dummheit und Unverstand vor. Auch war ihnen nicht wenig bange, daß es nun zu einer Untersuchung über den Stand des Vermögens kommen, der Stiefvater Alles herausfordern, und sich so auf die empfindlichste Weise an ihnen rächen möchte. Diese Besorgniß ging nicht in Erfüllung. Zufrieden mit dem, was er besaß, that Heinrich, um das Andenken seiner zweiten Frau zu schonen, Verzicht auf sein Recht, und begnügte sich mit strenger Rüge und scharfen Ermahnungen. Die Ermahnungen fruchteten nicht viel; auch die Unterstützungen, mit denen er ihnen in dringenden Fällen von Zeit zu Zeit half, besserten wenig in den verwilderten Haushaltungen, deren Gebrechen tiefer lagen, als daß ihnen durch äußere Mittel hätte können abgeholfen werden. Uebrigens empfing Heinrich jetzt von allen Seiten Beweise von Liebe und Achtung, wie man denken kann, da er ein wahrhaft ehrenwerther, und nun auch durch seine Schicksale in Bleicherode ein merkwürdiger Mann geworden war. Gleich am ersten Tage fand sich der glückliche Vater bei ihm ein, dessen Frau am Abend seiner Ankunft geboren hatte, und ersuchte ihn bei dem Kinde Pathe zu werden; und nach Verlauf von acht Tagen wurde ihm durch Abgeordnete der Bürgerschaft angekündigt, daß er, wie der Rathsherr Jacob Helm in prophetischem Geiste vorausgesehn hatte, von der ganzen Gemeinde einstimmig zum Bürgermeister der Stadt erwählt worden sey.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort.	VII
1.	Der Mittag auf dem Königssee.	1
2.	Die Heimath.	19
3.	Der Tartarchan.	25
4.	Aennchen von Wasserburg.	27
5.	Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.	49
6.	Der Einsturz.	60
7.	Der Erfrorne.	64
8.	Peter Ring.	71
9.	Niemand weiß was ihm gut ist.	77
10.	Der kleine Robinson.	86
11.	Die Heumacher.	103
12.	Gastfreundschaft.	107
13.	Recepte gegen Unbesonnenheit.	111
14.	Die Temperamente.	114
15.	Die Glücksfälle.	123
16.	Der Staar.	133
17.	Ottmar.	137
18.	Die glückliche Rückkehr.	172

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, / Ludwig, Johann Lorenz / Hebenstreit, Ernst Benjamin Gottlieb

Schriften für die Jugend

Bd.: 3

Leipzig 1844

Paed.pr. 1630-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760033-4